This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

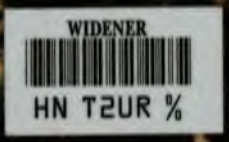
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

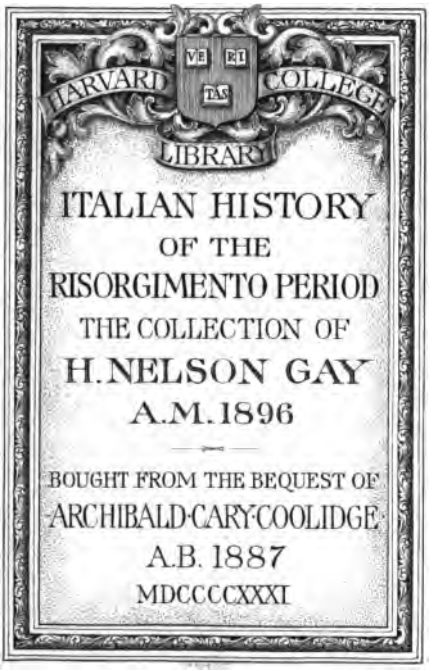
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C
A608
76.8



C 4608.76.8


HARVARD COLLEGE
LIBRARY
ITALIAN HISTORY
OF THE
RISORGIMENTO PERIOD
THE COLLECTION OF
H. NELSON GAY
A.M. 1896
BOUGHT FROM THE BEQUEST OF
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
A.B. 1887
MDCCCCXXXI

Roma
Jacy.

aa

Geſchichte des Papſtthums

im neunzehnten Jahrhundert.

Von

Dr. Fredrik Nielſen,
ordentl. Prof. der Kirchengeſchichte zu Kopenhagen.

Deutſch von A. Michelſen.

I. Theil:

Einleitung. Pius VII.

Zweite Auflage.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1880.

C 4608.76.8

HARVARD COLLEGE LIBRARY
H. NELSON GAY
RISORGIMENTO COLLECTION
COOLIDGE FUND
1931

Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater Aller, der da ist über euch Allen und durch euch Alle und in euch Allen.

Eph. 4, 5. 6.

Vorwort des Verfaſſers

zur deutſchen Ausgabe.

Als der unter uns längſt bekannte und geſchätzte Ueberſetzer mir, dem jüngeren Freunde, ſeine Bereitwilligkeit zu erkennen gab, dieſes Buch in die deutſche Leſewelt einzuführen, ſo drängten ſich mir dagegen manche Bedenken auf. Die nachfolgenden Schilderungen*) waren aus einer Reihe von Vorleſungen hervorgegangen, die ich im Frühjahre 1876 an der Univerſität zu Kopenhagen vor einem gemiſchten Kreiſe von Männern und Frauen hielt; und in mehr als Einer Hinſicht mögen ſie dieſen ihren Urſprung noch

*) Der Titel des Originals lautet: „Romer-Kirken i det nittende Hundredaar. En historik skildring af Fredrik Nielsen. Pavedömmet. Kjöbenhavn, Karl Schönbergs Forlag, 1876.“ gr. 8. 391 Seiten.

heute verrathen. In Dänemark würde ein diesen Gegenstand behandelndes Werk, welches nur auf die engeren Kreise der Theologen und der Geschichtsforscher berechnet wäre, schwerlich ans Tageslicht treten können, ein Umstand, der wohl im Auge zu behalten ist. Hierzu kommt, daß die Darstellung zeitlich so nahe liegender Begebenheiten ihre besonderen Schwierigkeiten hat. Muß man die Dinge doch aus einer gewissen Entfernung sehen, um zwischen Dem, was groß und was klein ist, recht unterscheiden zu können. Es fehlt auch viel daran, daß heute schon alle geheimen Fäden entwirrt, die letzten Consequenzen aufgedeckt vor uns liegen sollten. Endlich blieb in Betreff der zu benutzenden Literatur (ungeachtet der reichen Schätze unserer öffentlichen Bibliotheken) dem Autor hier im Norden, mitten in einem protestantischen Lande, mehr als Ein pium desiderium nothwendig unerfüllt. Nur zum Theil wird dieser Uebelstand vielleicht dadurch aufgewogen, daß es dem, in einem gewissen Abstande befindlichen Autor eher möglich ward, sine ira seine Sache zu besprechen, als einem Anderen, welcher sich auf dem Kampfplatze selbst und mitten in der Schaar der Kämpfer befindet.

Zwiefach mußten mir die erwähnten Bedenken entgegentreten, als bald nach Veröffentlichung der dänischen

Ausgabe eine deutsche in Frage kam. Und dennoch habe ich auch hierzu den Muth gewonnen. Diesen verdanke ich theils der so besonders günstigen Aufnahme, welche das Buch zunächst bei meinen eigenen Landsleuten gefunden hat, theils aber auch der ermuthigenden Aufforderung desjenigen dänischen Theologen, welcher in der deutschen protestantischen Welt, wie kein anderer der nordischen Theologen, das Ehrenbürgerrecht erworben hat.

Demnach erscheint denn jetzt diese deutsche Ausgabe als eine nur an wenigen Stellen geänderte und erweiterte Wiedergabe der dänischen. Die Aenderungen aber sind dadurch herbeigeführt, daß einzelne Schriften benutzt werden konnten, die im vorigen Jahre entweder noch gar nicht erschienen, oder doch mir nicht zugänglich geworden waren.

Ein zweites, diesem entsprechendes Buch — über „das innere Leben", wie es sich im 19. Jahrhundert innerhalb der römischen Kirche entwickelt und dargestellt hat — hoffe ich bald liefern zu können, und zwar gleichzeitig in Deutschland und in Dänemark.

Unter den vielen Kämpfen, welche jenseits wie diesseits der Ostsee die Völker in beständiger Unruhe und Spannung erhalten, möge dieses Buch als

ein friedlicher Gruß an alle Diejenigen ausgehen, welche in Luther's Vaterlande für den Glauben kämpfen, der die Kraft Luther's im Leben und sein Trost im Sterben gewesen ist!

Kopenhagen, $18^{77}/_{80}$.

Fr. N.

Inhalt.

Seite

Geschichtliche Einleitung 1

Pius VII. 38

Einleitung.

Der Anbruch des neunzehnten Jahrhunderts war für die römiſche Kirche dunkel und drohend. Pius VI. ſtarb in Valence in der Dauphiné, den 29. Auguſt 1799, als ein Verbannter und Gefangener; in ſeiner Hauptſtadt aber hatte, mit Hülfe franzöſiſcher Waffen, die Revolution geſiegt. Auf einer der Tiberbrücken war eine Statue errichtet, welche die Göttin der Freiheit darſtellte, wie ſie die Tiara unter die Füße tritt. Dieſes ſollte eine Weiſſagung des Schickſales ſein, welches das Papſtthum erwartete in dem nahe bevorſtehenden neuen Jahrhundert. Als dieſes eintrat, befand ſich die römiſche Kirche ohne Oberhaupt: denn acht Monate verfloſſen zwiſchen dem Tode Pius VI. und der Wahl des neuen Papſtes. Und dieſem traten ſogleich Schwierigkeiten von allen Seiten entgegen.

In Frankreich war der Klerus durch Guillotine und Landesverweiſung bedeutend geringer an Zahl geworden, und die gläubigen Katholiken in täglicher Lebensgefahr. Das Eigenthum der Kirche war eingezogen, die Klöſter geſchloſſen, und die einflußreichſte Klaſſe der Bevölkerung hatte ſich von Chriſtenthum und Kirche abgewandt. Anſtatt der Andachtsbücher und Hirtenbriefe las der gebildetere Theil des franzöſiſchen Volkes die Schriften der Philoſophen, und dieſe waren voll Spottes und Hohnes gegen das Chriſtenthum im Allge-

gemeinen und die römische Kirche insbesondere. Montesquieu hatte in seinen „Persischen Briefen“ [1]) die Pfeile seines Witzes gerichtet auf „jenen alten Götzen, welchem man aus bloßer Gewohnheit Weihrauch streue“, auf den „Zauberer, welcher den König glauben mache, daß Drei Eines seien, daß Brod, welches man verspeise, dennoch kein Brod, Wein, welchen man trinke, dennoch kein Wein sei“. Zu gleicher Zeit hatte er seine Angriffe auch gegen Cölibat und Klöster, Beichtstuhl und Inquisition gerichtet, und Spott getrieben mit den Lehren vom Sündenfall und der wunderbaren Geburt des Herrn. In seinem Werke vom „Geist der Gesetze“ redete er der Toleranz das Wort, nicht aber der Glaubensfreiheit. „Ist man in einem Staate Herr darüber, einer neuen Religion die Aufnahme zu gewähren oder zu versagen, so soll man sie nicht zulassen; hat sie aber einmal Eingang gefunden, so soll man sie dulden“ [2]). Eine Sprache, welche uns an das alte heidnische Rom erinnert und an die Stellung, die dasselbe gegenüber den Göttern fremder Völker einnahm; daß aber von einer solchen Duldung der Schritt zum Glaubenszwange kein großer oder befremdlicher war, sofern man einmal mit dem Blicke der sogenannten Philosophen die römische Kirche ansah, liegt auf der Hand. Voltaire und seine Gesinnungsgenossen gingen in ihren Aeußerungen über den Papst noch weiter. Sie hatten dabei nicht „die thörichte und gefährliche Eitelkeit“, den Autornamen ihren Schriften vorzusetzen, und hinter dem Visier der Anonymität ließ sich ja Alles sagen. In dem berüchtigten Buche: „L'imposture sacerdotale“, welches anonym im Jahre 1767 in London erschien, heißt es [3]): „Der soge-

1) Lettres persanes XXIV u. XXIX.
2) L'esprit des lois XXV (Genève 1750), T. III, p. 58.
3) Vgl. F. Laurent, L'église et l'état, 2e édit., T. II, p. 561 ss.

nannte Statthalter Christi ist nichts als ein gefährlicher Betrüger, ein Plagegeist für die Staaten, ein Widersacher der Fürstenmacht und des Völkerfriedens." Voltaire läßt es sich angelegen sein, die Fürsten davon zu überzeugen, daß die Priester die schlimmsten Feinde des Königthums seien, dagegen die Philosophen die beste Stütze desselben wider die Uebergriffe des Klerus. Jetzt, meint er, sei für den Staat die Zeit gekommen, daß er die Macht zurücknehme, welche im Mittelalter die Kirche an sich gerissen habe; man dürfe es nicht länger dulden, daß die Kirche in der bürgerlichen Gesellschaft die Herrschaft übe. Voltaire nimmt den alten Gedanken Bonifacius' VIII. auf, daß die kirchliche und die staatliche Macht schlechterdings nicht in gleichberechtigter Stellung neben einander bestehen können, nur daß er zu dem entgegengesetzten Schlusse gelangt. Nicht der Kirche gebühre die Ueberordnung und Herrschaft, sondern dem Staate: „Wie kann man wohl in einem Hause zwei Herren dulden, den Hausvater und den Hauslehrer, welcher von dem ersteren besoldet wird?" Rousseau ist in diesem Stücke mit Voltaire einig. In dem merkwürdigen achten Kapitel des 4. Buches seines „Contrat social", wo er von der „bürgerlichen Religion" redet, zählt er die römische Kirche — neben dem Lamaismus und der japanesischen Religion — zu den sonderbaren Religionen, welche „den Menschen zwei Gesetzgebungen, zwei Herrscher und ein doppeltes Vaterland geben, welche ihnen Pflichten auflegen, die mit einander in Widerspruch stehen und es den Menschen unmöglich machen, zu gleicher Zeit fromm zu sein und rechte Bürger" [1]). Das evangelische Christenthum ist zwar seiner

[1]) Zur Würdigung dieser Bedenken s. Bluntschli, Politik (Stuttgart 1876), S. 237 ff., mit dessen Auseinandersetzungen ich freilich im Uebrigen mich selten einverstanden erklären kann.

Ansicht nach unendlich viel besser; aber dem Gemeinschaftsgeiste, meint er, widerstreite es gleichfalls. Eine Gemeinschaft wahrhafter Christen werde niemals eine Gemeinschaft von Menschen sein. Das Christenthum sei durch und durch geistlich (himmlisch und überweltlich) und habe keinen Sinn für diese Erde. Blühe ein Staat, so dürfe schwerlich der Christ an dem allgemeinen Glücke theilnehmen; komme der Staat in Verfall, so segne jener die Hand Gottes, welche schwer auf dem Volke liege. Das Christenthum führe leicht zur Tyrannei. Denn es brauche sich unter den wahren Christen ja nur ein einziger Ehrgeiziger, Ein Catilina, ein einziger Heuchler, Ein Cromwell, zu finden, so werde ein Solcher ihre Frömmigkeit sich zu Nutze machen. Die wahren Christen seien dazu geboren, Sklaven zu sein. Nach dieser Auseinandersetzung, welche, wie überhaupt die Angriffe jener französischen Philosophen, gegen die christliche Kirche gerichtet ist, und nicht bloß gegen das Papstthum und die Kirche Roms, geht Rousseau näher ein auf Das, was er bürgerliche Religion nennt. Es liege im Interesse des Staates, daß jeder Bürger eine Religion habe, durch welche diesem die Liebe zur Pflicht eingeflößt werde; die religiösen Dogmen aber seien dem Staate gleichgültig. Dagegen gebe es gewisse „gesellige Empfindungen" (sentiments de sociabilité), ohne welche man weder ein guter Bürger, noch ein zuverlässiger Unterthan sein könne. Jedoch seien diese Dogmen der bürgerlichen Religion mehr moralischer Natur, als religiöser, und sie müßten so wenig an Zahl und so einfach sein wie möglich. Sie könnten sich füglich auf den Glauben „jenes savoyardischen Vikars" (bei Rousseau) beschränken, den Glauben an ein höchstes Wesen, die Unsterblichkeit der Seele und das Gewissen. Diese Glaubensartikel zu bestimmen, sei Sache des Souveräns. Zwar könne er Niemand zum Glauben an dieselben zwingen, wohl aber die Bürger, die

sich ihnen gegenüber ungläubig verhalten, aus dem Lande weisen, nämlich als „insociables", nicht aber als gottlos. Aber neben diesen Dogmen müsse der Staat die Maxime geltend machen, daß alle Intoleranz durchaus verwerflich sei. „Jeder, der da sagt: ‚Außer der Kirche kein Heil!' werde aus dem Staate gejagt." Während Voltaire und Rousseau in ihrer Weltanschauung doch immer noch einen gewissen Platz für einen Gott übrig ließen, so gingen die Materialisten viel weiter. Die Mitarbeiter an der Encyclopädie (welche seit der Mitte des 18. Jahrhunderts unter der Redaction Diderot's und d'Alembert's erschien) bewiesen in solchen Artikeln, die kirchlich gesinnten Lesern ein Aergerniß bereiten konnten, eine klug berechnete Zurückhaltung [1]). Daher hat der Artikel „Christianisme" den Anschein, als behaupte der Verfasser die Inspiration der heiligen Schrift, während an anderen Stellen des berühmten Werkes dieses Dogma unbedingt verworfen wird. Der Artikel vom Papste [2]) ist in seinen geschichtlichen Abschnitten kritisch, in den kirchenrechtlichen gallicanisch, überall von dem Standpunkte aus gehalten, welchen die französische Kirche Rom gegenüber geltend machte. Dagegen verräth z. B. der Artikel über das moderne Rom [3]) einen hohen Grad von Gleichgültigkeit gegen die christlichen Denkmäler und die Kirchen der ewigen Stadt. Das Hauptwerk des französischen Materialismus: „Système de la nature", bekämpft den Gottesgedanken, und zwar in allen seinen Formen, dreister, als es jemals von einem Ungläubigen des Alterthums, oder neuerdings in der materialistischen Literatur,

---

1) H. Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrh. (Braunschweig 1872), Bd. II, S. 282.

2) Encyclopédie (Neufchâtel 1765), T. XI, p. 834 ss.

3) Ib. T. XIV, p. 347 ss.

wenigstens in der Mehrzahl ihrer Erscheinungen, geschehen ist. Die Religion gilt dem Verfasser dieses Buches als die Hauptquelle alles menschlichen Verderbens und Elendes, weßhalb er den Deismus und Pantheismus seiner Zeit gerade so schonungslos verfolgt, wie die positiven kirchlichen Dogmen. Er kämpft aber darum gegen allen und jeden Gottesbegriff, weil er in dem Menschen einen mystischen Zug vorfindet, welcher sich selbst an den einfachsten und unbestimmtesten Gottesbegriff anhängen und mit Hülfe der Phantasie und Poesie aus ihm irgend einen Cultus gestalten werde [1]). In den Kreisen der französischen Materialisten erblicken wir daher in religiöser Hinsicht, was heute die äußerste Linke heißt. Für einen solchen Standpunkt verschwinden eigentlich alle Unterschiede zwischen der römischen Kirche, dem evangelischen Christenthume und den Bekenntnissen des savoyardischen Priesters. Das, wogegen hier gekämpft wird, ist das Gottesbedürfniß selbst, und es ist dabei etwas Unwesentliches, wie die einander entgegengesetzten religiösen Parteien dieses Bedürfniß zu befriedigen suchen.

Dieses waren die Ideen eines Montesquieu, eines Voltaire, eines Rousseau, endlich der Materialisten und Sensualisten, Ideen, durch welche ein tiefer Riß innerhalb der französischen Gesellschaft entstand und welche den eigentlichen Anstoß gaben zu der großen Revolution [2]). In der ersten Periode der-

[1]) Hiernach muß man es als eine Inconsequenz bezeichnen, daß das Système de la nature dennoch von einem „wahren Cultus der Natur" und sogar von Altären redet, welche man dieser errichten solle. Vgl. F. A. Lange, Geschichte des Materialismus (2. Aufl. 1873), Bd. I, S. 384.

[2]) Vgl. S. de Pressensé, L'église et la révolution. K. Hase, Die erste französische Revolution und die Kirche (Jahrbücher für protestantische Theologie 1876, Hft. 1), und A. Schmidt, Pariser Zustände während der Revolutionszeit, namentlich Bd. III (Jena 1876), S. 217 ff.

selben gingen die Veränderungen, die man mit den bestehenden religiösen und kirchlichen Zuständen vornahm, darauf hinaus, daß man in einigermaßen glimpflicher Weise einen Uebergang anbahnte zu einer neuen Ordnung. Das Kirchengut wurde eingezogen; aber der Staat übernahm die Verpflichtung, für den Unterhalt der Geistlichkeit zu sorgen und die Kosten des Cultus zu bestreiten. Die Klöster und kirchlichen Orden wurden aufgehoben; aber man erklärte zugleich: „Niemand darf seiner Ansichten wegen behelligt werden, auch nicht seiner religiösen Ansichten wegen, so lange er nicht bei Verbreitung derselben die gesetzliche, öffentliche Ordnung stört.“ Man gewährte Cultusfreiheit und führte die Civilehe ein; auch war eine Zeitlang die Rede von völliger Trennung des Staates und der Kirche. Diesen Gedanken gab man jedoch wieder auf in Anbetracht der mit einer solchen Trennung verbundenen Schwierigkeiten. Alsdann mußte man nämlich, entweder ohne weitere Bedingung das Kirchengut einziehen, was aber damals als Raub gestempelt worden wäre, oder auch einiges Vermögen der Kirche zu freier Verfügung überlassen, und das erschien wieder gefährlich. Es galt eben, die Geistlichkeit innig mit der Revolution zu verbinden, was der eigentliche Zweck der bürgerlichen Constitution war. Diese war darauf angelegt, die neue Departementseintheilung des Reiches mittelst einer neuen Eintheilung der bischöflichen Sprengel vollständig durchzuführen, ferner den Klerus dadurch, daß man ihm eine gewisse nationale Selbständigkeit verlieh, von Rom loszureißen, ohne daß jedoch die Glaubensgemeinschaft mit dem Papste Eintrag leiden sollte. Bischöfe und Priester sollten eine feste Besoldung erhalten und durch die Laien gewählt werden, die Bischöfe durch die Wähler zu den Departementsräthen, die Priester durch die Wähler zu dem Verwaltungsrath der einzelnen Distrikte. Juden und Protestanten bekamen mit den Katho-

liken völlig gleiches Wahlrecht. Diese eingreifende Neuerung, in welcher der gläubige Katholik noch etwas Anderes und weit mehr erkennen mußte, als eine bürgerliche Constitution für den Klerus, stieß auf lebhaften Widerspruch. Dieser wurde indeß vollends lahm gelegt, als Mirabeau seine Stimme erhob und erklärte: „Die Nation, deren Priester sich in Opposition stellen, habe Grund, zweifelhaft zu werden, wieweit diese noch brauchbare Bürger bleiben könnten. Das Volk würde es nicht zugeben, daß man die Sorge für die Seelen ferner Männern überlasse, die Feinde seines Glückes seien." Diese Erklärung klang wie eine Weissagung schwererer Zeiten für die Geistlichkeit, und solche sollten bald genug kommen. Um die Priester näher an die Revolution zu binden, wurde beschlossen, daß sie einen Eid ablegen sollten, durch welchen sie nicht allein Treue angelobten gegen die bürgerlichen Behörden und Gesetze, sondern sich zugleich verpflichteten, die von der Nationalversammlung angenommene und vom Könige sanctionirte Verfassung mit allen Kräften aufrecht zu halten. Ludwig XVI. weigerte sich lange, zu einer solchen Maßregel gegen die Geistlichkeit seine Zustimmung zu geben: denn er erblickte in der neuen bürgerlichen Verfassung eine Beeinträchtigung des Sacraments der Priesterweihe, und bei einem gespannten Verhältnisse zu Rom bangte ihm für seiner Seelen Seligkeit. Erst nach längerer Ueberlegung gab er nach, und eigentlich erst nachdem er seinen Fluchtplan gefaßt hatte. Es war keine große Anzahl von Bischöfen und Priestern, welche dem Vorgange Talleyrand's und Grégoire's folgten, als diese im Anfange des Jahres 1791 jenen Eid ablegten. Die Eidesfrage spaltete die römische Kirche Frankreichs in zwei Parteien, deren eine dem Papste, die andere der Revolution zugethan war. Als auch Avignon und Venaissin, beide seit Jahrhunderten päpstliches Eigenthum, eingezogen wurden, stieg

die Erbitterung Roms; und seit diese sich in verdammenden Aussprüchen und Bannflüchen Luft machte, entbrannten die Männer der Revolution zu noch stärkerem Hasse gegen die Kirche und ihre Diener. Man meinte des Christenthums nicht weiter zu bedürfen. Die Häupter der revolutionären Partei hatten, wie Roland an den König schrieb, „in der Proclamation der Menschenrechte ein Evangelium gefunden, und die Verfassung sei ihnen zu einer Religion geworden, für welche sie auch zu sterben bereit seien". Selbst ein Weib wie Charlotte Corday war über alle positive Religion hinaus.

Den eigentlichen Wendepunkt in der Geschichte der Revolution, sofern sie die Kirche betrifft, bildet der Schluß des Jahres 1792. Nach den letzten Tagen des Königthums währte es nicht lange mehr bis zur Abschaffung der öffentlichen christlichen Gottesdienste. Schlag auf Schlag folgten auf einander: die Verfolgung der eidverweigernden Priester, die Einziehung der Besoldungen des Klerus, Glaubenszwang der ärgsten Art, ja geradezu Christenverfolgung. Aber das Christenthum war in dem französischen Volke weit tiefer gewurzelt, als man in den Salons von Paris es sich vorstellte. Der große Aufstand in der Vendée mit seiner „römisch-katholischen Armee" galt zumeist dem Verfahren der Revolution gegen die Kirche, und nur in zweiter Linie dem gegen das Königthum; und selbst in Paris hatte die Kirche größere Macht, als die Freidenker behaupteten. Am 9. Mai 1793 schrieb Dütard an Garat [1]): „Die Religion bewahrt noch ihre Herrschaft über das Volk in Paris. Diesen Morgen trug vor meiner Thür ein Priester in seiner Amtskleidung das heilige Abendmahl zu einem Kranken. Sie würden mit Staunen gesehen haben, wie dasselbe Volk, das die Diener des Cultus

1) Schmidt a. a. O., Bd. III, S. 221.

verfolgt, von allen Seiten herbeilief, um sich insgesammt, Männer und Frauen, Alt und Jung, zur Anbetung auf die Kniee zu werfen." Wagte doch, allen Declamationen gegen das Christenthum zum Trotz, nicht einmal der Jacobiner-Club, ein hölzernes Kreuz, das vor Aller Augen an einer der Tribünen des Saales hing, zu beseitigen. Die Feier der kirchlichen Feste wurde weit über die Zeit des Verbotes hinaus fortgesetzt. Sogar, nachdem am 23. November die Verordnung erlassen war, alle „unter dem Namen Kirchen bekannten Gebäude zu schließen", wurden vieler Orten die Sonn- und Festtage gefeiert, namentlich im südlichen und westlichen Frankreich. Die Heilighaltung des Sonntags war so tief in das Volksleben eingedrungen, daß sie sich nicht leicht ausrotten ließ, und die Monatseintheilung nach Dekaden (zehntägigen Wochen) hatte überdieß in materieller Hinsicht zwei Gegner: den Bart und das reine Hemd [1]). Ueberall gab es nichtvereidete Priester, welche heimlich Kinder tauften und Beichte hörten, und Grégoire erzählt, viele Leute hätten gegen ihn ihre Verstimmung und Angst geäußert wegen des gottlosen Treibens. Man griff öfter zu seltsamen Auswegen, um sein religiöses Bedürfniß zu stillen. So veranstaltete eine gewisse Dame einen Ball, und in einem kleinen Zimmer hinter dem Tanzsalon saß ein Priester, der einigen der Gäste Beichte saß. Die Saturnalien des sogenannten Vernunftcultus, sowie jenes theatralische „Fest für das höchste Wesen" auf dem Marsfelde erregten bei allen Ernstgesinnten nur Ekel und Aergerniß; und Katholiken, welche je mit innerlicher Theilnahme einen katholischen Gottesdienst mitgefeiert hatten, war

---

[1]) Ein Wort von Benjamin-Constant, welches Roscher anführt in: „Die Grundlagen der Nationalökonomie" (9. Aufl. 1871), S. 359.

es natürlich gar nicht möglich, an dergleichen Theatereffekten Gefallen zu finden. Sobald im Anfange des Jahres 1795 wieder Cultusfreiheit gewährt war, sofern die Katholiken sich selbst gottesdienstliche Lokale verschaffen und auch die Diener der Kirche selbst besolden wollten, sammelten sich in Kurzem die Gemeinden. Alle Bethäuser in Paris füllten sich, und die meisten Läden blieben Sonntags geschlossen, nachdem endlich, im Mai 1795, die Erlaubniß ertheilt wurde, „in denjenigen Gebäuden, die ursprünglich dazu bestimmt waren", Gottesdienst zu halten. Als die St. Gervaiskirche am 21. Juni zuerst wieder geöffnet wurde, war sie alsbald bis auf den letzten Platz gefüllt. Selbst der officielle Bericht mußte von den bei dieser Veranlassung gehaltenen Predigten gestehen: „sie bewegten sich in den besten Grundsätzen und athmeten jene sanfte und beredtsame Philosophie, die fähig ist, ob der Uebel der Vergangenheit zu trösten und die Geister zu jenen Ideen von Ruhe und Ordnung zurückzuführen, welche die einzigen Grundlagen des Glückes der Staaten sind" [1]).

Unter dem Directorium trat die erste Gegenwirkung gegen die Ausschweifungen der Freidenkerei öffentlich hervor. Das Directorium hielt zwar fest an der Bestimmung, daß die Republik für keinen Cultus, welcher es auch sein möge, ihrerseits Honorarzahlungen leiste; aber dem früher erlassenen Verbote, durch Geldgeschenke zu den Unkosten der Gottesdienste beizutragen, wurde nunmehr diese Fassung gegeben: „Niemand kann gezwungen werden, zu den Kosten irgend eines Cultus beizutragen." Zugleich wurde festgesetzt, daß „Niemand verhindert werden dürfe, den von ihm selbst gewählten Gottesdienst zu verrichten". Der so lange gewaltsam zurück-

---

[1]) Schmidt a. a. O., Bd. III, S. 249.

gedrängte kirchliche Sinn gab sich alsbald sehr beredtes Zeugniß, und das Directorium selbst ward stutzig, als es die Früchte seiner freisinnigen Maßregeln erblickte. Ein reisender Republikaner schreibt gegen Ende des Jahres 1795 also: „Im Departement Vienne hört man allenthalben Glockengeläute; alle Kirchen sind offen; Messen, Vesper und all das Narrenzeug nimmt kein Ende". Demzufolge beschloß das Direktorium, zu neuen Verhaltungsmaßregeln zu greifen. Es richtete seinen Blick insbesondere auf die Schulen, um die Kinder jeder positiv religiösen Einwirkung zu entziehen und sie im Geiste der Revolution unterweisen und erziehen zu lassen. Ferner wurde jede gottesdienstliche Feier außerhalb der Gotteshäuser verboten; auch solle sich Niemand in geistlicher Kleidung oder mit gottesdienstlichen Geräthen öffentlich zeigen. Die neue Zeitrechnung wurde zu strenger Durchführung eingeschärft; endlich brach auch die Verfolgung von Neuem los. Ebenso wie der Nationalconvent durch die Anbetung der Vernunft in der Gestalt einer Dirne und das Fest für das höchste Wesen den Versuch gemacht hatte, einen neuen Gottesdienst zu schaffen, hat auch das Directorium etwas Aehnliches versucht mittelst der sogenannten Theophilanthropen. Der Theophilanthropismus war ein neues Experiment, die Rousseauschen Gedanken in die Wirklichkeit einzuführen; und eine kurze Zeit lang fand er durch den Umstand große Verbreitung, daß er von obenher begünstigt wurde. Eines der Mitglieder des Direktoriums, La Reveillère-Lepaux, war der Apostel dieser neuen Religion. Die Theophilanthropen „ehrten" ein höchstes Wesen, welches die Tugend belohnt und das Unrecht straft. Zu Ehren dieses Wesens wurden in ihren Zusammenkünften Lieder gesungen und Vorträge gehalten, welche die Menschen- und Bürgerpflichten einschärften. Der alte Cultus wurde durch erneute Polizeivorschriften genöthigt, sich wieder

in die Verborgenheit zurückzuziehen; aber alle Gunst des Direktoriums war nicht im Stande, dem todtgeborenen Theophilanthropismus Geist und Leben einzuhauchen. In einem Berichte über die Einführung der theophilanthropischen Gottesdienste in sämmtliche Pariser Kirchen heißt es: „Die Versammlungen werden indeß weniger besucht. Dieser Cultus verspricht keinen dauernden Bestand. Die feste und fortgesetzte Aufmerksamkeit des Geistes ermüdet den Arbeiter; er will zerstreut werden; einförmige Reden schläfern ihn ein." Als La Reveillère-Lepaux gegen den vormaligen Bischof von Autun, den geistreichen Talleyrand, über die geringe Eroberungskraft der neuen Religion sich beklagte, so antwortete dieser: „Jesus Christus ist für seine Religion gekreuzigt und auferstanden. Sie müssen etwas Aehnliches für die Ihrige thun."

Ueberdieß war der Theophilanthropismus in den Augen mehrerer Machthaber nur der Uebergang zu dem rechten republikanischen Cultus, welcher darin bestehen sollte, daß man die Gesetze in den Tempeln vorlese und öffentlich erkläre. Man stellte ernstliche Versuche an, die Dekadenfeste zu allgemeinen Volksfesten zu machen; jedoch verwarf das Direktorium den Vorschlag: die Bürger zu zwingen, „pünktlich den nationalen Festen sammt ihren Frauen und Kindern beizuwohnen, die republikanischen Ruhetage (Dekadentage) sowohl selbst zu beobachten, als durch ihre Kinder, Arbeiter und Dienstboten beobachten zu lassen". Man begnügte sich damit, „die bürgerliche Religion" durch Verfolgung der christlichen zu stützen; aber immerwährend verlautete die Klage: die Freunde des Thrones und des Altares mehren sich, und man bekomme beständig Glockengeläute zu hören. Im August 1797 konnte sogar in der Notredame-Kirche eine Kirchenversammlung stattfinden, zu welcher fünfzig Bischöfe und viele Priester sich einfanden. Bischof Lecoz, welcher die Versammlung mit einer

Predigt eröffnete, erwähnt in derselben die Erfahrungen, die er selbst gemacht, die Scenen, deren Zeuge er gewesen: „Einfache Bauern zitterten vor Freude, als sie nur den Namen Jesu nennen hörten. Der bloße Anblick eines Bildes des Gekreuzigten machte ihr Angesicht vor Freude strahlen, nachdem sie so lange voll Trauer gewesen waren.“ [1]) Dagegen endeten die Dekaden-Gottesdienste oft mit den anstößigsten und abscheulichsten Auftritten. Namentlich artete die sogenannte Einweihung der Ehen, welche in den „Tempeln des Friedens“ stattfand, nicht selten geradezu in Skandale aus. Als ein Neger sich mit einer Weißen verheirathete, so spielte dabei das Orchester eine damals bekannte Opernmelodie zu den Worten: „Ebenholz und Elfenbein, ei, wie stehen sie so fein!“ — und das Publikum rief da capo und Bravo. Die republikanischen Blätter schwiegen nicht über dieses Unwesen und erklärten: „das abergläubische Frankreich sei mehr werth gewesen, als dieses räsonnirende“. Bonaparte's Auge erkannte die Herrschaft, welche das Christenthum über das Volk ausübte, und er beschloß alsbald, sich mit dem Papste in ein freundliches Verhältniß zu stellen. Allerdings ging die Meinung seiner Freunde dahin, die bisherigen Dekadenfeste in Bonapartefeste zu verwandeln. Ein Beamter schrieb: „Hätten wir nur der Dekadentage mehr! Alsdann hätte ich häufigere Gelegenheit, die Einen zu ermuntern, die Andern zu bestärken in dem blinden Vertrauen, welches wir Alle Bonaparte schuldig sind“. Aber der erste Consul besaß einen schärferen Blick, als seine diensteifrigen Beamten. Darum ward der Abschluß eines Concordates mit Frankreich eine der ersten und größten Aufgaben, welche der neue Papst zu lösen hatte, den die Cardinäle eben beim Wechsel des Jahrhunderts zu wählen beschäftigt waren.

---

[1]) Pressensé l. c., p. 418. 419.

Deutschland [1]) hatte freilich nicht so heftige Stürme wie Frankreich auszustehen gehabt; jedoch hatte auch dort nichts weniger geherrscht als Windstille. Der kirchliche Selbständigkeit beanspruchende Gallicanismus war längst über die Grenze gedrungen und hatte die hohe deutsche Hierarchie angesteckt. Als die Kurfürsten im Jahre 1741 zur Kaiserwahl versammelt waren, beabsichtigte man mit Beschwerden hervorzutreten über Roms Uebergriffe. Kurfürst Franz Georg war für die Sache, die Mehrzahl der Kurfürsten aber dagegen, weil ein solches Auftreten zum Aergerniß dienen würde in den Augen der Protestanten. Der Vertreter jenes Kurfürsten von Trier äußerte den Wunsch: es möchte sich doch irgend ein geschichtskundiger, gelehrter Geistlicher finden, „welcher es verstände, den Unterschied zwischen der geistlichen Macht des Papstes und den Uebergriffen der römischen Curie in das rechte Licht zu stellen und die richtige Grenze zu ziehen zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht". Dieser Wunsch wurde zweiundzwanzig Jahre später erfüllt, als der Weihbischof von Trier, Johann Nikolai Hontheim, unter dem Namen Justinus Febronius, seine denkwürdige Schrift über die Lage der Kirche und die gesetzliche (gebührende) Gewalt des römischen Bischofs erscheinen ließ [2]). Hontheim war in seiner Jugend ein Schüler des berühmten Kirchenrechtslehrers van Espen zu Löwen gewesen, welcher in Verbindung mit dem Pariser Kreise des Port Royal gestanden hatte; auch hatte er selbst mit Jansenisten verkehrt [3]).

---

[1]) Vgl. H. Schmid, Geschichte der kath. Kirche Deutschlands (München 1874), S. 2 ff.

[2]) Iustini Febronii de statu ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis liber singularis ad reuniendos dissidentes in religione Christiana compositus (Berolini MDCCLXIII).

[3]) K. Werner, Geschichte der kath. Theologie (München 1866), S. 210.

Den eigentlichen Inhalt seiner Schrift bildet das gallicanische System, nur auf deutschen Boden verpflanzt, nämlich die Geltendmachung des bischöflichen Amtes und der Rechte des Staates gegenüber der päpstlichen Autorität. Die Päpste werden aufgefordert, die rechten Grenzen für ihre Machtbefugnisse zu ziehen; Febronius selbst aber glaubt nicht daran, daß sie einer solchen Aufforderung folgen werden. Daher mögen die Fürsten auftreten und die Rechte ihrer Landeskirchen schirmen. Auf dem Tridentiner Concil war darüber nicht entschieden, ob die Bischöfe ihre Vollmacht unmittelbar von Gott empfangen oder vom Papste. Die erstere Auffassung theilt Febronius, und erwartet, daß, falls diese mit Hilfe der Fürsten zur allgemeinen Geltung gebracht würde und zugleich alle päpstlichen Uebergriffe zurückgewiesen werden, alsdann die römische Kirche wieder ihre alte Anziehungskraft für die Völker gewinnen werde. Die Bischöfe, sagt er, dürfen es nicht vergessen, daß sie Nachfolger der Apostel sind, und müssen ihr Recht zurückfordern. Die Doktoren der Theologie und des kanonischen Rechtes sollen ablassen von den bisherigen Irrlehren über die Gerichtsbarkeit und Unfehlbarkeit des Papstes. Das Episkopalsystem muß an die Stelle des Papalsystems treten, und der Absolutismus der gefälschten päpstlichen Decretalen gebrochen werden. Im Anfange war die Kirche keineswegs eine Monarchie. Die Apostel waren einander gleichgestellt und Petrus nur der Erste unter seines Gleichen. Die Bischöfe haben ihre Rechte unmittelbar von Christus; aber der Papst hat seinen Primat lediglich durch Uebertragung von Seiten der Kirche erhalten. Es ist eine falsche Lehre, wenn man sagt: der Papst repräsentire die Kirche; die rechte Repräsentation der Kirche ist das ökumenische Concil. Den Bischöfen gehört das Recht der Selbstverwaltung, als den Erben derjenigen Vollmacht, welche im Anfange den Aposteln übertragen worden ist, um

die Kirche regieren zu können. Diese altehrwürdige Ordnung der Dinge muß man wiederum haben. Aber wie? Das Volk sowol als die Priester müssen unterrichtet werden, welches der Ursprung der Ansprüche des Papstes sei, und wie es um die Berechtigung derselben stehe. Es müssen Synoden (Kirchenversammlungen), am besten eine allgemeine, berufen werden, jedenfalls aber Landessynoden; und die katholischen Fürsten müssen zusammentreten, um ein- für allemal der Macht und Herrschaft des Papstes ihre Grenzen zu ziehen. So Febronius. Als sein Werk erschien, saß eben der energische Clemens XIII., welcher gern die Rolle eines mittelalterlichen Papstes spielen wollte, auf dem päpstlichen Stuhle. Das Buch wurde sofort verdammt, und auf alle Weise suchte man seiner Verbreitung zu wehren; ja, in Rom wurden die, welche auf das Buch subscribirt hatten, zu den Galeeren verurtheilt. Das alles verhinderte jedoch nicht, daß es gelesen und in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Jetzt setzten sich alle Mönchsorden in Bewegung, und beinahe jeder derselben trat mit einer Widerlegung hervor. Aber Febronius ruhte ebenfalls nicht. Ungeachtet seines hohen Alters antwortete er den Einwendungen der Gegner aufs Unermüdlichste, und zwei Päpste sanken ins Grab, ohne daß es gelang, dem anonymen Verfasser zu Leibe zu gehen. Als endlich Pius VI. erfuhr, von wem das Buch herrühre, bot er alle Kraft und Mühe auf, um den greisen Hontheim zum Widerrufe zu zwingen. Zuvörderst wußte der kurfürstliche Beichtvater zu Trier, ein kluger Jesuit, die Stellung, die jener dort als vertrauter Rathgeber des Kurfürsten inne hatte, zu untergraben. Alsdann brachte man den Kurfürsten selbst dazu, daß dieser ihm den Widerruf anrieth, und Hontheim richtete im Jahre 1778 an den Papst eine schriftliche Erklärung, in welcher er seine Ehrfurcht aussprach gegen den römischen Stuhl. Hiermit gab sich indeß der Papst nicht zu-

frieden, und zuletzt nöthigte er Hontheim einen Widerruf ab, der bestimmter lautete und, wie es scheint, in Rom formulirt war. Es fiel dem Papste und seinen Gehülfen schon schwer genug, einem achtzigjährigen Manne diesen Widerruf abzunöthigen; aber unmöglich war's, die Wirkungen zu vernichten, welche von der Schrift des Febronius ausgingen. Seine Ideen wurden zum gemeinsamen Eigenthum aller gebildeten Katholiken; und selbst Kirchenrechtslehrer, wie Pereira in Portugal und Stattler[1]) zu Ingolstadt, nahmen sie auf. Ja, wenige Jahre nachher waren sie es, welche die ersten Kirchenfürsten Deutschlands bei ihrem gemeinsamen Auftreten gegen den Papst geltend machten.

Die Veranlassung zu einem Conflicte zwischen den deutschen Kirchenfürsten und dem Stuhle Petri war folgende. Seit den Tagen der Reformation hatte der Papst nach mehreren Punkten Deutschlands (z. B. Wien, Köln) und der Schweiz (Luzern) Nuntien[2]) abgeordnet, zu dem Zwecke, den Kampf wider den Protestantismus besser führen zu können. Namentlich war der Nuntius zu Wien der „personificirte Gedanke der Gegenreformation". Diese Nuntien waren die Stellvertreter des Papstes, jedoch mit verschiedenen Vollmachten an ihren verschiedenen Orten ausgestattet. In der Errichtung dieser Nuntiaturen sahen die Landesbischöfe eine Beeinträchtigung ihrer Würde; und als im Jahre 1785 eine neue Nuntiatur in Wien errichtet werden sollte, so thaten sie Einspruch. Zwar besaß Bayern keinen besonderen Landesbischof, welcher sich hätte ge-

---

[1]) Daher ist Stattlers „Demonstratio catholica" nach langen Verhandlungen zuletzt auf den „Index der verbotenen Bücher" gekommen. S. Werner a. a. O. S. 225.

[2]) Vgl. O. Mejer, Die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht (Göttingen und Leipzig 1853), Bd. II, S. 180 ff.

kränkt fühlen können; das Land war aber in kirchlicher Hinſicht unter den Erzbiſchof von Salzburg und den Kurfürſten von Mainz geſtellt. Dieſe hohen Kirchenfürſten, welche febronianiſchen Anſchauungen huldigten, überzeugten ſich, daß der eigentliche Hauptzweck bei Errichtung der neuen Nuntiatur kein anderer war, als ihren amtlichen Einfluß von Bayern ferne zu halten, deſſen damaliger Kurfürſt an dem Gängelbande geheimer Jeſuiten ging. Sie richteten daher jetzt eine Anfrage nach Rom betreffs der Grenzen für die Vollmacht des neuen Nuntius; und als die Antwort ſie nicht zufriedenſtellte, ſchloſſen ſie die ſogenannte Emſer Punctation ab (25. Auguſt 1786). Auf einem Congreſſe zu Ems unterzeichneten die Kirchenfürſten von Mainz, Trier und Köln, nebſt dem Erzbiſchof von Salzburg, ein Schreiben, in welchem ſie ausſprachen, daß ſie zwar in dem Papſte den Primas der Kirche ſähen, keineswegs aber das Anſehen gutheißen wollten, welches die Päpſte ſich angeeignet hätten, namentlich in Kraft der falſchen iſidoriſchen Decretalen. Weiter forderten ſie den Kaiſer auf, eine Synode zu berufen oder auf irgend eine andere Weiſe den Biſchöfen Gelegenheit zu ſchaffen, um die allmählich eingeſchlichenen Mißbräuche zu beſeitigen und die Kirchenzucht wieder auf die Bahn zu bringen. Dieſe Forderungen, conſequent durchgeführt, mußten zu vollſtändiger Aufhebung des Primates in ſeiner mittelalterlichen Geſtalt führen; und ſo konnte man freilich vorausſehen, daß ſie in Rom dem entſchiedenſten Widerſtande begegnen würden. Der neue Nuntius zu Köln, der fünfundzwanzigjährige, ſpäter ſo berühmt gewordene Pacca, bekam Ordre, den Feldzug gegen die Emſer Aufrührer zu eröffnen. Sogleich nach ſeiner Ankunft war die neue Univerſität zu Bonn eingeweiht worden, und das war als eine feierliche Kriegserklärung gegen den heiligen Stuhl zu betrachten. Einige Jahre nachher wurde eine Kreis-Synode nach Mainz berufen, auf welcher unter

Anderem über eine theilweiſe Aufhebung des Cölibats verhandelt werden ſollte, ſo daß künftig nur die Seelſorger zu demſelben verpflichtet wären, ferner über erſprießliche Kloſtereinrichtungen, über den Gebrauch der Mutterſprache in den Gottesdienſten, über Einſchränkung des Heiligen-Cultus, endlich über Schriftleſung und die Aufhebung des beſtehenden Verbotes derſelben. Allein Pacca war der Situation ungeachtet ſeiner Jugend gewachſen, und er ließ ſich nicht ſchrecken. Alsbald nach ſeinem Eintreffen ſchrieb er an alle Geiſtlichen zu Mainz, Trier und Köln: „Es ſei dem Papſte zu Ohren gekommen, daß einige Erzbiſchöfe ſich erlaubt hätten, ihre Vollmachten zu überſchreiten, indem ſie gewiſſe, dem Papſte vorbehaltene Dispenſationen, namentlich betreffs der Ehen zwiſchen Anverwandten, ihrerſeits ertheilt hätten. Kinder aus ſolchen Ehen, wenn dieſe ohne päpſtliche Erlaubniß geſchloſſen ſeien, ſollten als in Blutſchande geboren gelten.“ Die Erzbiſchöfe thaten Einſprache und führten Beſchwerde beim Kaiſer, welcher auf ihrer Seite ſtand; aber dennoch gewann der Papſt auch über dieſe Geſtalt des Febronianismus den Sieg. Es offenbarte ſich nämlich je mehr und mehr, daß das, wovon die Kirchenfürſten in Ems ſich leiten ließen, bei Weitem weniger religiöſes Aergerniß geweſen war wegen päpſtlicher Uebergriffe, als vielmehr erzbiſchöfliches Machtgelüſte, weßhalb ſie denn auch keinen rechten Anklang und Bundesgenoſſenſchaft fanden. Zuerſt war's der Biſchof von Speyer, welcher ſich gegen die „Punctationen“ erhob, und nachher machten die übrigen Biſchöfe mit ihm gemeinſchaftliche Sache: denn alle Biſchöfe zogen es vor, unmittelbar unter dem Papſte zu ſtehen, als unter einem Metropoliten. Auch mehrere der Fürſten, namentlich der Kurfürſt von Bayern, ſtellten ſich auf Seiten des Papſtes, ſo daß die Erzbiſchöfe den Kürzeren zogen. Im November 1789 trat auf Befehl der Curie eine von vorma-

ligen Jesuiten abgefaßte Schrift ans Licht, in welcher der Papst nicht allein sich die höchste Autorität in der Kirche beilegte und die der Emser Punctation zu Grunde liegenden Principien verwarf, sondern auch das Apostelwort: „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen", für alle solche Fälle geltend machte, in denen der Wille des Papstes den Landesgesetzen gegenüberstehe. Diese Schrift fiel aber der Zeit nach zusammen mit dem Ausbruche der französischen Revolution, eines weltbewegenden Ereignisses, welches die Emser Punctation der Vergessenheit übergab.

Die Revolution war es auch, wodurch der weiteren Ausbreitung eines Ordens Einhalt geschah, welcher die katholische Kirche und insbesondere die Jesuiten ernstlich bedrohte, nämlich des weitverzweigten Illuminaten-Ordens [1]). Stifter dieses Ordens war der Kirchenrechtslehrer und Moralphilosoph Adam Weishaupt zu Ingolstadt. Er war von den Jesuiten erzogen worden, aber frühe unter den Einfluß der von Frankreich ausgegangenen Geistesrichtung gekommen, welche sich mit dem wohllautenden Namen der „Aufklärung" schmückte. In den Jesuiten erblickte er die schlimmsten Feinde dieser Aufklärung, und beschloß daher einen Verein zu bilden, welcher als Contremine gegen den Jesuitismus dienen könne. Dieser am 1. Mai 1776 constituirte Verein nahm sich sowohl den Jesuitenorden selbst, als auch die Freimaurerlogen zu Vorbildern. Die Mitglieder legten sich den Namen „Illuminaten" bei, weil sie die Sache des Lichtes gegen die Finsterniß des Aberglaubens führen wollten, und gebrauchten als Ordenszeichen die Buchstaben: P. M. C. V. (per me casci vident,

---

[1]) Vgl. G. Frank, Geschichte der protest. Theologie (Leipzig 1875), Bd. III, S. 28 ff. H. Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, Bd. III, S. 333 ff.

d. h. durch mich werden die Blinden sehend). „Die Vernunft herrschen zu lassen" (faire valoir la raison), war — nach Weishaupt's eigenem Ausdrucke — Zweck und Ziel des Vereins; und dieses Ziel suchte man durch Bekämpfung des Absolutismus und dadurch zu erreichen, daß man überall Aberglauben und religiöse Vorurtheile auszurotten suchte. Die Mitglieder der verschiedenen Ordensgrade wurden in den Dogmen der „Aufklärung" ebenso unterwiesen und erzogen, wie die Zöglinge der Jesuiten in denen der römischen Kirche; auch machte man denselben unbedingten Anspruch auf Gehorsam gegen die Oberen, wie im Jesuitismus, so wie denn auch das nämliche Spionniersystem stattfand. Daher hat man Weishaupt treffend bezeichnet als den Ignatius Loyola „der deutschen Aufklärung". In den niederen Graden sollte man Bücher lesen, die zur Herzensbildung dienen könnten. Die poetische Lectüre sollte aus Fabeln und Lehrgedichten bestehen; neben diesen empfahl man aber auch Schriften von Seneca, Epiktet, Marcus Aurelius, Plutarch, Adam Smith, Basedow, Helvetius und anderen. Die höheren Grade sollten es vorzugsweise auf bürgerliche und religiöse Bildung anlegen. Neben Weishaupt's eignen Schriften, welche eine vorwiegende Abhängigkeit von Rousseau verrathen, sollten sie „Religionsbücher" studiren, wie — das Système de la nature und Helvetius' Werke. Die Illuminaten breiteten sich auch jenseits der Grenzen der römischen Kirche aus, wie sie denn z. B. in Dänemark einige Anhänger zählten, in Schweden sogar deren viele. Der bekannte Freiherr v. Knigge, Verfasser des bekannten Buches vom „Umgange mit Menschen", war ein thätiger Wortführer sowohl der Freimaurer als der Illuminaten. Herzog Karl August von Weimar gehörte zu dem Orden unter dem Namen „Aeschylos", Ferdinand von Braunschweig als „Aron". Männer wie J. G. Schlosser und Pesta-

Lozzi waren unstreitig auch dabei, und es giebt Aufzeichnungen aus jener Zeit, die es in hohem Grade wahrscheinlich machen, daß sowohl Goethe als Herder dem Orden angehört haben. Aber durch die starke Ausbreitung des Ordens wurde die Verfolgungslust der Widersacher aufgestachelt. Weishaupt wurde abgesetzt, als „ein hochmüthiger, renommirter Logenmeister", und man setzte sogar einen Preis auf seinen Kopf. Bei dem Herzog von Gotha fand er indessen einen Zufluchtsort bis zu seinem Tode, welcher erst im Jahre 1830 eingetreten ist. Wenige Jahre nachdem er aus Ingolstadt entflohen war, schlief der Orden ein, jedoch nicht, ohne zum Theil seine nächste Aufgabe erfüllt zu haben, nämlich eine Vereinigung aller Feinde der Jesuiten zu gemeinsamer Thätigkeit. Diese Thätigkeit war nur eine kurze; sie währte aber doch lange genug, um die Thatsache augenscheinlich zu machen, daß damals die meisten dieser Feinde in den Reihen der Rationalisten zu suchen waren, sowie zugleich die andere, daß der Rationalismus auch innerhalb der römischen Kirche eine reiche Ernte eingesammelt hatte.

Sogar auf katholischen Thronen fanden beide, sowohl das febronianische Princip als die Aufklärung, ihre Freunde und Wortführer. Kaiser Joseph II. [1]) hatte, als Mitregent seiner Mutter, seinen königlichen Schwager in Versailles besucht, um die damals in Europa das große Wort führenden Kreise persönlich kennen zu lernen. Indeß reiste er in strengem Incognito, wohnte in einem Gasthofe und nahm keinen Theil an den Hoffesten. Als er heimkehrte, zeigte es sich alsbald, welche Ausbeute die Reise ihm gebracht hatte. Seit dem Aufenthalte in Frankreich stand er seiner Mutter als der Mann der neuen Zeit gegenüber, und es kam zwischen Mutter und Sohn

[1]) S. Mailáth, Geschichte des östreich. Kaiserstaates (Hamburg 1850), Bd. V, S. 122 ff.

zu öfteren Meinungsverschiedenheiten. Nachdem er alleiniger und unbeschränkter Herrscher geworden war, gewährte er seinen Landen völlige Preßfreiheit durch ein Gesetz, das nur die Herausgabe solcher Schriften verbot, welche „in allzu anstößiger Weise die Religion und die guten Sitten oder den Staat und den Landesfürsten behandelten". Er gab die Erlaubniß, über Alle und Jeden, vom Fürsten bis zum geringsten Mann im Reiche, öffentliche Kritik zu üben; und natürlich erschien eine große Menge Brochüren, in welchen der Kaiser so gut wie die Religion „kritisirt" wurden. Der Religion gewährte Joseph seinen Schutz; die eigene Person aber ließ er von diesen „Büchel"-Scribenten so viel angreifen, als es diesen beliebte. Priester, die mit seinen Kirchengesetzen unzufrieden waren, und Aufklärer, denen er nicht weit genug ging, richteten gegen ihn die heftigsten Angriffe. Wichtiger jedoch, als das Preßgesetz, war das Toleranzedict vom 15. Oktober 1781 [1]). Durch das letztere bekamen die Protestanten — und es tauchten jetzt hier und dort hunderte von protestantischen Familien auf — die Erlaubniß, Bethäuser zu erbauen, jedoch ohne Thürme und Glocken, auch ohne Eingang an der Straßenseite. Zugleich wurde ausgesprochen, daß Protestanten überall in den Reichslanden Joseph's, mittelst kaiserlicher Dispensation, Zugang zu öffentlichen Aemtern, akademische Grade, volles Bürgerrecht und Eigenthumsrecht genießen sollten. Die bisher den gemischten Ehen obliegende Verpflichtung, alle Kinder im römisch-katholischen Glauben zu erziehen, wurde beschränkt, überhaupt aber gegenseitige Duldung geboten. Die Gründonnerstags-Bulle mit ihrem Fluchwort über alle die, welche die Kirche Roms als Ketzer bezeichnet, wurde aus dem geltenden Kirchen-

1) Vgl. A. Schröder: „Kaiser Joseph II. und das Toleranz-Edict", in Gelzers Protest. Monatsblättern 1865.

handbuche entfernt. Siebenhundert Klöster wurden aufgehoben und ihre Güter für Unterrichts- und Mildthätigkeitszwecke bestimmt. Nur solche Mönche und Nonnen, die sich mit Unterricht oder Krankenpflege beschäftigten, durften in ihrem Berufe bleiben; jedoch war die Aufnahme von Novizen in die Klöster verboten, und letztere unter strenge Aufsicht gestellt. Deutsche Bibeln und deutscher Kirchengesang wurden eingeführt; und mit lebhaftem Eifer ergriff Joseph II. den Gedanken einer Rom gegenüber frei dastehenden deutschen Nationalkirche. Weiter wurde verboten, päpstliche Bullen und Rundschreiben im Reiche des Kaisers ohne dessen jedesmalige Erlaubniß zu veröffentlichen. Selbst für die Begräbnisse wurde eine neue Ordnung beliebt: die Leichen sollten in Säcken, nicht in Särgen beerdigt werden, und zwar, weil Letzteres eine unnütze Holzverschwendung sei. — Im übrigen Europa hörte man von den zahlreichen kirchlichen Reformen des Kaisers mit Staunen, und Friedrich II. nannte spöttisch Joseph „meinen Bruder, den Sakristan". In Rom dagegen riefen die Wiener Nachrichten Zorn und Schrecken hervor. Papst Pius VI. glaubte, er müsse sein Geschick als „il persuasore" versuchen, um den Kaiser von seinem Irrwege herumzuholen. Er ließ nach Wien melden, es sei seine Absicht, Kaiser Joseph in seiner Residenz zu besuchen. Joseph wurde durch diesen Reiseplan sehr überrascht und suchte in höflicher Weise der Ausführung desselben vorzubeugen. Fühlte er doch, daß ein Papst in der kaiserlichen Hofburg jetzt ein seltsamer Gast sein würde. Auch die Kardinäle riethen dem Papste von der Reise ab, indem sie ihn erinnerten, daß seit den Tagen des Concils von Kostnitz keiner der Nachfolger des heiligen Petrus den Boden Deutschlands betreten habe. Allein der Papst war entschlossen.

Das katholische Volk begrüßte ihn auf der ganzen Reise mit großem Jubel, und Kaiser Joseph, welcher ihn freundlich

willkommen geheißen hatte, führte ihn ſelber in Wien ein. Der Papſt erhielt in einem Flügel der Kaiſerburg eine prächtig ausgeſtattete Wohnung; zu dieſer Wohnung führte aber nur ein einziger Zugang, welcher ſtrenge bewacht wurde. Die deutſchen Biſchöfe bekamen kaiſerlichen Befehl, ſich von Wien ferne zu halten; ſonſt aber ſtrömte das Volk von allen Seiten zuſammen, um den Segen des Papſtes zu erhalten. Schiffe und Kähne, die auf der Donau lagen, mußten die, welche in der Stadt kein Unterkommen fanden, aufnehmen, und man fürchtete ſogar eine Zeitlang, daß die Lebensmittel ausgehen möchten. So groß war das Verlangen der öſterreichiſchen Bevölkerung, den Statthalter Chriſti zu ſehen. Mehrere Male täglich mußte der Papſt vom Altan des Schloſſes aus den Segen ſprechen über die dichtgedrängten Schaaren, und die angeſeheneren Gäſte bekamen alle Tage Audienz, um den Fiſcherring am Finger des Papſtes küſſen zu können. Am Oſtertage hielt Pius VI. in der Stephanskirche das Hochamt, und am Nachmittage deſſelben Tages erſchien er auf dem Altan der Jeſuitenkirche vor einer Menge von ungefähr fünfzig Tauſend, mit der dreifachen Krone auf dem Haupte. Selbſt die Feinde der Kirche wurden ergriffen, als ſie Zeugen waren einer ſolchen Verehrung des Volkes vor dem Papſte; Kaiſer Joſeph aber ließ ſich nicht bewegen, die kirchlichen Geſetze außer Kraft zu ſetzen. Sein Rathgeber, Miniſter Fürſt Kaunitz, ein Schmeichler der Marquiſe von Pompadour und Bewunderer Voltaire's, war ein Mann ohne alle religiöſe Geſinnung; das Einzige, was ihn in ſeiner philoſophiſchen Ruhe ſtörte, war der Gedanke an den Tod, und es war geradezu verboten, in ſeiner Gegenwart das Wort „Tod" auszuſprechen. Als ſein älteſter Freund, Baron Binder, geſtorben war, wurde dieſe Botſchaft ihm mit den Worten überbracht: „On ne trouve plus le baron Binder", und ſeine Umgebungen

mußten sich beständig abmühen, neue Umschreibungen zu erfinden für jenes übellautende Wort. Kaunitz verdroß es zu sehen, daß er dennoch nicht der volksbeliebteste Mann in den Augen der Wiener sei, und er rächte sich dadurch, daß er die gewöhnlichsten Ehrerbietungszeichen dem Papste gegenüber außer Acht ließ. Pius VI. wurde „ganz stutzig", als der katholische Minister ihm seine Hand drückte, anstatt sie ehrfurchtsvoll zu küssen. Es war auch vermuthlich Kaunitz zuzuschreiben, daß diese päpstliche Reise nichts ausrichtete. So oft auf Verhandlungen die Rede kam, ersuchte Joseph den Papst um schriftliche Mittheilung seiner Vorschläge, weil er zu wenig der Theologie und des Kirchenrechtes kundig sei, um mündlich über diese Dinge zu verhandeln, und weil er mit seinen Rathgebern darüber reden müsse. Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte in Wien trat der Papst seine Heimreise an, nachdem er seinem Nachfolger ein verhängnißvolles Vorbild gegeben hatte. Der Kaiser begleitete ihn bis Mariabrunn, und vor dem Abschiede hielten sie in der Klosterkirche eine gemeinsame Gebetsandacht; aber schon an demselben Tage kamen kaiserliche Beamte eben dorthin, um das Kloster aufzuheben. Hierdurch wollte Kaunitz für die Schwäche und Unfreiheit des Kaisers Revanche üben. Auf den mißlungenen Besuch folgte eine sehr lebhafte Correspondenz zwischen der Curie und der österreichischen Regierung. Kaiser Joseph begab sich persönlich nach Rom, nicht aber, um zu Kreuze zu kriechen und dem Papste zu Willen zu sein; im Gegentheil sprach er es gegen den spanischen Botschafter bestimmt aus: seine Absicht sei, der Kirche Oesterreichs zu größerer Selbständigkeit zu verhelfen. Wolle man ihn einen Schismatiker nennen: immerhin! das gelte ihm nichts; vor den Bannstrahlen des Vaticans habe er keine Furcht. Der spanische Botschafter brachte ihn indessen von diesen kühnen Ideen zurück, indem er ihm vorstellte, daß

eine solche Losreißung vom Papste undurchführbar sei auf dem Boden des Katholicismus, daß sie überdieß den Fanatismus des österreichischen Volkes erwecken würde. Vor solchen diplomatischen Erwägungen beugte sich Joseph, und anstatt des beabsichtigten Bruches wurde ein besseres Einvernehmen herbeigeführt zwischen Kaiser und Papst. Später, als das Glück seinen Waffen ungünstig ward, als die Niederlande sich von ihm losgerissen hatten, als Gährung und Mißmuth in ganz Oesterreich herrschte, nahm er die meisten seiner Gesetze zurück. Nur die Aufhebung der Leibeigenschaft und das Toleranzedict blieben in Geltung. In seinem Testamente bat er diejenigen um Vergebung, denen er nicht volle Gerechtigkeit erwiesen habe, und bat Alle, nicht zu vergessen, daß „der Monarch auf seinem Throne ebensowohl ein Mensch sei, wie der Arme in seiner Hütte, und daß Beide denselben Irrthümern ausgesetzt seien".

Joseph's jüngerer Bruder und Nachfolger auf dem Kaiserthrone, Leopold II., hatte, bevor Oesterreich ihm als Erbe zufiel, während eines Vierteljahrhunderts Toscana regiert. Als Joseph seine kirchlichen Reformen begann, trat der Bruder in seine Fußstapfen. Die Bildung des Klerus wurde in Toscana besser geordnet, und die Priester wurden verpflichtet, für den religiösen Volksunterricht größere Sorge zu tragen. Jedoch mit diesen Reformen wollte sich Leopold nicht begnügen, sondern insbesondere Roms überwiegenden Einfluß brechen. Im Jahre 1786 brachte er den Bischöfen des Landes einen Vorschlag entgegen, welcher in jedem zweiten Jahre abzuhaltende Synoden bezweckte, und deutete zugleich als die Hauptaufgaben desselben an: Verbesserungen in der gottesdienstlichen Ordnung und im Schulwesen, dann Zurückweisung der Uebergriffe des Papstes. Nur drei der Bischöfe gingen auf die Pläne des Großherzogs ein: der bedeutendste derselben war

Scipio Ricci, Bischof von Pistoja [1]). Er war im Grunde Jansenist [2]); und wenn die Regierung den Geistlichen den Rath ertheilt hatte, in der Lehre sich an Augustinus anzuschließen und in der hl. Schrift zu forschen, nach Anleitung des Jansenisten Quesnel, so geschah das ohne Zweifel in Folge seiner Aufforderung. Scipio Ricci ergriff mit Freuden jenen Synodal-Gedanken und berief alsbald eine Stiftssynode in Pistoja [3]). Im Herbste des Jahres 1786 versammelten sich in der Kirche des heiligen Leopold ungefähr dritthalbhundert Geistliche und bekamen, allem Herkommen zuwider, das Recht, sich offen und frei über Alles zu äußern. Die Synode trug eine entschieden jansenistische Farbe, und nahm geradezu die vier sogenannten gallicanischen Propositionen an. Sie billigte den Satz, daß die Kirche nicht das Recht habe, neue Dogmen einzuführen, und erklärte in Betreff der Unfehlbarkeit der Kirche, daß sie bedingt sei durch die Treue gegen die heilige Schrift und die älteste Ueberlieferung, beschloß endlich auch

---

1) S. Botta, Storia d'Italia dal 1789 al 1814 (Italia 1825), T. IX, p. 43 ss.

2) Wenn Cantù, Histoire des Italiens, traduit par Lacombe (Paris 1861), T. XI, p. 25, anzudeuten scheint, daß die Jansenisten — welche er als „Katholiken ohne Unterordnung und Protestanten ohne Muth" bezeichnet — in Italien die nämliche Rolle spielten, wie die Encyclopädisten in Frankreich, so ist das gewiß eine Uebertreibung. Die italienischen Jansenisten betonten allerdings — ebenso wie später die Jansenisten in den spanischen Cortes — mehr die negative als die positive Seite ihres Lehrsystems, und einige unter ihnen waren vom Rationalismus der Zeit angesteckt; aber weder ihre Predigt, noch ihre liturgischen Vorschläge trugen den Stempel der Verleugnung oder des Rationalismus.

3) Vgl. Pressel in Herzog's Theol. Realencyclopädie, Bd. XI, S. 690 ff. (1. Aufl.) und Gieseler, Kirchengeschichte (Bonn 1857), Bd. IV, S. 93.

die Abschaffung verschiedener, in den Gottesdienst eingeschlichener Mißbräuche. Der Großherzog Leopold wurde durch die Bereitwilligkeit überrascht, mit welcher diese Synode auf alle seine Pläne einging; er unterlag aber einer großen Täuschung, da er von dem Gepräge, das diese Synode trug, einen Schluß zog auf die herrschende Stimmung in den kirchlichen Kreisen des Landes. Im folgenden Jahre berief er alle Bischöfe von Toscana zu einer Generalsynode im Palaste der Pitti zu Florenz; auf dieser stand aber Ricci beinahe ganz allein: denn die neue Synode widersetzte sich allen Aenderungen. Dennoch wollte der Großherzog seine Reformvorschläge nicht fallen lassen. Er wurde aber bald nachher auf den Kaiserthron berufen, und mußte jetzt, der Erbfolgeordnung gemäß, die toscanische Krone niederlegen. Er ließ in Toscana eine Regentschaft zurück, welcher er an's Herz legte: „in kirchlichen Dingen oder sonst wichtigen Affairen niemals Fügsamkeit gegen den römischen Hof zeigen zu wollen" [1]). Allein die neue Regierung ging einen anderen Weg, und durch Leopold's kurz nachher erfolgten Tod bekamen die zahlreichen Feinde Scipio Ricci's freie Hand. Der Bischof von Pistoja wurde zur Niederlegung seines Amtes gezwungen; darauf wurde er gefangen gesetzt, und der Papst verdammte in einer feierlich lautenden Bulle fünfundachtzig Sätze, welche die Pistoja-Synode genehmigt hatte, natürlich vor Allem die ausgesprochene Zustimmung zum Gallicanismus. Bald darnach erfolgte die Schlacht bei Marengo, welche die Thüren des Gefängnisses für Scipio Ricci öffnete; aber er bekam erst Ruhe, nachdem er das verdammende päpstliche Urtheil über die Synode von Pistoja ausdrücklich anerkannt hatte. Dieß

1) Cantù, T. XI, p. 33.

that er unstreitig mit einem stillen Vorbehalte, und nur in Folge des Druckes, welchen die Regierung auf ihn ausübte: „denn damals waren die Zeiten anders als in den Tagen Leopold's“ [1]). Auch hier also gewann der Papst über einige seiner Widersacher die Oberhand. Aber die gewaltsame Unterdrückung des Febronianismus war nichts weniger als gleichbedeutend mit seiner Ueberwindung und Ausrottung [2]).

Doch bedeutete die febronianische Bewegung nichts im Vergleiche mit der Revolution, und zu nicht geringer Beängstigung des Papstes gewannen die Gedanken der Revolution in Italien eine große Verbreitung. Hier gährte es gewaltig. Die Freidenker und die Kirche standen gegen einander, gegen die Anhänger der Monarchie sowohl die Macht des Adels als die der Bürgerschaft, und der Volksgeist begann sich gegen die fremdländischen Herrscher zu regen. Die sogenannten Minister-Reformen, welche nach dem Sinne der französischen Philosophen gemeint waren, wurden auf der italienischen Halbinsel in großer Ausdehnung ins Werk gesetzt. In der Lombardei, welche unter österreichischer Herrschaft stand, wirkte im Dienste Joseph's und Leopold's II. der Minister Firmian; Parma hatte in Don Philipp und dem Minister Tillot, Toscana in Rinuccini, Pallavicini und Gianni Männer, welche mehr oder minder unter dem Einflusse der französischen Philosophen standen. Dasselbe war der Fall mit den Regenten Süd-Italiens. Karl III. und Tanucci in Neapel, sowie Caracciolo und Simonetti auf Sicilien gingen ebenfalls bei der neuen Philosophie in die Schule, und die ita-

---

[1]) Botta, T. IX, p. 44.

[2]) So sagt Botta, T. IX, p. 47 s.: „Gli discipoli di Ricci non solamente perseveravano nelle medesime sentenze, ma predicavano, Ricci non avere apertamente ritrattato.“

lienischen Freistaaten strebten ohne sonderlichen Sinn für Christenthum und Kirche nach materiellem Wohlsein. Die sittliche Verderbniß, welche in Frankreich aus den höheren Ständen zu den niederen hinabgedrungen war, wurde auch in Italien sichtbar. „Man findet wohl das treffendste Bild der damaligen Zustände" — sagt ein Mann, der in Italien heimisch war — „in den Lustspielen Goldoni's und den Memoiren Jacobo Casanova's" [1]). Bei der Reform der Universitäten, welche nach der Vertreibung der Jesuiten stattfand, kamen jene fast überall in die Hände der Freidenker, und von ihnen ging eine starke Reaction aus gegen den Einfluß der Kirche. Als Pompeji, Herculanum und Pästum wieder ans Tageslicht emporstiegen, erstand, geradeso wie drei Jahrhunderte früher in den Tagen des Humanismus, das Heidenthum wieder aus seinem Grabe, und die Auffindung mehrerer Papyrusrollen, welche Schriften griechischer Denker enthielten, brachten wieder eine ähnliche Wirkung hervor, wie jene oströmischen Bücherschätze, welche nach dem Falle Constantinopels ins Abendland hereingeführt wurden. Am Schlusse des vorigen Jahrhunderts spürt man die antiken Einflüsse überall, wie in dem damaligen Charakter der Baukunst, so auch in dem Stile der Möbeln und dem Schnitte der Kleider. Allen Bannstrahlen der Kirche zum Trotz, bereiteten sich in Italien die Freimaurer in weiten Kreisen aus, und der Illuminaten-Orden zählte jenseits der Alpen nicht wenig Anhänger. Schriften mit dreisten Ausfällen gegen Papst und Kirche erschienen in ungeheurer Menge; das Papstthum wurde hier geschildert als das größte Unheil der Menschheit und als ein Hemmschuh für alle Bildung und Gesittung. Der Philosoph

---

1) Friedrich Kölle, Italiens Zukunft (1848), S. 38.

und Nationalökonom Genovesi, Schüler von Locke und Leibnitz, machte Tanucci den Vorschlag, die Theologie gänzlich auszuschließen von der Universität zu Neapel, damit ferner Geschichte und Physik die Stelle derselben einnähmen [1]). Italien blieb im achtzehnten Jahrhundert nicht zurück mit seinem Beitrage zur Weltliteratur, und zwar auf allen den Gebieten, wo damals neue Bahnen gebrochen wurden. Vico, Beccaria, Filangieri, Volta und Galvani waren ja und blieben auch Italiener, und auch ein Lagrange gehörte durch seine Geburt und früheste Jugend Italien an. Leider! folgten die Italiener dem herrschenden Geschmacke auch auf dem Gebiete der Kunst. „Da gab's kein Interesse, kein Streben mehr, sich durch das Anschauen des Schönen innerlich erheben zu lassen; man wollte nur zerstreut werden. Der Einfluß von Paris verdarb den Geschmack der Italiener. Italien schuf nicht mehr: Alles war Nachahmung." [2]) Damals gab es auf der ganzen Halbinsel nur Einen bedeutenden Bildhauer, Canova; die Musik war die einzige Kunst, die in jenen Tagen eine Schaar von „Meistern" aufweisen konnte.

Obgleich Italien fast auf allen Punkten eigenthümliche Gestaltungen des Neuen aufzuweisen hatte, so war doch der Impuls zu dieser neuen Bewegung kein heimischer. Diese kam nicht eher in Gang, als bis Frankreich mit gewaltthätiger Hand eingriff. Schon längst hatten die Franzosen einen Vorwand gesucht, um dem Papste zu Leibe zu gehen, und einen solchen fanden sie, als Pius VI. sein Heerwesen anders einrichtete. Diese militärischen Aenderungen geschahen keineswegs mit dem Gedanken an auswärtige Feinde; auch nach ihrer Einführung konnte das

---

1) Petruccelli della Gattina, Histoire diplomatique des conclaves, T. IV, p. 261. 263.

2) Ibid., p. 275.

päpstliche Heer nur als ein Polizeicorps gelten, welches höchstens ausreichte zur Bewältigung innerer Unruhen. Dieß zeigte sich gleich bei dem ersten Zusammenstoße mit den Franzosen. Als im Jahre 1797 Bonaparte, welcher in Norditalien schon mehrere Siege gewonnen hatte, auch das mittlere Italien heimsuchte, vermochte das päpstliche Heer nicht, seinen Truppen Stand zu halten. Die Franzosen zogen durch die Romagna; sie nahmen Ancona und kamen bis Tolentino, wo das päpstliche Heer (den 19. Februar 1797) Frieden schließen mußte. Bei diesem Friedensschlusse trat der Papst nicht allein Avignon und Venaissin ab, sondern auch die drei Legationen: Bologna, Ferrara und die Romagna. Ferner mußte er sich dazu verstehen, in Ancona eine französische Besatzung aufzunehmen, an Kriegskostenentschädigung dreißig Millionen Franken zu zahlen und sogar noch eine große Menge von Kunstschätzen abzutreten. Es war ein harter Friede, und dennoch, wenn man die in Frankreich herrschende Stimmung berücksichtigt, ein leidlicher. Bonaparte handelte in der That wider die Wünsche des Directoriums, als er den Papst ruhig in Rom bleiben ließ; und auf eigene Verantwortung schrieb er an Cardinal Mattei, den Unterhändler des Papstes, daß „der Nachfolger des hl. Petrus, als der höchste Diener der Religion, jederzeit Schutz finden werde für sich und die Kirche". Dagegen ertheilte am 10. Oktober das Directorium dem Botschafter Frankreichs bei dem päpstlichen Stuhl, Joseph Bonaparte, den Auftrag, die revolutionäre Gährung in Rom zu begünstigen. [1]) „Er solle die Pläne derjenigen, welche es nun-

[1]) Eines der Zeugnisse dieser Gährung war ein Vers, welcher an die Straßenecken angeschlagen war, und welchen alle Welt las:

Non abbiamo potienza,
Non vogliamo più eminenza,
Non vogliamo Santitá,
Ma egualianza e libertá!

mehr an der Zeit hielten, daß das Regiment des Papstes aufhöre, nicht hintertreiben, sondern vielmehr fördern; kurz, er solle das römische Volk aufmuntern, den salto zur Freiheit auszuführen, zu welchem es sich eben anzuschicken scheine." [1]) Am 28. Dezember 1797 versammelten sich an fünfhundert römische Aufrührer unter den Fenstern Joseph Bonaparte's, vor dem Palazzo Corsini, und wiederholten die Rufe: „Freiheit! Es lebe die französische Republik! Nieder mit dem Papst!" Der junge und kühne französische General Duphot ging auf die Straße hinab, stellte sich an die Spitze der Leute und führte sie zum Angriffe gegen das päpstliche Soldatenquartier bei Ponte-Sisto. Die wenigen dort vorhandenen Soldaten hielten sich stille, bis der Volkshaufe sie dermaßen verhöhnt hatte, daß sie es nicht länger aushalten konnten. Leider fiel ein Schuß, welcher den General Duphot traf, so daß er todt auf dem Platze blieb. Dieses Ereigniß veranlaßte viele Unruhen. Man hörte in den Straßen Roms Gewehrfeuer, und die Rathgeber des Papstes lebten in zwiefachen Aengsten: einerseits war ihnen bange, die Aufrührer möchten die päpstliche Regierung angreifen, anderseits, die Freunde des Papstes möchten losbrechen gegen die französische Miliz. Beim Morgengrauen des nächsten Tages verließ Joseph Bonaparte Rom, obgleich der Papst ihm gegen mögliche Belästigungen eine Schutzwache gesandt hatte; und das Directorium zu Paris gerieth außer sich, als die Nachricht von Duphot's Tode zu ihm gelangte. Die officielle Zeitung forderte

Die Gelehrten persiflirten das Wappen des Papstes Pius VI., nämlich Adler, Lilien, Sterne und Wind, in folgendem Distichon:

Redde aquilam imperio, Gallorum lilia regi,
Sidera redde polo, caetera, Braschi, tibi!

1) Consalvi, Mémoires, T. II, p. 55 note.

das französische Volk auf, Thränen zu vergießen, „weil einer seiner ausgezeichnetsten (plus brillants) Generäle von den meuchelmörderischen Händen römischer Priester gefallen sei". General Berthier wurde mit fünfzehntausend Soldaten nach Rom entsandt; und er bekam den Auftrag, sich möglichst zu beeilen, damit er den Neapolitanern den Vorsprung abgewinne. Als die Franzosen zwei Tagereisen von Rom entfernt waren, sollte der Papst durch Drohungen zur Flucht gezwungen werden, damit man der Nothwendigkeit überhoben würde, Hand an seine Person zu legen. [1]) In Folge dieser Ordre wies Berthier die Unterhändler zurück, welche der Papst ihm entgegensandte: erst vor den Thoren Roms sollten sie vorgelassen werden. Nachdem er aber dort eingetroffen war, wollte er wieder nicht mit ihnen verhandeln; und ohne einen Schwertschlag rückten die Franzosen am 10. Februar in Rom ein. Fünf Tage nachher wurde die römische Republik feierlich errichtet, wobei Berthier nicht verfehlte, „die Geister des Cato, Pompejus, Brutus, Cicero und Hortensius anzuflehen, daß sie die Huldigung der Franzosen auf dem Capitole entgegennehmen möchten". Im Namen des „freien und mündigen" Volkes der Römer gab eine Deputation von Juden, abgefallenen Mönchen und politischen Aufstandsmännern dem Papste Pius VI. die Erklärung, daß er seine weltliche Macht verloren habe, und daß er in Zukunft nur ein ein-

---

1) Vgl. die Ordre v. 14. Jan. 1798 in: Correspondance de Napoléon I (Paris), T. III, p. 475. Zehn Tage nachher schrieb Bonaparte in seinem eigenen Namen an General Berthier einen Brief (s. ebendas. S. 484), worin es heißt: „Réprimez toute espèce d'excès, et ne souffrez pas que quelques polissons de Français ou d'Italiens se constituent patriotes par excellence et cherchent à vous en imposer. Il ne faut pas les menacer, mais les fourrer tout bonnement en prison."

facher Bürger sein werde. Einige Tage später [1]) wurde er gewaltsam von Rom nach Siena geführt, und von hier weiter nach dem Karthäuserkloster bei Florenz, weil Siena in beunruhigender Nachbarschaft von Rom lag. Von Florenz wurde er trotz Alters und Siechthums nach Besançon geschafft; aber auch hier sollte er nicht zur Ruhe kommen. Die damaligen Siege der Russen machten den Franzosen bange, und man beschloß, den Papst nach Dijon zu bringen. Aber soweit gelangte er nicht. Er starb in Valence in der Dauphiné, nachdem er vierundzwanzig und ein halbes Jahr die römische Kirche regiert hatte. Auf ihn ließ sich allerdings ein Wort in den angeblichen „Weissagungen des St. Malachias über die Päpste" anwenden, nämlich von dem „peregrinus apostolicus". Noch besser trifft es aber zu bei seinem Nachfolger; denn die Trübsale Pius' VI. waren nur ein Vorspiel und eine Weissagung auf die weit größeren Trübsale, welche des nächsten Papstes warteten.

---

[1]) Vgl. Consalvi l. c., T. II, p. 53 ss.

Pius VII.

Das Conclave zu Venedig.

Ein Jahr vor seinem Tode hatte Pius VI. bestimmt, daß das Conclave, welches seinen Nachfolger zu wählen hätte, aus Rücksicht auf die eigenthümlichen Zeitverhältnisse sich da versammeln solle, wo sich gerade die meisten Cardinäle aufhalten, oder wo diese es am geeignetsten finden würden [1]). Als der Cardinal-Legat Albani, welcher in Venedig ansässig war, am Ende des Septembers 1799 die Nachricht bekam von dem Tode Pius' VI., lud er die Cardinäle zu einer Zusammenkunft ein in die Lagunenstadt, um die Frage wegen des Ortes mit einander zu berathen. Anfangs hegte er die Hoffnung, es werde ihm gestattet werden, die Cardinäle nach Rom zu berufen, welches damals den Franzosen verloren gegangen war: denn während Bonaparte in Aegypten war, waren diese von den Russen und Oesterreichern aus Italien hinausgedrängt worden. Diesem Plane scheint sich aber Thugut, österreichischer Minister, widersetzt zu haben [2]); und so wurde Venedig

---

[1]) Bullarium Romanum, T. X, p. 175—78, unter dem 13. November 1798.

[2]) S. Rossi di Bisamberg's Depesche an das Ministerium des Königs von Sardinien vom 30. Oktober 1799 bei P. della Gattina, T. IV, p. 285.

zum Verſammlungsorte für die neue Papſtwahl auserſehen. Vor der feierlichen Eröffnung des Conclave ſollte für daſſelbe ein Secretär gewählt werden. Eigentlich war der dermalige Secretär des Cardinal-Collegiums, Negroni, als ſolcher für dieſen Poſten im Voraus deſignirt. Dieſer genoß indeß nicht die Gunſt der Kardinäle und weilte damals außerdem in Rom. Man beſchloß daher, von ihm abzuſehen und für die in Frage ſtehende wichtige Stellung einen Anderen zu wählen. Viele angeſehene Prälaten buhlten um die Gunſt der Kardinäle. Dieſe vereinigten aber ihre Stimmen auf einen Mann, welcher laut eigener Verſicherung nach jenem Ehrenpoſten durchaus kein Verlangen trug. Ercole Conſalvi, Mitglied der „Rota", des geiſtlichen Tribunals zu Rom, wurde zum Secretär des Conclave ernannt.

Dieſer merkwürdige Mann [1]), welcher in der Geſchichte des Papſtthums im erſten Viertel dieſes Jahrhunderts eine Hauptrolle ſpielt, war im Jahre 1757 in Rom geboren. Sein Großvater, Gregorio Brunacci, gehörte zu einem der ſtolzeſten Adelsgeſchlechter Piſa's. Um das Erbe eines Marcheſe Conſalvi antreten zu können, welcher einer ungemein reichen Familie in Toscanella (einer Stadt im Kirchenſtaate) angehörte, hatte er indeß ſeinen alten Adelsnamen Brunacci vertauſchen müſſen mit dem zwar weniger hochgebornen, aber nicht weniger geehrten Namen Conſalvi. Der Enkel Gregorio Conſalvi's, Ercole, war unter fünf frühzeitig verwaiſten Kindern das älteſte. Zugleich mit ſeinem jüngeren Bruder

---

[1]) Zu allem Folgenden vgl. Conſalvi's Mémoires, beſonders T. II, p. 1—220; Wiseman, Recollections of the last four popes (deutſche Ueberſetzung von Dr. G. Funk, 1858, S. 84 ff.). Dazu: Bartholdy, Züge aus dem Leben des Cardinals H. Conſalvi (Stuttgart 1825).

wurde er der Schule der sogenannten Schul-Piaristen zu Urbino übergeben, eines Zweiges des Schulmeister-Ordens, welchen Joseph von Calasanzio aus Arragon im Jahre 1617 gestiftet hatte. Hier blieben sie jedoch nur vier Jahre. Einer der Piaristen hatte die Praxis, Abends die Kinder für die Tags verübten Unarten auf bloßem Leibe zu züchtigen, und bei einem dieser Strafakte wurde dem Bruder Ercole's ein ernstlicher Schade am Knie zugefügt. In dieser Veranlassung nahm man die Brüder aus jener Schule zu Urbino. Sie wurden jetzt dem Collegium anvertraut, welches Cardinal Heinrich von York damals in Frascati eröffnete, in jener schönen Gegend, wo das alte Tusculum lag. Cardinal von York oder, wie er sich damals am liebsten nennen ließ, der Cardinal-Herzog, war ein Enkel des Königs Jakob II. Stuart und ein jüngerer Bruder jenes vielbesprochenen Prätendenten Carl Eduard, welcher ebenfalls in Italien lebte unter dem Namen des Grafen von Albany. Nach Karl Eduard's Tode nannte der Cardinal von York sich „Heinrich IX., König von Frankreich und England", was aber mehr ein Ausdruck seiner legitimen Gesinnung war, als ein Anspruch auf die englische Krone. Kardinal Heinrich war ein wohlgesinnter, aber sehr hypochondrer Mann. Sein einziger schriftlicher Nachlaß bestand in einer Art medicinischer Selbstbiographie, als Manuscript für Freunde gedruckt, welche eine sehr ins Kleinliche gehende Uebersicht aller seiner Krankheiten enthielt, sowie aller von ihm zu Rathe gezogenen Aerzte [1]). Aber, ohne große geistige Gaben oder gelehrtes Wissen zu besitzen, war er von einer besonderen Lust beseelt, Kenntnisse und Bildung zu verbreiten und wissenschaftliche Bestrebungen zu fördern. Seine

---

1) Wiseman l. c., p. 88.

Schule zu Frascati wurde in einem vorzüglichen Zustande erhalten, auch mit einer großen Bibliothek ausgestattet, welche besonders reich war an englischen Büchern. Tüchtige Lehrer unterrichteten die Jugend, und sowohl mit Lehrern als Schülern lebte der Kardinal-Herzog auf vertraulichem Fuße. Zwar bewegten sich die tusculanischen Dialoge in diesem Collegium nicht gerade, wie die in Cicero's dortiger Villa einst gehaltenen, um hohe und tiefe Fragen der Weltweisheit, aber sie waren um nichts weniger fruchtbringend; und der Cardinal-Herzog hatte manche ausgezeichnete Zöglinge. Er war ein großer Freund der Musik [1]), und es heißt, er sei zuerst bei einer musikalischen Vorstellung auf den jungen Ercole Consalvi aufmerksam geworden.

Dieser ward aber bald einer seiner liebsten Zöglinge. Es freute den Alten, welcher selbst aus königlichem Blute war, bei diesem reichbegabten Jünglinge ein stark entwickeltes Selbstgefühl zu beobachten, gehoben durch die Zuversicht einer glänzenden Zukunft. Consalvi versuchte sich nebenbei auch als Dichter. Italien besaß damals Dichter zu Tausenden, und alle Gebildeten schrieben Sonette und Canzonetten. Dieses Dichten lief freilich meistens auf gereimte Prosa hinaus, und die von Consalvi gelieferten Beiträge mochten denn auch keinen besseren Namen verdienen. In einem lateinischen Epigramme besang er Simson und Delila, in italienischen anakreontischen Versen wieder einen Canarienvogel; außerdem aber dichtete er auch ein längeres italienisches Poem, welches, bei einer Jahresprüfung in der Schule zu Frescati vorgetragen, ebenfalls jenen stolzen Glauben an sein Geschick documentirt. Es ist im Schäferstile jener Zeit geschrieben; der fünfzehnjährige Poet

---

[1]) A. von Reumont, Die Gräfin von Albany (Berlin 1860), Bd. I, S. 71.

war nämlich Mitglied der großen poetischen Gesellschaft Arkadia zu Rom, welche ungeachtet ihres antik-griechischen Zuschnittes sich unter das Patronat des Jesus-Kindes gestellt hatte [1]). Consalvi ruft indessen Pallas Athene an und bittet sie um Kraft für die heißen Anstrengungen, die langen Nachtwachen, welche das Studium erfordere. Er zweifelt aber nicht, daß er das Ziel erreichen werde:

„Ich weiß es, meiner warten Ruhm und Ehr',
Und Reichthum, wohl ein Sporn zu schönem Schaffen,
Auch Trost und Stärkung, wohl des Wünschens werth!
Gewiß, das ist mein Loos, dieß das Gewebe,
Das ich zu weben denke durch des Himmels Gunst." [2])

Nachdem er Schule und Seminar zu Frascati absolvirt hatte, trat im Jahre 1776 der junge Consalvi in die „kirchliche Akademie", welche in Rom bestand. Dieser widmete Pius VI. seine besondere Vorliebe; und Consalvi hatte hier seine Ausbildung kaum vollendet, als ihm vom Papste schon das Amt übertragen wurde, die Personen zu empfangen, welche Zutritt im Vatican begehrten (1783). Im nächsten Jahre ward er einer der Hausprälaten des Papstes, demnächst Mitglied der Congregation del buon governo, und zugleich für eine Zeitlang Secretär der großen mildthätigen Gesellschaft San Michele a Ripa. Diesen Posten verlor er jedoch wieder bei einer Reform der Stiftung. Der Papst meinte, daß seine großen Gaben in der richterlichen Thätigkeit mit größerem Nutzen zu verwenden seien, als in der Administration. Da ein Mitglied der päpstlichen segnatura starb, erhielt Consalvi den erledigten Platz, und das unter solchen Umständen, daß

---

1) Étienne, Histoire de la littér. italienne (Paris 1875), p. 496 ss.

2) Das Gedicht findet sich vollständig bei Wiseman l. c., p. 89 s., ein Bruchstück desselben bei Bartholdy a. a. O., S. 5 f.

die besondere Gunst, in welcher er stand, deutlich dabei zu erkennen war. Sein Vorgänger starb am Donnerstag der Charwoche, und schon am Tage darauf hatte Consalvi seine Ernennung als votante di segnatura. Sogleich eilte er zum Papste, um ihm seinen Dank auszusprechen. Obgleich Pius VII. sonst dergleichen Danksagungsbesuche gar nicht annahm, und ungeachtet des hohen Feiertags, wurde Consalvi sogleich vorgelassen und mit dem Versprechen weiterer Beförderung begrüßt. Als die Nuntiatur zu Köln (s. oben S. 18) vakant ward, bot Pius ihm den schwierigen Posten an; da Consalvi ablehnte, wurde Pacca dorthin gesandt. Consalvi blieb also in Rom mit dem geheimen Wunsche, Mitglied der berühmten „römischen Rota" (Ruota Romana) zu werden, eines aus zwölf Richtern bestehenden Appellationsgerichtes, welches in den katholischen Ländern durch die Benennung „Asyl der Gerechtigkeit" geehrt wurde, weil seine Mitglieder ebenso sehr wegen ihrer Unparteilichkeit angesehen waren, als wegen ihrer umfassenden Kenntnisse. Mit diesem Amte waren auch längere Ferien verbunden, welche Consalvi zu benützen wünschte, um fremde Länder zu sehen, da er bisher nicht weiter gekommen war, als nach Toscana und Neapel. Der Platz in der Rota, den er begehrte, war der eines Uditore (Auditor, d. h. Beisitzer); und er bekam ihn durch das Vertrauen des heiligen Vaters und die einflußreichen Verbindungen, in denen er stand. Der Cardinal von York begleitete die Laufbahn seines Pflegesohnes mit lebhafter Theilnahme, und Consalvi erhielt auch Gelegenheit, der Familie desselben wichtige Dienste zu leisten. Als die Schwiegerin des Cardinals (Luise Carolina, geb. Stolberg), welche zu dem gräflichen Dichter Alfieri in einem intimen Verhältnisse stand, in ein Kloster flüchtete, um sich den rohen Mißhandlungen ihres Gemahls, des Grafen von Albany (des Prätendenten Carl Eduard), zu entziehen, war Con-

salvi der Vermittler zwischen der Gräfin und dem Cardinal, welcher anfangs auf der Seite seines Bruders stand. Consalvi blieb auch in Correspondenz mit der hochbegabten Gräfin, welche sowohl ihren Gemahl als den Cardinal überlebte, mit welchen das Haus Stuart ausstarb (1807). Frascati war der Ort, wo der reiche römische Adel die Monate des Spätjahres zubrachte, und durch sein Verhältniß zu dem Cardinal von York, sowie durch seine geselligen Talente, ward Consalvi in den adligen Häusern ein gern gesehener Gast, so daß man ihm den Spottnamen „Monsignore Ubique" beilegte. Ueber seiner amtlichen Thätigkeit zu Rom und den Festen zu Frascati versäumte Consalvi nicht die gelehrten Studien; insbesondere aber suchte er sich Welt- und Menschenkenntniß zu erwerben. Seine einzige Leidenschaft war Musik. Wenn der Componist der Oper „Il matrimonio secreto", Cimarosa, nach Rom kam, um seine Opern in Scene zu setzen, so konnte Consalvi ganze Nächte bei ihm verbringen, um der Erste zu sein, der seine Tonwerke hörte. Seine Begeisterung für Cimarosa war so groß, daß er die Musik von dessen Nebenbuhler, Rossini, gar nicht hören wollte.

Die oben erwähnte Umgestaltung des päpstlichen Heeres wurde mit Consalvi's Hülfe durchgeführt. Der Posten eines päpstlichen Kriegsministers wurde aufgehoben, weil der General Caprara, welcher jene Reform durchführen sollte, sich nicht dazu verstand, unter einem Prälaten als Kriegsminister zu stehen. Indeß konnte der Papst doch auch der Oberaufsicht über das Heer nicht entsagen; und so wurde denn eine militärische Congregation gebildet, welche aus dem commandirenden General, einigen höheren Offizieren und einem Prälaten als „Assessor" bestehen sollte. Letzterer sollte im Namen des Papstes und des Staatssecretärs die Entwickelung der Vertheidigungsanstalten begleiten. Consalvi erhielt Befehl,

in die Congregation einzutreten, als sie sich eben constituirte. Ueber die erneute Heeresordnung machten sich sehr verschiedene Ansichten geltend, und die Ausführung derselben stieß auf mehrfache Schwierigkeiten. Consalvi meint indeß, sie sei gerade zur rechten Zeit geschehen, weil das Direktorium hierdurch wenigstens „um die Freude gebracht wurde, den päpstlichen Thron in Folge innerer Unruhen stürzen zu sehen" [1]). Es wurde genöthigt, „seine Maske abzulegen", und mittelst eines Willküractes den Papst fortzuführen; und zu dieser Maßregel gab der im Vorhergehenden (S. 35) erwähnte Tod Duphot's eine willkommene Gelegenheit.

Als man den Papst hinwegführte, wurde Consalvi in Fesseln gelegt und in der Engelsburg gefangen gesetzt. Hier blieb er drei oder vier Monate, entweder, weil er völlig vergessen wurde, oder weil die Franzosen so häufig ihren Chef wechselten, daß Keiner je Zeit genug fand, sich gründlich mit den Verhältnissen bekannt zu machen. Nach Verlauf jener Zeit wurde er indeß plötzlich aus der Engelsburg in ein Kloster gebracht, und es hieß, daß er nebst einigen Cardinälen und Prälaten nach Cayenne verbannt werden sollte. Jedoch wurde diese Strafe umgewandelt in Deportation nach irgend einem selbstgewählten Orte, und Consalvi, sowie seine Mitgefangenen, wurden nach Civita-Vecchia geführt, um demnächst weiter geschafft zu werden. Seine Absicht war, nach Livorno zu gehen, weil er alsdann das Karthäuser Kloster bei Florenz leicht erreichen konnte, wo Pius VI. sich damals aufhielt. Seine vielen Freunde zu Rom machten — auf jene Nachricht von der drohenden Deportation nach Cayenne — nur zu erfolgreiche Anstrengungen, um ihm die Rückkehr nach

---

[1]) Consalvi l. c., T. II, p. 29.

Rom zu verschaffen, womit ihm schlecht gedient war. Als er wieder hierher kam, war die Stadt in eine Republik umgeschaffen, mit sieben Consuln an der Spitze, und unter diesen waren mehrere, die unter dem päpstlichen Regimente auf Consalvi's Geheiß verhaftet worden waren. So wurde er denn aufs Neue nach St. Angelo geführt, wo er erfuhr, daß seine Freunde ihm nur ausgewirkt hatten, nach Neapel, nicht aber zu dem Papste gehen zu dürfen. An die Reiseerlaubniß war überdieß die Bedingung geknüpft, daß er vorher auf einem Esel reitend durch die Stadt geführt und dabei von den Sbirren mit Lederriemen gepeitscht werden sollte. Und schon miethete man die Fenster in den Straßen, durch welche der Zug gehen sollte; jedoch setzte sich der französische General diesem italienischen Racheakte entgegen [1]). „Zugleich mit achtzehn Galeerensklaven und vier ordentlichen Leuten" wurde Consalvi nach Neapel gebracht. Als er die Grenze erreicht hatte, ließ man ihn nicht eher hinüber, als bis der Cardinal von York für ihn bei dem neapolitanischen Minister Acton Fürsprache gethan hatte, „welcher sich geschmeichelt fühlte, für einen legitimen Fürsten etwas thun zu können". In Neapel traf Consalvi mehrere seiner Freunde, wollte sich jedoch daselbst nicht zur Ruhe begeben. Ihn verlangte nach Florenz, um den Papst zu sprechen. Unter dem Vorwande, daß sein hochbejahrter Onkel von mütterlicher Seite, Cardinal Carandini, welcher in Venedig lebte, ihn zu sehen wünsche, erlangte er einen Paß nach dieser Stadt. Er schlug seinen Weg dorthin ein über Livorno und Florenz, und hier sah er

---

[1]) Nach der Wiederaufrichtung des päpstlichen Regiments wurden die zwei zuletzt functionirenden Consuln in einem ähnlichen Aufzuge durch die Straßen geführt. S. d'Haussonville, L'église romaine et le premier empire (2e ed., Paris 1869), T. I, p. 51.

Pius VI., welcher krank und leidend war. Vor seiner Abreise von Florenz empfing er den Segen des Papstes, welchem er angelobte, Alles, was in seiner Macht stehe, für dessen Familie, die Braschi, thun zu wollen. Pius VI. war nämlich nicht frei von jenem Nepotismus, welcher bekanntlich zu gewissen Zeiten die schwache Seite der Päpste gewesen ist.

Als Consalvi gegen Ende des Septembers in Venedig eintraf, wurde er mit der Nachricht empfangen, daß seine Güter eingezogen seien. Zuerst waren diese dem Fiscus der Republik zuerkannt, weil der Eigenthümer „ausgewandert" sei. Als Consalvi's Freunde die Auskunft ertheilten, daß die Sache sich anders verhalte, stellten die Consuln zwei neue Decrete aus. Durch das eine gaben sie dem „Bürger Consalvi", weil er nicht ausgewandert sei, seine Güter zurück; durch das zweite zogen sie dieselben aufs Neue ein, weil Bürger Consalvi ein Feind der römischen Republik sei. Das war republikanische Logik. —

Nachdem er also zum Secretär des Conclave ernannt worden war, mußte er alsbald darauf Bedacht nehmen, die Nachricht von dem Ableben des Papstes sämmtlichen Höfen mitzutheilen. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde diese Aufgabe nicht viel bedeutet haben: da wären „einige Phrasen zum Ruhme des Papstes" eingeflochten, und der Brief allen früheren ungefähr gleichlautend ausgefallen [1]). Aber unter den damaligen Verhältnissen war es eine ganz anderartige und schwierige Aufgabe. Oesterreich hatte jüngst die drei Legationen und den Kirchenstaat bis auf Rom besetzt; Neapel hatte Rom und das päpstliche Gebiet bis Terracina besetzt, und der König von Spanien hatte sich verschiedene Handlungen er-

---

[1]) Consalvi l. c., T. II, p. 96.

laubt, in denen der Papst nicht umhin konnte Uebergriffe zu sehen. Das Conclave sollte auf einem fremden Boden gehalten werden, in einer Stadt, welche einer, das Gebiet des Kirchenstaates zum großen Theil beherrschenden Macht zugehörte. Consalvi begab sich darnach an seine Aufgabe nicht ohne Bedenklichkeiten. Zunächst ließ er an den deutsch-römischen Kaiser einen Brief [1]) abgehen, in welchem er diesen Fürsten als eine Vereinigung von Constantin, Theodosius und Karl dem Großen schilderte. Er hebt die innige Verbindung zwischen Thron und Altar hervor. „Die Feinde der Kirche sind Eure Feinde. Leider! haben nur zu viele gekrönte Häupter in unsern Tagen gesehen, daß der Fürsten Macht zusammenbricht, sowie die Würde und die Macht der Kirche hinfällt. Gebet der Kirche Gottes ihren alten Glanz zurück, dann werden die Feinde der königlichen Macht erzittern, aus Furcht vor dem mächtigen Schwerte, welches das geheiligte Kaiserthum schirmt." An den griechisch-katholischen Beherrscher Rußlands, Paul I., welcher seinen Kriegern die bestimmte Ordre ertheilt hätte, die römische Kirche gegen Vergewaltigung zu schützen, wurde ein Schreiben [2]) erlassen, welches von Verehrung überfließt. „Der abgeschiedene Papst" — heißt es — „habe des Kaisers seit der Stunde, als er denselben in seinen Armen hielt, jederzeit mit lebhaftem Interesse gedacht. Und welcher von allen Fürsten könne wohl die Gefahren, von denen die Kirche bedroht werde, besser, als gerade er, abwehren? Und welcher könne es wohl auf einem schöneren Wege zu Ehre und Ruhm bringen?" Auch an Ludwig XVIII., „König von Frankreich", welcher damals unstät in Europa umherflüchtete, rich-

---

1) Consalvi l. c., T. I, p. 205 ss.
2) Ibid., p. 208 ss.

tete das Cardinalscollegium, als treuer Anhänger der Legitimität, Botschaft und Gruß [1]). „Die nämlichen Hände, welche sich besudelt mit dem königlichen Blute seines Bruders, seien es, welche in Frankreich, seinem Königreiche, jüngst dem heiligen Papste den Tod gegeben hätten. Der Tag, welcher Ludwig XVIII. auf dem Throne seiner Väter sehe, werde ein erfreulicher und gesegneter sein auch für die Kirche: denn alsdann werde der allerchristlichste König die Kirche in ihrem früheren Glanze wiederherstellen, Religion, Frömmigkeit, gute Sitten zu neuer Blüthe in seinem Reiche bringen und ein gutes und lernbegieriges Volk heranziehen."

Nachdem diese Briefe ausgefertigt waren, lag es dem Secretär des Conclave ob, für die Abhaltung des Conclave ein geeignetes Lokal nachzuweisen. In Rom war allezeit der Vatican der Versammlungsort gewesen; in einzelnen Fällen jedoch, besonders wenn Gesundheitsrücksichten es erforderten, kamen die Cardinäle im Quirinal, dem andern päpstlichen Palaste, zusammen. Zu diesem Conclave hatte der Kaiser das Benedictinerkloster auf der kleinen Insel, San Giorgio Maggiore, unfern Venedigs gelegen, überlassen. Der Oktober- und Novembermonat gingen hin mit Vorbereitungen; und da sowohl das Cardinalscollegium als der päpstliche Stuhl völlig von Geldmitteln entblößt waren, so mußte die österreichische Regierung die Ausgaben tragen. Diese beliefen sich im Ganzen auf 24,000 römische Scudi oder Gulden (ungefähr 108,000 Reichsmark). Die Cardinäle lebten damals in den drückendsten Verhältnissen, und einige derselben bekamen sogar Jahresgelder von protestantischen Regierungen. So zahlte Dänemark 800 Rdl. (ungefähr 1780 Reichsmark)

---

1) Consalvi l. c., T. I, p. 212 ss.

an Cardinal Borgia, welcher sich der nach Rom pilgernden Dänen väterlich anzunehmen pflegte [1]), und England 4000 Pfund St. jährlich an den Cardinal York, damit er standesgemäß leben könne [2]). Die Cardinäle, die außerhalb Venedigs lebten, hatten ihre Noth, die Mittel aufzubringen, welche zu ihrer Reise nach der Lagunenstadt nothwendig waren. Der reiche römische Banquier Marchese Torlonia, welcher dem Papste auch durch Geldsendungen in Tolentino zu Hülfe gekommen war, stellte damals den Cardinälen seinen Credit und seine Börse zu Gebote, ohne daß sie jedoch von diesem großmüthigen Anerbieten Gebrauch machten [3]). Ende November wurden die gewöhnlichen neuntägigen Messen (novendiali) für den verstorbenen Papst gehalten, und am 30. November, dem 1. Sonntag des Advents, gingen vierunddreißig [4]) von den fünfundvierzig Cardinälen, welche damals die römische Kirche hatte, ins Conclave. Die Cardinäle versammelten sich unter dem Eindrucke, daß große Ereignisse bevorständen. Gerade an jenem 18. Oktober, als Consalvi an die Herrscher Oesterreichs und Rußlands und an den legitimen König Frankreichs seine Schreiben absandte, war kurz vorher Bonaparte aus Aegypten zurückgekehrt; und bevor noch die Kardinäle in das Kloster auf San Giorgio eingeschlossen wurden, sah der

---

[1]) Gams, Die Geschichte der Kirche Christi im 19. Jahrhundert (Innsbruck 1853), Bd. I, S. 10.

[2]) Reumont, Die Gräfin von Albany, Bd. I, S. 358 ff.

[3]) Consalvi und Cardinal Gerdil richteten nachher an ihn Danksagungsschreiben, welche sich bei Consalvi l. c., T. I, p. 217 s. finden, sowie ein Facsimile hinter p. 224.

[4]) Consalvi l. c., T. I, p. 216 und Marozzo's Depesche vom 16. November 1790 bei della Gattina l. c., T. IV, p. 290.

18. Brumaire das Consulat an die Stelle des Direktoriums treten.

Die Ordnung für das Conclave stammt eigentlich aus dem Schluß des 13. Jahrhunderts [1]). Als Clemens IV. im Jahre 1270 in Viterbo starb, konnten die Cardinäle, damals an der Zahl fünfzehn, sich über die Wahl eines Nachfolgers nicht einigen, und sie wollten abreisen, ohne einen neuen Papst gewählt zu haben. Bonaventura aber, welcher zu jener Zeit nicht selbst Cardinal war, überredete den Präfecten und Podesta zu Viterbo, die Cardinäle in dem bischöflichen Palaste einzuschließen, bis der Stuhl St. Petri wieder besetzt sei. Als der Cardinal-Bischof von Porto, Johann von Toledo, sah, daß beständig der Geist der Zwietracht unter den Cardinälen herrschte, obgleich sie täglich das Gebet um Eintracht beteten, so sagte er spottend: „Hebet das Dach ab, sonst kann der heilige Geist nicht zu uns kommen." Die Obrigkeit nahm ihn beim Worte: das Dach wurde von dem Saale abgehoben, in welchem die Cardinäle versammelt waren. Aber ungeachtet aller hieraus folgenden Ungelegenheiten kam es dennoch zu keiner Entscheidung. Es herrschte in der Versammlung Streit zwischen den Italienern und Franzosen, und dieser ward so heftig, daß sowohl Karl von Sicilien als Philipp von Frankreich beschlossen, nach Viterbo zu reisen, um die Papstwahl zu beschleunigen. Aber gerade diese Nachricht von der zu erwartenden Ankunft der Fürsten war es, wodurch die Entscheidung sich noch mehr verzögerte: denn nunmehr wollten eben beide Parteien die Ankunft der Fürsten abwarten, ehe sie zur Wahl schritten. Da ersann die Obrig-

---

1) Vgl. Bower, Unparteiische Historie der römischen Päpste, übersetzt von Rambach (Magdeburg 1770), Bd. VIII, S. 145 ff. C. Haas, Geschichte der Päpste (Tübingen 1860), S. 396.

keit von Viterbo ein neues Mittel: die Cardinäle erhielten von einem Tage zum andern weniger zu essen; und dieses Mittel hatte die gewünschte Wirkung. Den Hungertod vor Augen — wählten die sechs Cardinäle, welche, um ihre Befreiung aus dem Verschlusse zu erlangen, die Wahlhandlung vorzunehmen gewillt gewesen, den damals im heiligen Lande abwesenden Theobald Visconti, genannt Gregor X. Dieser hielt sofort nach seiner Heimkehr eine Synode in Lyon, zunächst zu dem Zwecke, um die Verhältnisse der abendländischen zur morgenländischen Kirche zu erörtern. Und in der fünften Sitzung dieser Synode war es seine Absicht gewesen, den Entwurf zu einer Constitution für die Papstwahl vorzulegen, geeignet, in Zukunft die Cardinäle zur Beschleunigung der Sache anzuhalten; sobald aber diese hiervon hörten, wußten sie es dahin zu bringen, daß die Sitzungen eine ganze Woche ausgesetzt wurden. Inzwischen wirkte der Papst in vertraulichen Gesprächen auf die Prälaten, um sie von der Nothwendigkeit eines auf die Cardinäle zu übenden Druckes zu überzeugen; und nachdem die Prälaten für diesen Gedanken gewonnen waren, mußten auch die Cardinäle nachgeben. So wurde denn die berühmte Constitutio Gregorii X. beschlossen, welche aber Gregor's nächster Nachfolger, Hadrian V., wieder aufhob und Johann XXI. gänzlich außer Kraft setzte. Cölestin V. erklärte sie wieder für rechtskräftig, und sie ist es, welche, abgesehen von einzelnen Modificationen, bis auf die Gegenwart befolgt worden ist [1]).

Nachdem der Tod des Papstes zeugeneidlich constatirt

---

1) Vgl. Das römische Conclave, oder genaue Beschreibung der Papstwahl 1823; Petruccelli della Gattina, Histoire diplomatique des conclaves (Paris 1864), T. I, p. 32 ss.; Bower a. a. O., Bd. VIII, S. 156 ff. mit Rambach's Anmerkung.

worden, so wird mit der großen Glocke des Capitols geläutet. Im Laufe der nächsten zehn Tage werden dann für die Seele des verstorbenen Papstes neun Messen gelesen, und am eilften Tage das Conclave eröffnet [1]). In diesem sind zahlreiche, durch Bretterwände geschiedene Kammern eingerichtet, zwei für jeden Cardinal. In der einen, ungefähr sechs Quadratellen groß, wohnt er selbst; in der andern, etwas kleineren, richtet sich sein Secretär, der Conclavist, ein. Die durch Nummern bezeichneten Zellen werden durch's Loos vertheilt. Die wohnliche Einrichtung ist eine sehr einfache und in allen die nämliche: ein Bett, ein Tisch, ein Betschemel und ein paar Stühle. An den Möbeln und Thüren der je durch einen schmalen Gang getrennten Zellen wird das Wappen des Cardinals angebracht. In den meisten Zellen ist es ziemlich finster, da sie nur von oben her ihr Licht bekommen, welches nur spärlich durch die, dazu unten geblendeten, Fenster in den großen, die Zellen enthaltenden Saal hineinfällt. Alle Thüren werden vermauert bis auf eine, durch welche die sich etwa verspätenden Cardinäle hineinkommen, sowie gefährlich erkrankende Cardinäle oder Conclavisten herauskommen können. An dieser Einen Thüre befindet sich auch ein kleines Fenster, welches jedesmal geöffnet wird, wenn die Gesandten fremder Mächte sich dem Conclave nähern, um Grüße und Botschaften von ihren Regierungen zu überbringen. Außerdem sind noch an mehreren Stellen Oeffnungen, durch welche Speise und Trank hineingereicht wird, welche aber strenge bewacht werden. Das Princip der ganzen Anordnung ist nämlich die strengste Absperrung gegen jede Einwirkung der Außenwelt, ein Princip, welches indeß nicht immer innegehalten wird. Schon im

1) Die Benennung Conclave (cum clave, d. h. mit dem Schlüssel) bezeichnet Beides, die Localität für die Papstwahl und die Wahlversammlung.

Jahre 1560 erzählte der venetianische Botschafter zu Rom, Luigi Moccenigo, daß man nicht allein einzelne Briefe, sondern ganze Briefpackete habe aus- und eingehen lassen [1]). Es ist auch nicht ohne Beispiel, daß Cardinäle die Verbindung mit der Außenwelt mittels — Fasane, die mit Depeschen vollgestopft, oder mittelst Pasteten, die mit Briefen gefüllt waren, unterhalten haben. Denn die ursprünglich vorgeschriebene äußerst dürftige Kost ist ebenfalls längst verschwunden: nicht ein einzelnes kärgliches Gericht nur, sondern außerordentlich reiche Mahlzeiten werden den eingeschlossenen Cardinälen zugesendet. Es gehört zu den Belustigungen der Römer, während der ganzen Dauer der Papstwahl [2]), zuzusehen, wie in langem Zuge die Mittagsmahlzeiten der Cardinäle ins Conclave gefahren werden. Mit dem Schlage 12 Uhr setzen sich ungefähr fünfzig Staatswagen in Bewegung. Während kein Mensch in sämmtlichen Carossen sitzt, wird vor einer jeden her das für den Eigenthümer des Wagens bestimmte Mittagsessen getragen. Zwei stattliche Diener in Livrée halten in ihren Händen zwei aufgeputzte Stöcke, an denen ein aus grünem und violettem Bast geflochterner Speisekorb schwebt. Zwischen Korb und Wagen schreiten ferner zwei oder drei andere geschmückte Diener und ein junger Priester (dapifero d. i. Speisenträger), welcher durch seine Betheiligung an dieser gastronomischen Procession das Patronat des betreffenden Cardinals für sich gewinnt [3]); und wird sein Cardinal vollends Papst, so zieht er ein noch größeres Loos in der Lotterie, welche jedes Conclave vorstellt.

---

1) S. Moccenigo's Depesche bei della Gattina l. c., T. I, p. 35—38.

2) Vgl. J. G. Köberle, Rom unter den letzten drei Päpsten (Leipzig 1846), Bd. I, S. 70 f.

3) d'Azeglio, Mes souvenirs, par Donisnel (Paris 1876), p. 218.

In der Frühe des Tages, welcher für die Eröffnung des Conclave bestimmt ist, kommen zunächst die Cardinäle in der einen oder andern Kirche alle zusammen, jedoch in dem Falle, wenn jenes im Vatican stattfinden soll, jedesmal in der Sixtinischen Capelle. Da feiert dann der Cardinals-Decan die sogenannte Heilige-Geistes-Messe, nach deren Schlusse er an die Cardinäle eine Ermahnung richtet, des Inhalts, daß sie der Kirche bald ein würdiges Oberhaupt geben mögen. Hierauf tritt der glänzende Zug seinen Weg in's Conclave an. An der Spitze ziehen Diener der Cardinäle, und die päpstliche Capelle, welche singt: Veni creator Spiritus! Dieser folgt der Ceremonienmeister, ein hohes Kreuz tragend, und unmittelbar nach diesem die Cardinäle zu Zweien in veilchenblauen Mänteln. Den Schluß des Zuges bildet die Schweizergarde, welcher sich eine zahllose Volksmenge anschließt. Sobald die Cardinäle ins Conclave eingetreten sind, ziehen sie sich zunächst zurück in die zur schließlichen Abstimmung ersehene Capelle. Hier wird ein gemeinsames Gebet gehalten, alsdann alle auf die Papstwahl bezüglichen Bullen verlesen, und die Cardinäle schwören, die Bestimmungen dieser Bullen beobachten zu wollen. Namentlich muß sich jeder Cardinal für den Fall, daß er selbst auf den päpstlichen Stuhl erhoben werde, im Voraus eidlich verpflichten, von den Errungenschaften, dem Gute der Kirche nichts wieder preiszugeben. An diesem Tage stehen die Zellen des Conclave bis an den späten Abend für jeden Besuchenden offen. Fürsten und Botschafter begrüßen alsdann die Cardinäle, oder ertheilen ihnen für die bevorstehende Wahl die letzten Ermahnungen. Inzwischen werden die Beamten des Conclave in Eid und Pflicht genommen; sie müssen namentlich geloben, reinen Mund zu halten. Beim Läuten einer Glocke müssen alle Unberufenen sich entfernen. Außer den Cardinälen und Conclavisten müssen

in dem Conclave vorhanden sein: der Sacristan der päpstlichen Capelle, welcher immer ein dem Augustinerorden angehöriger Bischof in partibus ist, ein oder mehrere Ceremonienmeister, ein Unter-Sacristan, ein Beichtvater, welcher kein Jesuit sein darf, zwei Aerzte, ein Chirurg, ein Apotheker mit zwei Gehilfen, ein paar Barbiere, ein Maurer, ein Tischler und einige Diener, welche die Zellen mit Brennholz versorgen und sie reinhalten. Die Thüre des Conclave wird mit zwei Schlüsseln von innen verschlossen, welche dem Camerlingo (Kämmerer) und Ceremonienmeister übergeben werden. Von außen wird sie gleichfalls mit zwei Schlüsseln verschlossen, welche der Marschall des Conclave aufbewahrt, eine Würde, welche jetzt im Hause Chigi erblich ist. Nachdem die Thüre des Conclave mit den vier Schlüsseln zugeschlossen ist, geht der Camerlingo, von drei Cardinälen und dem Ceremonienmeister begleitet, mit brennenden Fackeln umher, um nachzusehen, ob sich irgend ein Unberufener versteckt habe. Darauf wird nachgesehen, ob die Hauptthüre gehörig verschlossen sei, und über diese Inspection ein besonderer Bericht aufgesetzt.

Am Morgen, nachdem das Conclave verschlossen worden, kommen die Cardinäle, soweit sie gesund sind, in der Capelle zusammen. Hier wird wiederum eine „Heilige-Geist-Messe" gehalten, und Alle genießen das Abendmahl. Nach dem Gange um den Altar wird ein Tisch vor den letzteren gestellt, mit den zum Abstimmungsacte eigens eingerichteten Sesseln. Es gibt ein dreifaches Wahlverfahren. Die Cardinäle können einem Einzelnen, oder auch einem hierzu ernannten Comité die Wahl des neuen Papstes übertragen. Eine unbeglaubigte Sage erzählt, daß Jakob d'Ossat, unmittelbar nachdem er diesen Auftrag überkommen, mit dem Ausrufe: „Papa ego!" sich selber gewählt habe. Ein anderer Wahlmodus ist die

sogenannte Adoration, durch welche Marcell II. und Paul IV. gewählt wurden. Er findet statt, wenn wenigstens zwei Drittel der Cardinäle vereint zu demjenigen, den sie wählen wollen, hintreten und sofort ihre Absicht dadurch kundgeben, daß sie ihn „anbeten". Jedoch kommt es nur selten vor, daß es, ähnlich wie in erblichen Reichen, im Kirchenstaate heißt: „Der Papst ist todt; es lebe der Papst!" Der dritte Modus, nämlich durch Abgeben von Stimmzetteln, ist der gewöhnlichste. Gregor XV. und Urban VIII. haben sehr detaillirte Verhaltungsmaßregeln für das Wahlverfahren gegeben. Obenan auf den Stimmzettel schreibt der Cardinal seinen eigenen Namen, schlägt in den Zettel eine Falte und versiegelt diese. Ganz unten schreibt er einen Schriftspruch, oder einen Wahlspruch und eine Zahl, worauf er wieder das Papier faltet und das Geschriebene gleichfalls unter Siegel legt. In die Mitte des Zettels aber schreibt er den Namen des Cardinals, welchem er seine Stimme giebt, doch so, daß er seine Handschrift möglichst entstellt. Endlich legt er den ganzen Zettel zusammen und nahet dem vor dem Altare stehenden Tisch, auf welchem ein Kelch steht, zugedeckt mit einer Patene (Hostientellerchen). Er kniet nieder und hält ein kurzes Gebet. Alsdann erhebt er sich und schwört „Den zu wählen, welchen man, Gott vor Augen, wählen müsse". Zuerst wird der Stimmzettel auf die Patene gelegt, darnach von dieser in den Kelch hinab geschüttelt. Ehe es zum Ziehen der Loose kommt, werden drei Cardinäle ausersehen, um die Stimmen der Erkrankten zu sammeln. Jeder nimmt alsdann ein Kästchen, in dessen Deckel sich eine Oeffnung befindet, nicht größer, als daß ein zusammengelegter Zettel eben hineingepreßt werden kann. Zuvor zeigt jeder von ihnen sein Kästchen der Versammlung vor, zum Beweise, daß es leer sei; darauf schließt er das Kästchen, legt den Schlüssel auf den Tisch und

geht zu der Zelle der kranken Cardinäle. Ist die Abstimmung völlig zu Ende, so beginnt die Aufzählung der Stimmzettel. Drei Cardinäle nach einander lesen die in der Mitte der Stimmzettel stehenden Namen vor, und alle anderen Cardinäle setzen auf einem zuvor ausgetheilten Verzeichniß sämmtlicher Mitglieder des Conclave Merkzeichen neben die Namen der Betreffenden. Die verlesenen Zettel werden auf einen Faden gezogen und für die bevorstehende abendliche Abstimmung sicher zurückgelegt. Sofern nun ein Cardinal zwei Drittel der Stimmen gewonnen hat, so ist er kanonisch erwählt; andernfalls findet eine neue Abstimmung am Abend statt. In dieser Abendversammlung wird dasselbe Verfahren, jedoch mit einer kleinen Aenderung, befolgt. Bei der abendlichen Abstimmung (per accesso genannt) darf nämlich Keiner auf denselben Candidaten stimmen wie am Morgen. Darum wird sogleich nachher das untere Siegel aufgebrochen, um nachzusehen, ob ein und derselbe Wahlspruch auf verschiedene Candidaten falle Erhält nun ein Candidat per accesso die erforderlichen zwei Drittel der Stimmen, so ist er erwählt. Ist das aber nicht der Fall, so wird am nächsten Morgen die Abstimmung von Neuem vorgenommen. In den letzten Conclaves hat die Accesso-Abstimmung sich indessen als eine Art Supplement unmittelbar an die eigentliche Abstimmung angeschlossen, so daß im Ganzen viermal täglich gestimmt worden ist. Zur Abendzeit werden sämmtliche resultatlos abgegebene Stimmzettel in einem Ofen verbrannt; und wenn die Römer den Rauch desselben aufsteigen sehen, dient es ihnen als Zeugniß, daß dieser Tag ihnen noch keinen Papst gebracht hat. Die Römer zeigten früher ein äußerst lebhaftes Interesse für den frühzeitigen Schluß des Conclave. Denn so lange dieses währte, stockten in der Regel alle Geschäfte und öffentlichen Vergnügungen, und der Umsatz mußte schon darum viel geringer

sein, weil kein päpstlicher Hofhalt vorhanden war [1]). Daher ersehnten die Römer mit Ungeduld den Tag, an welchem jener Rauch ausblieb und der Cardinal-Decan auf dem Balcon erschien und den Ausfall der Wahl verkündigte.

Diese complicirte Ordnung des Conclave mußte zwar bei der Wahl, welche nach Pius' VI. Tode stattfand, einige unwesentliche Aenderungen erleiden, weil sie außerhalb Roms vollzogen wurde; im Ganzen aber wurde sie innegehalten [2]). Es verfloß einige Zeit, nachdem die Cardinäle schon ins Conclave gezogen waren, ohne daß irgend Etwas vor sich ging. Man hatte damals dem Kaiser vorgeschlagen, er möge einen Botschafter ans Conclave senden; dieser Vorschlag war aber zurückgewiesen und das Versprechen hinzugefügt, daß die Interessen Oesterreichs im Conclave von einem gewissen Cardinale wahrgenommen würden. Dieser Cardinal, Herzan, blieb einige Tage fort; und man setzte die Verhandlungen aus, um sein Erscheinen abzuwarten. Als er sich einstellte, begannen die Abstimmungen. Das Conclave zerfiel in drei Parteien. Die österreichische Partei, welche ausgesprochener Maßen von Cardinal Antonelli, insgeheim von Herzan geleitet wurde, wünschte Cardinal Mattei zum Papste, weil dieser an den Friedensverhandlungen zu Tolentino theilgenommen hatte. Oesterreich wollte nämlich die damals an Frankreich abgetretenen Legationen für sich behalten und wünschte daher einen Papst, welcher diesem Wunsche zu will-

---

1) S. J. G. Köberle a. a. O., Bd. I, S. 71 f.

2) Vgl. für das Nachfolgende Consalvi, T. I, p. 189—290. Der angeführte Abschnitt ist 1812 in Rheims niedergeschrieben, stimmt aber, laut der Versicherung des Herausgebers, in allen Stücken mit dem Tagebuche überein, das Consalvi in Venedig geführt, in Rheims aber nicht zur Hand gehabt hat.

fahren geneigt sei. Oesterreich scheint sich Mattei's Zustimmung im Voraus versichert zu haben; und deßhalb betrieb es so angelegentlich die Wahl desselben. Die zweite Hauptpartei war die im strengsten Sinne römische. Ihr offizieller Führer war der Bruderssohn des verstorbenen Papstes, Cardinal Braschi, welcher die, dem Andenken Pius VI. durch Dankbarkeit besonders verpflichteten Cardinäle um sich sammelte; der eigentliche Führer war Albani. Der Candidat dieser Partei war Bellisomi, ein Mann, von dem vorauszusetzen war, daß er unbedingt auf dem Rechte des Kirchenstaates bestehen werde. Früher war er Nuntius in Portugal gewesen, damals aber Bischof zu Cesena. Die dritte Partei der Volanti (der Unentschiedenen) bildeten der Cardinal von York, Zelanda, Maury und die gelehrten Cardinäle Borgia und Gerdil, letzterer berühmt durch eine gegen die Encyclopädisten gerichtete Schrift über die Religion. Oesterreich und Neapel [1]) waren eigentlich die einzigen Staaten, die den Verhandlungen des Conclave mit besonderem Interesse folgten. Die Franzosen waren schon lange mit anderen Dingen ganz erfüllt, und überhaupt bedeutete für das damalige Frankreich

---

1) Daß Oesterreichs Pläne von anderen Höfen durchschaut wurden, geht deutlich aus Acton's Chiffredepesche vom Januar 1800 hervor, welche man in Cipolletta, Memorie politiche sui conclav (Milano 1863), p. 49 ss. abgedruckt findet. Neapels Pläne lassen sich theils aus den Actenstücken bei Cipolletta, theils aus der Instruction an Ruffo erkennen, s. della Gattina, T. IV, p. 287: „womöglich einen Versuch zur Befreiung von Benevent und Pontecorvo zu machen, aber Alles aufzubieten, um einen Papst zu bekommen, welcher es darauf anlegen wird, seine alten Besitzungen wiederzugewinnen und Oesterreich jenseits des Po zurückzudrängen". Das Letztere bildete in der neapolitanischen Conclave-Politik das Hauptaugenmerk.

eine Papſtwahl äußerſt wenig. Ohne Freunde war indeſſen dieſes Land im Conclave keineswegs. Chiaramonti, Caprara, di Pietro und Doria, der vormalige Nuntius zu Paris, hatten für Frankreichs Zuſtände ein lebhaftes Mitgefühl; es war aber nicht ohne Gefahr, eine ſolche Stimmung als Mitglied eines Conclave, und dazu auf öſterreichiſchem Grund und Boden, merken zu laſſen. Spanien, welches in früherer Zeit die ſogenannte Conclave-Politik mit großem Eifer betrieben hatte, ſtand augenblicklich der Sache gleichgültig gegenüber. Es hatte alle Einmiſchungen des päpſtlichen Hofes in ſeine eigenen Angelegenheiten beſtimmt zurückgewieſen; und Carl's III. Premierminiſter, d'Urquijo, hatte die ſpaniſchen Biſchöfe von der peinlichen Vormundſchaft der Curie befreit, ſowie zugleich das ſpaniſche Volk von der drückenden Abgabe an Rom.

Bei einer der erſten Abſtimmungen fielen achtzehn Stimmen auf Belliſomi; und aus Privatgeſprächen ließ ſich abnehmen, daß in der nächſten Wahlhandlung noch Mehrere für ihn ſtimmen würden. Es hatte alſo den Anſchein, als ſei dieſem Conclave ein baldiges Ende beſtimmt. Dieſer Ausgang lief aber ganz gegen die Intereſſen Oeſterreichs, und daher begann nun das Ränkeſpiel Herzan's. Er begab ſich zum Cardinal-Decan Albani und ſtellte ihm vor: den Freunden des Kirchenſtaates müſſe beſonders daran gelegen ſein, daß ein in Wien gern geſehener Papſt gewählt werde. So könne aber Belliſomi durchaus nicht heißen, um ſo mehr aber Mattei. Hierauf erwiederte Albani: die Wahl Belliſomi's werde aus der freien Entſchließung der Cardinäle hervorgehen, und dieſe zu hindern, ſtehe nicht in ſeiner Macht. Wolle dagegen Oeſterreich das ihm zu ſtehende Recht auf Einſpruch (Excluſive) geltend machen, ſo würde das eine andere Sache ſein. Herzan erklärte: er habe zwar nicht ausdrücklich den Auftrag der Excluſive

gegen Bellisomi; jedoch wünsche er zuvor, mit dem Wiener Hofe über den Fall zu verhandeln. Er bitte daher, die entscheidende Abstimmung aussetzen zu wollen, um eine Antwort von Wien einholen zu können. Albani war schwach genug, auf einen solchen Aufschub einzugehen, welcher gesetzwidrig war und eine Kränkung der Freiheit des Conclave bedeutete. Herzan versprach jedoch, in der Zwischenzeit alle heimlichen Umtriebe zu unterlassen; und so wurde von Seiten Albani's, in Betracht der Uebermacht Oesterreichs, ein Stillstand des Wahlactes auf elf oder zwölf Tage zugestanden. Herzan blieb aber seinem Versprechen durchaus nicht getreu. Kaum war der Courier abgegangen, als Jener eine neue Partei zu bilden anfing, durch welche Bellisomi's Wahl unmöglich werden sollte. „Allein es befand sich innerhalb des Conclave" — so schreibt Consalvi — „ein sehr rechtschaffener und sehr verdienter Cardinal, von Allen geachtet, aber seines äußerst schroffen Wesens halber von Niemand geliebt. Mit seinen vielen guten Eigenschaften verband er die recht unangenehme Neigung, Jedermann einbilden zu wollen, alles, was irgend Wichtiges vorgehe, sei auf *seinen* Einfluß zurückzuführen. Er war freilich nicht beliebt genug, um sich selbst Hoffnung auf die Tiara machen zu können; er wollte aber wenigstens Derjenige sein, welcher den Papst creire. Demnach benutzte er die gewährte längere Pause zur Anspinnung seiner Intriguen." Den Namen des in solcher Weise von ihm charakterisirten Cardinals nennt Consalvi nicht; doch wissen wir aus den Aufzeichnungen, die Doria's Conclavist uns hinterlassen hat, daß kein Anderer gemeint ist als *Antonelli*. Dieser Cardinal nahm nun mit großem Eifer Mattei's Candidatur auf, und zeigte seinen Collegen, daß der sicherste Weg zur Wiedererlangung der Legationen die Gunst und Freundschaft Oesterreichs sein werde. Als dieser Mann, in Verbindung mit Herzan, für Mattei's

Wahl mit aller Macht thätig war, gewann Letzterer plötzlich zehn, ja sogar dreizehn Stimmen. Hierdurch wuchs Herzan's Kühnheit; und als Albani ihn erinnerte, daß die verabredeten zwölf Tage zu Ende seien, so antwortete er: zwar sei eine Antwort noch nicht eingelaufen, was aber, wie die Verhältnisse sich inzwischen gestaltet hätten, nicht viel zu sagen habe; Bellisomi's Wahl sei jetzt aus anderen Gründen unmöglich. Aber Mattei's Wahl ergab sich ebenfalls als unmöglich. Man machte den Versuch, von einigen der Unentschiedenen oder Neutralen die Stimmen einzusammeln; aber auch dieses Manöver mißlang.

Da traten zwei andere Gestalten als Handelnde in den Vordergrund, und zwar mit besserem Erfolge. Mirabeau's Nebenbuhler in Frankreich, der stolze und kaltblütige Erzbischof Maury [1]), pflegte seine Chocolade bei einem der nächsten Nachbaren im Conclave einzunehmen. Dieser Nachbar war Cardinal Ruffo aus Neapel, und die Chocolade war ein Geschenk der Freundin Ruffo's, der Königin Caroline von Neapel [2]). Weder der eine noch der andere dieser zwei Cardinäle genoß unter seinen Amtsbrüdern sonderliche Achtung. Ruffo schreibt seinem Könige: er gehe mit Anderen nur soweit um, als es höchst nothwendig sei, „weil sie alle ihn als einen Jakobiner be-

---

1) S. de Pradt, Les quatre concordats (Paris 1818), T. II, p. 40 ss., wo Beide, Maury und Mirabeau, nebeneinandergestellt werden.

2) Von dem freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Ruffo und Caroline geben mehrere Briefe der letzteren Zeugniß. S. Cipolletta l. c., p. 32 ss. In einem Briefe vom 12. Februar 1800 (S. 63 f.) finden sich folgende, von der Königin selbst unterstrichene Worte: Esaminando questa mia lettera la comprendera — riscaldare — fuocho.“ Hierin lag eine Aufforderung zu versuchen, dasjenige, was Caroline mit chemischer Dinte geschrieben hatte, lesbar hervortreten zu machen. Der Rand des

trachten". Der Zufall hatte Maury und Ruffo zusammengeführt; sie paßten aber einer zum andern vorzüglich gut. Auch theilt Ruffo seinem Herrscher gelegentlich mit: er habe „hin und wieder mit einem anderen der Jakobiner" des Conclave gesprochen. Auf seinen Spaziergängen in dem Klostergarten von San Giorgio begegne er zuweilen einem Cardinal, „welcher einen sehr munteren Gang habe und, während er gehe, einige der beliebten Tagesmelodien vor sich hinsumme". Dieser Cardinal war Chiaramonti, Bischof von Imola. Zuerst habe Ruffo ihn nur begrüßt, alsdann im Vorbeigehen mit ihm ein einzelnes Wort gewechselt, und zuletzt seien sie in längere Gespräche mit einander gekommen. In diesen Gesprächen habe Ruffo sich überzeugt, daß Chiaramonti der rechte Candidat sei für den päpstlichen Stuhl, sowohl wenn man die Bedürfnisse der Zeit berücksichtige, als die besonderen Wünsche Neapels. Indessen habe es seine Schwierigkeit, die Wahl desselben durchzusetzen.

Barnabas Ludwig Chiaramonti [1]) war 1742 den 14. An-

Briefes ist, nach Cipolletta's Aussage, angebrannt; man liest aber auf demselben, mit chemischer Dinte geschrieben: „Tenete sopra un scaldino le due fogliate bianche senza brugiarla che uscirà la scrittura. Addio." Die zwei erwähnten Blätter sind verloren gegangen. Ob sie von Staatsfragen handelten, oder sich auf ein Liebesverhältniß bezogen, ist nicht zu sagen.

[1]) Vgl. Artaud, Histoire du pape Pie VII (Paris 1837), T. I und II; ferner die im Vorhergehenden angeführte Schrift des Cardinals Wiseman, in welcher Alles mit Rosenfarben gemalt wird, sowie Alessandro Gavazzi, welcher in: My recollections of the last four popes (London 1858) Wiseman folgt, „as the shadow the body", und zwar mit einer kleinlichen und bittern Kritik, so namentlich in dem Abschnitte: „Character of Pius VII." p. 22 ss.

guſt in Ceſena, Legation Forli, geboren. Sein Vater gehörte zum italieniſchen Adel, jedoch weder zu dem angeſehenen, noch reichen Theile deſſelben. Seine Studien hatte er in Parma gemacht und war ſechszehnjährig in den Benedictinerorden getreten, bei welcher Veranlaſſung er ſeinem Taufnamen den Namen Gregor hinzufügte. Später kam er als Lehrer der Theologie nach Rom, und vertheidigte hier öffentlich einige Sätze, u. a. den Satz: „daß im Himmel auch Raum ſei für die Frauen", was nämlich ein gewiſſer Fanatiker geleugnet hatte. Chiaramonti war mit Pius VI. etwas verwandt; und durch des Papſtes Gunſt ward er Titular-Abt in dem Benedictiner-Kloſter San Calliſto, ſo daß er Ring und Mitra tragen durfte, und ein ausgezeichneter Platz im Chore ihm eingeräumt wurde, während er übrigens dem durch die Mönche ernannten Abte untergeordnet war. Dieſe päpſtliche Bevorzugung erweckte die Mißgunſt der Kloſterbrüder, ſo daß allerlei Beſchwerden gegen den Abt Gregor erhoben wurden. Bei der Unterſuchung derſelben lernte Pius VI. ſeinen Verwandten genauer kennen, wodurch er ihm noch lieber ward. Sobald der Biſchofsſtuhl in dem reizend gelegenen Tivoli erledigt war, wurde Chiaramonti auf denſelben erhoben; aber als Biſchof fuhr er fort, das Leben eines Mönches in allem ſeinem Sinnen und Trachten zu leben. Im Walde bei Tivoli geſtattete er mehreren Einſiedlern ihre Hütten aufzuſchlagen, u. A. dem ſpäterhin als deutſcher Redemtoriſt bekannt gewordenen Clemens Hoffbauer, welcher damals aus Oeſterreich verjagt war. Als der Onkel des Papſtes, Cardinal Bondi, ſtarb, ward das Bisthum zu Imola vakant. Chiaramonti vertauſchte jetzt Tivoli mit Imola. Kurze Zeit darnach wurde er auch zum Cardinal ernannt. Als Biſchof von Imola galt er als ebenſo charaktervoll und feſt, wie milde, und er übte in weitem Umfange Wohlthätigkeit. Viele der flüchtigen

französischen Priester fanden bei ihm gastliche Aufnahme. Die Hälfte seiner Einkünfte pflegte er zu opfern, und öfter war er von Geld entblößt. Als er nach Venedig zum Conclave reisen sollte, mußte er das Reisegeld von einem anderen Cardinal borgen. Als Bischof von Imola hatte er inzwischen auch einen Schritt gethan, welcher die meisten seiner Standesgenossen gegen ihn eingenommen hatte. Aber gerade, was die Meisten verstimmte, war es, wodurch Maury's und Ruffo's besonderes Interesse für ihn geweckt wurde.

Im Jahre 1797, vor dem Frieden von Tolentino, als die Franzosen nach Italien hineinrückten, flüchteten viele der Kirchenfürsten; der Bischof von Imola aber blieb ruhig in seinem Sprengel. Am 2. Februar 1797, nachdem Tags vorher dem Papste der Krieg erklärt war, zogen französische Truppen durch Imola, und sie fanden Quartier in dem bischöflichen Palaste [1]). Als Bonaparte nach Ancona kam, dessen Bischof entflohen war, sagte er zu Denen, die ihm die Stadtschlüssel brachten: „Der Bischof von Imola, überdieß ein Cardinal, ist nicht geflohen. Zwar habe ich ihn nicht gesehen, als ich vorüberzog; aber er ist auf seinem Posten." [2]) Im Juli desselben Jahres hielt Chiaramonti eine Predigt (Homilie), welche er später durch den Druck veröffentlichte [3]). Nachdem er hier

---

1) Napoléon I, Mémoires, publiés par Montholon (Paris 1825), T. IV, p. 6.

2) d'Haussonville l. c., T. I, p. 28.

3) Einige Bruchstücke dieser Homilie finden sich italienisch bei Botta. Vollständig abgedruckt ist sie unter den Actenstücken bei d'Haussonville, T. I, p. 355—371, nach Grégoire's Uebersetzung. In Betreff dieser Uebersetzung sagt Artaud (l. c., T. I, p. 65): „Il y a des passages qu'il a rendus avec un bonheur singulier; mais il y en a beaucoup qu'il n'a pas entendus." d'Haussonville (l. c., T. I, p. 355) erklärt sie indeß für getreu.

die Geburt des Herrn zu Bethlehem erwähnt hat, ermahnt er seine Zuhörer, die darin geoffenbarte Gnade Gottes wohl zu Herzen zu nehmen, und zugleich den Umstand, daß sie anknüpfte an „das Gebot des Kaisers Augustus". Das Christenthum sei freilich die wahre Freiheit; diese Freiheit sei aber etwas Anderes als die Auflösung und Zügellosigkeit, welche Böses und Gutes durcheinandermenge. Die wahre Freiheit schaffe Frieden und Glück; der Friede sei aber eine Tochter der bürgerlichen Ordnung und finde sich nur, wo es Obrigkeiten gebe, denen man Gehorsam erweise. Daher lehre die katholische Religion: „der Obrigkeit widerstreben, heiße Gott widerstreben". — „Die demokratische Regierung (die der cisalpinischen Republik), welche jetzt unter uns eingeführt ist, steht in keinem Widerspruche mit den soeben von mir entwickelten Grundsätzen; sie widerstreitet dem Evangelium nicht: im Gegentheil fordert sie jene erhabenen Tugenden, welche man nur in der Schule Christi lernt." — „Wie blühten einst die Tugenden in den heidnischen Freistaaten des Alterthums, in Sparta, Athen und dem alten Rom! Selbst die Kirchenväter sprechen von ihnen mit Bewunderung. Unsere Tugenden werden uns zu guten Demokraten machen, das heißt von der Art derer, welche ohne Hintergedanken an dem gemeinsamen Glücke arbeiten, welche Haß, Treulosigkeit und Ehrgeiz ferne halten, und ebenso die Rechte Anderer zu achten beflissen sind, wie die Erfüllung ihrer eigenen Pflichten ihnen am Herzen liegt. Hierdurch wird zugleich die wahre Gleichheit befestigt, welche jeden Menschen lehrt, was er Gott, sich selber und seinem Nächsten schuldig sei. Indeß eine vollständig äußere Gleichheit an Gütern und Schätzen giebt's nicht und wird's niemals geben. „Diese wunderliche, so zu sagen arithmetische Gleichheit würde in der natürlichen und sittlichen Schöpfung Alles um und um kehren." Jedoch können die Tugenden allein uns nicht dahin bringen,

daß wir unsere Pflicht auf die rechte Weise erfüllen. Das vermöge nur das Evangelium, welches christliche Tugenden hervorbringe. Sogar der Verfasser des „Emile“ sei von der Schönheit des Evangeliums ergriffen gewesen, wie seine Aeußerungen in den Bekenntnissen des savoyischen Vikars es deutlich zeigten. Und das Evangelium lehre uns Gehorsam. „Demüthigen wir uns unter die Rathschlüsse der Vorsehung. Meinet nicht, die katholische Religion und die demokratische Regierungsform seien unvereinbar. Werdet ihr ganze Christen, alsdann werdet ihr auch vorzügliche Demokraten. Folget dem Gehorsam und der Demuth des Erlösers nach, indem ihr euch den Gesetzen und der gesetzlichen Obrigkeit unterwerfet.“ Die Predigt schließt mit einer Aufforderung an die Priester, Vorbilder des echten Christenthums und der Menschenliebe zu werden; dadurch werden alle Tugenden bei Denen, die ihrer Fürsorge anvertraut seien, rechte Wurzeln schlagen, und die Ehre der Republik werde zugleich mit dem Wohle der Bürger gedeihen.

Dieses war eine andere Sprache, als man damals gewohnt war von den Kanzeln in Italien zu hören. Dabei verläßt der Prediger keineswegs den christlichen Boden. Er zeigt, daß Freiheit und Gleichheit nur unter der Voraussetzung des Christenthums erblühen können, und schonungslos bekämpft er die lügnerische Auffassung dieser Begriffe. Artaud hat vielleicht Recht, wenn er sagt: man höre überall den Lehrer durch; der Vortrag sei klar und kalt. Jedoch bezeugt Botta [1]),

---

[1]) Botta a. a. O., Bd. V, S. 136. General Hülin sagt in einem Berichte vom 11. April 1800: „Cette lettre, dont les sentiments étaient balancés, quoique en notre faveur, me prouvait bien qu'il était dans l'intention de se conserver l'amitié des deux parties au moment où l'ennemi paraissait devoir être vainqueur. Elle eut pour nous des effets heureux; car les habitants se comportèrent

daß dieſe von einem ſo ausgezeichneten Manne in einem ſo einnehmenden Tone vorgetragenen Worte die Gemüther beruhigt, die Herzen veredelt und viel zur Begründung der neuen Ordnung der Dinge beigetragen haben." Daß aber eine derartige Predigt den Weg gerade zum päpſtlichen Stuhle gebahnt habe, läßt ſich nicht behaupten. Napoleon nennt ſie irgendwo eine Jacobiner-Rede [1]), und in den Kreiſen der Kardinäle galt Chiaramonti für angeſteckt von republikaniſcher Geſinnung. Ueberdieß war er ziemlich jung: ein ſechzigjähriger Mann ließ keinen baldigen Wechſel auf dem päpſtlichen Stuhle hoffen. Aber jene merkwürdige Predigt diente einem Maury und Ruffo als das beſte Zeugniß dafür, daß kein Anderer, als Chiaramonti, gerade jetzt Papſt werden müſſe. Maury glaubte nicht an den Beſtand der öſterreichiſchen Siege. Bonaparte war zurückgekehrt; er war Conſul geworden und hatte ſchon einen zweiten italieniſchen Feldzug begonnen. Siegte er, ſo war es von Bedeutung, daß Der, welcher auf dem Stuhle Petri ſaß, im Voraus die Achtung des Conſuls gewonnen und ſich der neuen Zeit überhaupt nicht feindlich gegenübergeſtellt habe. Belliſomi war ein ſteifer, hartnäckiger Mann, Mattei ein öſterreichiſcher Söldling; dagegen war Chiaramonti ein Mann, mit welchem eine Republik und ein Franzoſe verhandeln konnten. Ruffo war in dieſer Anſchauung völlig mit Maury einverſtanden; Chiaramonti's Wahl war ein gegen Oeſterreich gerichteter Zug, und hiermit war Neapel wohl zufrieden.

---

exactement selon ses intentions. J'ai l'honneur de vous observer, citoyen Consul, que dans les longs et fréquents entretiens que j'eus avec lui, il ne parlait de vous qu'avec respect et vénération." (Theiner, Histoire des deux concordats, T. I, p. 66.)

[1]) Mémoires, par Montholon, T. VI, 42.

Allein von dem Wunsche bis zur Durchsetzung der Wahl Chiaramonti's war noch ein langer Weg, oder ein großer Sprung. Alsbald trat ein großes Hinderniß entgegen: der Ehrgeiz des Cardinals Antonelli. Maury brachte eines Tages die Sache in einem vertrauten Gespräche auf die Bahn, als er mit Consalvi in den Gängen des Conclave spazieren gieng [1]). Der Secretär fand den Plan vorzüglich erdacht, und er forderte Maury auf, denselben ins Werk zu setzen, obgleich er die Schwierigkeiten nicht verkenne, die Jenem theils der ehrgeizige Cardinal, theils aber auch Chiaramonti's — „Jugend" bereiten werde. Sie verabredeten sich: Consalvi solle, ganz unter der Hand und aufs Behutsamste, Braschi fragen, ob er's für möglich und wahrscheinlich halte, daß die von ihm geleitete Partei, welche doch eigentlich Bellisomi im Auge habe, dem Chiaramonti, selbst dieser Partei angehörig, ihre Stimmen geben werde. Würde man dessen sicher, so könne man ungefähr auf die Hälfte der Stimmen rechnen. Schwieriger war es, die Gegenpartei zu gewinnen, welche mit großem Eifer an Mattei festhielt; war aber Antonelli, das Oberhaupt der Partei, erst gewonnen, so hielt man's für ein Leichtes, auch die Uebrigen zu gewinnen. Wie sollte man ihn für Chiaramonti's Wahl umstimmen? Gieng Maury ohne Weiteres mit diesem Vorschlage zu ihm, so fühlte er sich schon aus dem Grunde gestoßen, weil der Gedanke nicht in seinem Kopfe zuerst entsprungen war. Man mußte also Schleichwege einschlagen. Maury's Conclavist, Abt Pinto Potoni aus Rom, war bei Antonelli wohl gesehen und hatte mit ihm häufige Unterredungen. Maury und Consalvi instruirten ihn demnach, zu Antonelli zu gehen und im Laufe des Gespräches Chiaramonti als Can-

1) Consalvi l. c., T. I, p. 251 ss.

didaten für die Papstwahl zu erwähnen und die Wahrscheinlichkeit, daß seine Wahl auch durchgehen könne, anzudeuten. Man vermuthete, Antonelli werde sich wohl keine Skrupel machen, die Idee eines simplen Conclavisten für seine eigene auszugeben. Dieser Plan wurde ins Werk gesetzt; und Antonelli ging in die Falle und begann sofort, innerhalb seiner Partei die Sache Chiaramonti's eifrig zu verfechten. Um dieselbe Zeit begab sich Consalvi zu Braschi und brachte ihm den Vorschlag der Wahl Chiaramonti's entgegen. Braschi fand den Gedanken im höchsten Maße glücklich, zweifelte jedoch, daß die Gegenpartei auf denselben eingehen werde. Man traf die Abrede, daß Braschi, um allem Argwohne vorzubeugen, sich äußerst verwundert stellen solle, übrigens aber durchaus dabei uninteressirt und gleichgültig, wenn Antonelli die Wahl Chiaramonti's gegen ihn zur Sprache bringe. Die Komödie nahm guten Fortgang; nur war ein kleiner Knoten zu lösen: Kardinal Herzan trug Bedenken wegen Oesterreichs und der Legationen. Er kannte Chiaramonti noch gar nicht und mußte ihm jedenfalls zuvor auf den Zahn fühlen, ehe er ihm seine Stimme gab. Ein Besuch in Chiaramonti's Zelle brachte ihm folgende Aufschlüsse: daß der Bischof von Imola denselben Respect fühlte vor dem Tractat von Tolentino, wie vor den gesetzlichen Obrigkeiten der cisalpinischen Republik, und daß er im Allgemeinen die Behauptnng der kirchlichen Autorität auf dem rein geistlichen Gebiete höher anschlug, als die Erhaltung der weltlichen Macht. Ferner war es für Herzan eine Beruhigung, daß er sich überzeugte, wie Chiaramonti nur sehr flüchtig, oder gar nicht, sich die Möglichkeit vorgestellt, selber Papst werden zu können, und folglich auch nicht darauf Bedacht genommen hatte, einen Staatssecretär sich im Voraus zu ersehen. Inzwischen war Herzan doch so wenig mit sich darüber einig, wie er sich der Wahl des Bischofs von Imola

gegenüber zu stellen habe, daß er augenblicklich wieder einen Courier nach Wien sandte, um von Baron Thugut Ordre einzuholen. Dieses Mal war man aber nicht dazu aufgelegt, dem Kaiser die Lösung der Frage anheimzugeben und auf ihn zu warten. Am 12. März machte sich eine Unruhe in den Cardinalkreisen bemerklich, welche andeutete, daß man auf ein bestimmtes Ziel hinarbeitete. Am Abend des nächsten Tages verfügte sich die Partei Braschi's in die Zelle Chiaramonti's, „um ihm die Hand zu küssen"; nach ihnen kamen die Neutralen, endlich auch Antonelli mit den Oesterreichern; und der alte Cardinal wiegte sich in der Einbildung, daß Dieses, wie alles Uebrige, lediglich sein Werk sei. Herzan aber hielt seine Sache noch nicht verloren. Er wollte Chiaramonti nicht huldigen, und verlangte den Aufschub der Entscheidung bis dahin, daß der Courier von Wien komme. Hiervon war aber nicht die Rede. Da begann er von Neuem sein Ränkespiel. Er arbeitete die Nacht hindurch, und stellte jede Stunde einen neuen Candidaten auf, aber Alles vergeblich. Nach jenem Handkusse war die Papstwahl entschieden; und während Herzan in seiner Aufregung von Zelle zu Zelle eilte, saß der Bischof von Imola ruhig in der seinigen und schrieb Briefe an die Fürsten, die verschiedenen Nuntien und nach Rom, sowie auch seine Diener die Hände voll zu thun hatten, um nach seinem Leibesmaße das päpstliche Meßgewand etwas kürzer zu machen.

Endlich brach der Morgen des Tages an, welcher, wie Consalvi sagt [1]), „dem Wittwenstande der römischen Kirche ein Ende machen sollte". Am 14. März schritt man zur gewöhnlichen Stunde zur Abstimmung, und alle Stimmen fielen auf

---

[1]) Consalvi l. c., T. I, p. 267ss.

Chiaramonti. Nach geschehener Wahl verließen alle Cardinäle ihre Sitze, sofern sie auf derselben Seite, wie der neuerwählte Papst, saßen und ließen, zum Ausdrucke ihrer Ehrerbietung, ihn allein sitzen. Darauf nahete der Cardinal-Legat dem Sitze Chiaramonti's und fragte ihn in herkömmlicher Form, ob er die auf ihn gefallene Wahl annehme. Chiaramonti bat um einige Augenblicke Frist, um beten zu können; nach dem Gebete aber erklärte er mit wenig Worten: er nehme die Wahl an, in dem lebendigen Gefühl seiner Unwürdigkeit und in der Zuversicht, daß die Cardinäle ihm zur Seite stehen würden. Man fragte ihn alsdann, welchen Namen er als Papst zu führen wünsche, worauf er antwortete: aus Dankbarkeit gegen seinen Vorgänger wolle er Pius VII. heißen. Nach Annahme der Wahl wurde der neue Papst zum Altare geführt und mit dem päpstlichen Meßgewande angethan. Hierauf naheten die Cardinäle dem Papste behufs der „Adoration". Die Capelle öffnete sich, damit auch die Conclavisten ihre Huldigung darbringen könnten; und während der Papst diese entgegennahm, theilte Cardinal Doria der draußen auf dem kleinen, eine Insel bildenden, Platze versammelten Menge mit, daß Chiaramonti Papst geworden sei unter dem Namen Pius VII. Jetzt wurden die Pforten des Conclave geöffnet, und das Volk wurde zum Fußkusse hereingelassen. Am Nachmittag wurde Pius VII. in feierlicher Procession nach der Klosterkirche getragen und auf den Altar derselben gehoben, und außer den Cardinälen beugten große Volksschaaren anbetend vor ihm ihre Kniee. Draußen auf dem offenen Platze vor der Kirche spielten zwei Orchester, und am Abend war der Thurm des Klosters, die Kuppel der Kirche und das ganze Kloster prächtig erleuchtet. Drei Tage nach einander erscholl, mit wenigen Unterbrechungen, das Geläute aller Kirchenglocken, und an den Abenden glänzte auch der Marcus-

platz in festlicher Beleuchtung. „Dennoch" — so heißt es in einer Zeitung aus jener Zeit — „war der Jubel und die Theilnahme an diesem Ereignisse bei Weitem nicht so lebhaft, wie man hätte erwarten sollen" [1]). Die in Venedig wohnenden Oesterreicher illuminirten nicht einmal ihre Fenster.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen wird der Papst, acht Tage nach seiner Erwählung, in der Peterskirche gekrönt; außerhalb Roms pflegt die Krönung in der Hauptkirche des Ortes stattzufinden. Die allgemeine Erwartung war nun, daß Pius VII. im Dom San Marco gekrönt werde, und man hoffte, die Einwohnerschaft und namentlich alle Beamten Venedigs in dem prächtigen Raume versammelt zu sehen. Allein die kaiserlichen Agenten zu Venedig wagten nicht, die Erlaubniß zu ertheilen. Sie sagten, sie hätten hinsichtlich der Krönung in Wien angefragt, aber zugleich, daß sie — keine Antwort erhalten hätten. Consalvi ist geneigt, anzunehmen, daß die von Wien eingelaufene Antwort eben dahin gelautet habe, man solle nur immerhin sagen, man habe keine Antwort erhalten, um nicht geradezu einen abschlägigen Bescheid ertheilen zu müssen. Die Krönung war nämlich ein Ausdruck für die weltliche Macht des Papstes, und der kaiserliche Hof hätte am Liebsten gesehen, daß diese ein Ende nähme. Andere haben gemeint, Oesterreich habe die Bitte um der hierdurch auferlegten Unkosten willen abgeschlagen, was indeß unwahrscheinlich klingt. Consalvi gibt dagegen die Versicherung, daß die gläubigen Katholiken zu Venedig alle Kosten der Krönungsfeier tragen wollten, „ohne daß diese dem Kaiserhofe einen Heller kosten sollte" [2]). Der neue Papst äußerte gegen Herzan sein Befrem-

---

1) Augsb. Allgem. Zeitung vom 25. März 1800 (angeführt bei Gams a. a. O., Bd. I, S. 52).

2) Consalvi l. c., T. I, p. 271.

den über Oesterreichs in diesem Falle beobachtete Haltung, erhielt aber die Antwort, daß der Cardinal keine bezügliche Ordre habe. Es blieb nichts übrig, als entweder gänzlich von der Krönung abzustehen, oder sie in der Klosterkirche (übrigens einem der schönsten Bauwerke Andrea Palladio's) geschehen zu lassen. Der Papst wählte den letzteren Ausweg; und am 21. März wurde er in der Kirche San Giorgio gekrönt. Ein frommer venezianischer Edelmann hatte einen Tragsessel geschenkt, auf welchem Pius VII. dorthin getragen wurde, während die päpstlichen Capellane mit der Tiara folgten. Nach altem Brauche verbrennt man vor den Augen des Papstes dreimal einen Büschel Baumwolle, und dabei werden die Worte gesprochen: „Seliger Vater, so vergeht der Ruhm der Welt!" Ein Diakon nimmt die Bischofsmütze vom Haupte des Papstes, und ein anderer setzt ihm an Stelle derselben die dreifache Krone auf, indem er spricht: „Empfange die Tiara mit den drei Kronen, und wisse, daß du der Vater der Fürsten und der Führer der Könige bist, ja, der Stellvertreter unseres Heilandes Jesu Christi auf Erden!" Hierauf segnet der Papst das Volk dreimal, und mit diesem Segen ist ein voller Ablaß verbunden [1]).

Wenige Tage nach der Papstwahl kam Cardinal Herzan zu Pius VII. und machte ihm den Vorschlag, Cardinal Flangini zu seinem Staatssecretär zu ernennen, welcher nämlich vollkommen österreichisch gesinnt war. Der Papst gab zur Antwort: er habe ja im Augenblicke keinen Staat, bedürfe daher auch keinen Staatssecretär; vorläufig habe er die laufenden Geschäfte an den Secretär des Conclave's, Consalvi, übertragen. Demnächst redete Herzan dem Papste zu, um ihn

---

[1]) della Gattina l. c., T. I, p. 76 ss.

zur Reise nach Wien zu bewegen; aber auch bei diesem Bemühen war er nicht glücklich: denn Pius VII. brannte vor Verlangen, nach Rom zu kommen. Das ganze Auftreten Herzan's zeigte in Allem, daß er mehr der Anwalt oder Waffenträger des Kaisers war, als der Kirche, weßhalb es Pius VII. recht schwer gefallen sein mag, ihn bald nachher zum Bischof von Sabaria oder Stein am Anger (in Ungarn) zu weihen. Als er sich dennoch am 8. Mai hierzu verstand, hielt er eine an Herzan gerichtete Rede, welche man entweder als ein Zeugniß einer äußerst friedfertigen Gesinnung ansehen mag, oder als Beweis einer politisch berechnenden Nachgiebigkeit und Schwäche, welche einem Papste am Altare Gottes übel ansteht. Konnte Pius im Ernste denken, daß die Kirche in Stein am Anger, „berühmt als Geburtsort des heiligen Martin von Tours", eine neue Zierde, einen neuen Zuwachs an Ruhm gewinnen werde durch einen „so bewährten Hirten" wie — Cardinal Herzan? [1])

Nachdem der Papst sich geweigert hatte, eine Reise nach Wien zu machen, erschien plötzlich in Venedig ein kaiserlicher Gesandter, Marquis Ghislieri. Dieser setzte Consalvi auseinander: der österreichische Hof sei bereit, dem Papste seine früheren Besitzungen zurückzugeben, mit Ausnahme der drei Legationen, welche bei Oesterreich bleiben sollten. Consalvi machte gegen diesen Plan vorläufige Einwendungen, verwies aber Ghislieri fürs Weitere an den Papst selber. Pius VII. erklärte, daß er niemals einer solchen Abtretung seinerseits zustimmen werde. Hierauf kam Ghislieri mit einem Aenderungsvorschlage: Oesterreich werde sich denn mit zwei Legationen und einem kleinen Stücke der dritten begnügen. Aber auch diesem

---

[1]) Bullarium Romanum, T. XI, p. 26—28.

Vorſchlage widerſetzte ſich der Papſt; da brauſte Ghislieri auf, eilte zu Conſalvi und machte ſeiner Erbitterung Luft über dieſen Papſt, „welcher in ſeinem Handwerke noch ſo jung (ſo unerfahren) ſei". Conſalvi war jedoch nicht im Stande, dem aufgebrachten Geſandten den mindeſten Troſt zu gewähren.

Darauf ſchickte ſich der Papſt an, nach Rom zu reiſen. Seine Abſicht war, zu Lande dahin zu gehen; daran wurde er aber durch ein Verbot Oeſterreichs gehindert. Eine Reiſe durch die Legationen drohte Gefahr: denn die Bevölkerung hätte ohne Zweifel dem neugewählten Papſte als ihrem geſetzlichen Herrſcher gehuldigt. Die öſterreichiſchen Behörden riethen deßhalb dem Papſte, er möge ſich zu Schiffe nach Peſaro führen laſſen, der äußerſten Grenzſtadt des päpſtlichen Gebietes. Die Fregatte Bellona ſollte zu dieſer Fahrt in Stand geſetzt werden. An Bord dieſes ſchlechten Schiffes begab ſich denn der Papſt, und mit ihm nicht allein der kleine Kreis der Seinen, ſondern auch Ghislieri, „als des Papſtes Gefangenwärter, oder Schließer", wie Conſalvi ihn bezeichnet. Später hat Pius wiederholt erzählt, daß der Capitain eines türkiſchen Schiffes ihm ſeine Geleitung angeboten habe, er es aber abgelehnt habe [1]). Die Bellona ging zu tief, ſo daß man die Kanonen ausſchiffen mußte, um nur von der Stelle kommen zu können, wie denn die ganze Reiſe nach Peſaro allerlei Verdrießlichkeiten mit ſich führte. Von dort ſetzte der Papſt die Reiſe zu Lande fort, ſtets begleitet von ſeinem „Schließer", welcher bei ihrer Ankunft zu Ancona die ſehr niederſchlagende Nachricht erhielt von der Schlacht bei Marengo. Am 3. Juli hielt Pius ſeinen Einzug in die päpſtliche Reſidenz, von dem Jubel des Volkes begrüßt. Auf derſelben Stelle, wo man dem General Berthier eine Krone

[1]) de Pradt l. c., T. II, p. 195 note.

angeboten hatte, war zu Ehren des Papstes ein prachtvoller Triumphbogen errichtet, und die Römer thaten Alles, um ihre Anhänglichkeit an den Papst kundzuthun. Die römische Republik war von zu kurzer Dauer gewesen, um in dem Volke irgend Wurzeln zu schlagen. Sein erster Gang in Rom richtete sich zu dem Grabe der Apostelfürsten, wo er betete. „Kein Racheact, keine gehässige Verfolgung" — so sagt der preußische Legationsrath Bartholdy [1]) — „befleckte die Wiedereinsetzung des päpstlichen Regiments. Pius VII. und seine Minister zeigten Milde und Vergessen des Geschehenen, sowohl im Jahre 1800, wie auch nachher 1814."

Am 11. August wurde Consalvi zum Cardinal-Diakon ernannt, und der Papst hielt hierbei eine Rede [2]), welche der Vergangenheit des Conclave-Secretärs, und namentlich seiner Wirksamkeit in Venedig, großes Lob ertheilte. Schon an demselben Tage [3]) ward Consalvi Staatssecretair, oder erster Minister der Curie und hiermit die Seele aller weiteren Unternehmungen. Ob Pius VII. einen besseren Mann hätte wählen können, ist wohl zu bezweifeln. Darf man doch sagen, daß er und Consalvi einander ergänzten. Pius VII. hatte ferne von der Welt und ihrem Geräusche gelebt, und von Politik und Diplomatie wußte er gar wenig. Consalvi war dagegen heimisch in den politischen Verhältnissen, wie wenige Männer der Kirche, und mit staatsmännischer Klugheit ausgestattet, wie noch wenigere derselben. „Ganz Italien begrüßte ihn als einen würdigen Erben jener unsterblichen poli-

---

1) Bartholdy a. a. O., S. 27.

2) Bullarium Romanum, T. XI, p. 33 s.

3) Consalvi, T. II, p. 111, also nicht, wie Gams a. a. O. und Andere sagen, mehrere Tage nachher.

tiſchen Genies, welche Rom beſeſſen hat, welche zum Theil Schwäne waren, zum Theil Füchſe, und welche größere Eroberungen mit dem Worte gemacht haben, als die Könige mit dem Schwerte." Die Diplomaten jener Zeit wandten auf ihn Sixtus' V. Wort an über d'Oſſat, den Botſchafter Heinrich's IV. zu Rom: „Um ſeinem ſcharfen Blicke zu entgehen, genügt es nicht, ſtille zu ſchweigen; nein, man muß ſich in ſeiner Gegenwart auch hüten, Etwas zu denken." [1] Pius VII. war liebenswürdig und milde geſinnt, ſo daß er Alles von der Lichtſeite betrachtete. Bis aufs Aeußerſte konnte er ſich in Illuſionen wiegen, aber freilich, wenn dieſe in Nichts zerfloſſen, darüber ſich ärger entſetzen, als einem Manne eigentlich anſteht. Conſalvi war in glücklichen Tagen weniger in Gefahr, ſich täuſchen zu laſſen, und in unglücklichen bewies er mehr Feſtigkeit. Beide aber beſaßen große Gaben, um Menſchen für ſich zu gewinnen. Pius zog Alle an durch die aus ſeiner ganzen Perſönlichkeit hervorleuchtende Liebenswürdigkeit; Conſalvi war, wie die Römer ſagten, „die Sirene", da er durch eine einnehmende Höflichkeit und durch Ueberredungskünſte wirkte. „Wollte man eine Normalgeſtalt ausprägen für alle Päpſte, ſo müßte es die Geſtalt Pius' VII. ſein", ſagt de Pradt [2]. Man kann wohl hinzufügen, daß man ſolchen Päpſten auch immer Staatsſecretäre wünſchen möchte, wie Conſalvi einer war. Man verſtehe das nicht ſo, als ſei Pius VII. etwa ein willenloſes Werkzeug geweſen in Conſalvi's Hand, wozu man ihn wohl mitunter gemacht hat. Wenn Conſalvi das unbedingte Vertrauen ſeines Herrn gewann, ſo geſchah es dadurch, daß er dieſen völlig orientirte über Alles, was innerhalb und

---

[1] Consalvi l. c., T. I, p. 309, die Anmerkung des Herausgebers.

[2] Les quatre concordats, T. II, p. 194.

außerhalb Roms vorging, so daß Pius auf Alles, was eintraf, vorbereitet war. Indessen waren Pius und sein Minister keineswegs immer Einer Meinung. Wenn der Papst einmal den Kopf zur Seite neigte und dabei starr vor sich hinblickte, so wußte Consalvi, es finde in der Auffassung der Verhältnisse eine solche Differenz zwischen ihnen statt, daß es unnütz sei, weiter auf die Sache einzugehen. Manchmal erhob der Papst eine Reihe von Einwendungen, ehe er den Vorstellungen der „Sirene" nachgab; und diese durfte nicht zu viele Siege rasch auf einander gewinnen wollen [1]). Auch war ihre beiderseitige Anschauung von den Zuständen der Zeit im Ganzen eine gründlich verschiedene, ja entgegengesetzte. Jene Sympathie für die Freiheit und für Frankreich, welche der Bischof von Imola kundgegeben hatte — auch der Papst Pius verleugnete sie niemals ganz. Consalvi dagegen, auferzogen in den legitim gesinnten Kreisen des königlichen Sprößlings, Cardinal York, dazu in vertraulichem Verkehre mit jenen exilirten Tanten Ludwig's XVI., war durch und durch eine conservative Natur, für die modernen Freiheitsideen unzugänglich und voll Sympathie für das alte Regiment in Frankreich. Hierzu gesellte sich ein noch tiefer begründeter Gegensatz: Pius VII. war eine nach innen gewandte religiöse Natur, Consalvi eine mehr nach außen gewandte politische.

---

1) Bartholdy a. a. O., S. 67 f. Ueber Consalvi selbst schreibt Niebuhr, als preußischer Gesandter zu Rom (Lebensnachrichten, Bd. II, S. 500): „Er hat unbedingtes Vertrauen zu mir gefaßt und die Gewohnheit bekommen, in schwierigen Fällen sich gegen mich zu äußern und Meinung und Rath zu hören. — Uebrigens nimmt er den Rath nur insofern an, als er nicht gegen seinen Ideenkreis verstößt."

Das Concordat mit Frankreich.

Kurze Zeit, nachdem Pius VII. zum Papst erwählt worden, führte General Bonaparte seinen Zug über den kleinen St. Bernhard aus, und stieg nach Italien hinab. Einige Tage bevor der Papst Venedig verließ, hielt Jener seinen Einzug in Mailand; und ehe noch Pius Rom erreichte, hatte Bonaparte bei Marengo gesiegt. Unter der Feier dieses entscheidenden Sieges dachte er an den Abschluß des Concordates, welches er später zu wiederholten Malen „seinen größten Fehler" genannt hat.

Als Bonaparte in Mailand einzog, ertheilte er den Befehl, ein Tedeum in der Kirche absingen zu lassen „zum Danke für die Befreiung Italiens von den Ketzern und den Ungläubigen". Hierdurch deutete er theils auf die Hülfe, welche die Engländer den Oesterreichern geleistet hatten, indem sie den Hafen von Genua blockirten, theils auf die Versorgung Venedigs mit Lebensmitteln seitens der Türkei. Am 5. Juni 1800 hielt er eine Ansprache an die Geistlichkeit der Stadt. „Ich habe gewünscht", sagte er [1]), „Sie alle versammelt zu sehen, damit ich die Freude hätte, Ihnen selber die Empfindungen ausdrücken zu können, welche ich in Betreff der katholischen, apostolischen, römischen Religion hege. Ich bin überzeugt, daß diese Religion die einzige ist, welche einer wohlgeordneten Gesellschaft Glück bringen und eine feste Grundlage für jede Regierung bilden kann. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß mein Bestreben sein wird, mit allen Mitteln dieselbe jederzeit zu schützen und zu vertheidigen. Ich erblicke

[1]) Correspondance de Napoléon I, T. VI, p. 338 ss.

in Ihnen meine theuersten Freunde. Ich spreche es hier vor Ihnen aus, daß ich Jeden, der sich die leiseste Verhöhnung unserer gemeinsamen Religion erlaubt, oder der es wagt, gegen Ihre geheiligten Personen die mindeste Kränkung zu üben, als einen Störer des öffentlichen Friedens und einen Feind des Gemeinwohles betrachten werde. Als einen Solchen werde ich ihn aufs Strengste und in unverkennbarster Weise bestrafen, ja, wenn's nöthig sein sollte, selbst mit der Todesstrafe. Es ist mein Wille, daß die christliche, katholische, römische Religion in ihrer vollen Integrität aufrecht gehalten und daß sie öffentlich geübt werde, und daß sie ferner eine ebenso vollständige, ebenso ausgedehnte, ebenso unbeschränkte, öffentliche Ausübung genieße, wie zu jener Zeit, als ich zum ersten Male dieses glückliche Land besuchte. — Frankreich hat, belehrt durch alle seine Leiden, endlich seine Augen aufgethan; es hat erkannt, daß die katholische Religion der einzige Anker ist, welcher ihm mitten in der Gährung der Zeiten wieder Halt und Festigkeit verschaffen und es aus den Stürmen erretten kann; es hat daher diese Religion wieder in seine Mitte zurückgerufen. Ich will es nicht leugnen, daß ich großen Antheil habe an diesem schönen Werke. Ich kann Ihnen die zuverlässige Nachricht mittheilen, daß man jetzt in Frankreich die Kirchen wieder öffnet; daß die katholische Religion dort ihren früheren Glanz wieder gewinnt und das Volk mit Ehrerbietung auf seine heiligen Priester blickt, welche voll Eifers zu ihren verlassenen Heerden zurückkehren. Das dem verstorbenen Papste widerfahrene Geschick müsse Ihnen keinerlei Besorgnisse einflößen. Pius VI. hatte die Leiden, welche ihn betroffen haben, theils den Intriguen seiner eigenen Rathgeber zuzuschreiben, theils der grausamen Politik des Direktoriums. Finde ich Gelegenheit, mit dem neuen Papste zu reden, so hoffe ich alle die Hindernisse beseitigen zu

können, welche etwa noch einer vollkommenen Versöhnung Frankreichs mit dem Oberhaupte der Kirche im Wege stehen mögen." — Diese Erklärung sollten die Geistlichen keineswegs als ein Geheimniß für sich bewahren. Die Rede wurde gedruckt, „damit nicht bloß Italien und Frankreich, sondern ganz Europa den Plan des Ersten Consuls kennen lerne". Acht Tage nach dem Siege bei Marengo und dem Waffenstillstande mit dem österreichischen General Melas, ließ er die siegreichen Fahnen unter großen Feierlichkeiten in der Domkirche durch die mailändische Geistlichkeit einsegnen, „ohne sich darum zu kümmern, was die Atheisten zu Paris davon denken mochten". Zu gleicher Zeit machte er die Mittheilung an Pius VII., daß er, als Oberfeldherr der französischen Armee, Unterhandlungen eröffnen werde, behufs der Ordnung der kirchlichen Verhältnisse Frankreichs. Diese Botschaft gelangte an den Papst, als er unterwegs nach Rom war, in Terni; eine Antwort ertheilte er aber erst, nachdem er in seiner Residenz angekommen war. Er theilte sogleich die Einladung Bonaparte's dem Cardinalscollegium mit. Consalvi[1]) sagt: „Wie man sich leicht vorstellen kann, war es nicht zweifelhaft, was man auf ein Verlangen zu antworten hatte, welches darauf hinausging, in einem Lande, wo der Geist der Revolution beinahe gänzlich das religiöse Leben erstickt hatte, die religiösen Verhältnisse neu zu ordnen." Zur Führung dieser Verhandlungen wurde Spina, Erzbischof in partibus von Korinth, ausersehen. Dieser hatte Pius VII. in die Verbannung begleitet und kannte Bonaparte von seinem Aufenthalte zu Valence her, wo Letzterer auf der Rückreise von Aegypten verweilt hatte. Die Aufgabe war ebenso wenig eine leichte, als eine sonderlich einladende zu

[1]) Consalvi l. c., T. II, p. 293 s.

nennen. Wenigstens gingen manche Gerüchte, welche Bedenken darüber erregten, wieweit der Erste Consul es ernstlich und aufrichtig meine mit der Kirche und der Hebung ihres Einflusses.

Es war nämlich kein Geheimniß, daß im Jahre 1797 Bonaparte in Luxemburg öffentlich die Religion, das Königthum und die Adelsmacht „zu den Vorurtheilen" gerechnet hatte, „über welche das französische Volk hinwegkommen müsse" [1]). Jedoch gehörte er nicht zu den in religiöser Hinsicht am weitesten Gehenden. Seine Freunde, welche sich übrigens von den äußersten Ausartungen der Revolution ferne gehalten hatten, waren daneben doch der Religion gegenüber radical. Mit Bonaparte stand es anders. Er unterhielt sich gerne mit Monge, Lagrange und Laplace über religiöse und philosophische Fragen, und pflegte sie durch die Einwürfe, die er gegen ihren Unglauben geltend machte, in Verlegenheit zu setzen. „Meine Religion", sagte er einmal zu Monge, „ist sehr einfach. Ich betrachte diesen großen, vielgegliederten, prächtigen Weltbau, und alsdann sage ich zu mir selbst, daß das alles nicht das Werk eines Zufalles sein könne, sondern nothwendig das Werk eines unbekannten allmächtigen Wesens sei, welches ebenso hoch über dem Menschen steht, wie der Schöpfungsbau über den schönsten unserer Maschinen." Ein andres Mal sagte er: „Mes nerfs sont en sympathie avec le sentiment de l'existence de Dieu." Dieses sind Ausdrücke, die ein Voltairianer sehr wohl in den Mund nehmen konnte, während ein Materialist sich auf solche

---

[1]) Vgl. Lanfrey, Histoire de Napoléon I, 3e édit. (Paris 1869), p. 337 ss.; Thiers, Histoire du consulat et de l'empire (Paris 1845), T. III, p. 208 ss.; Correspondance de Napoléon I, T. V u. VI an vielen Stellen.

Weise nicht ausdrücken würde. Auch war Bonaparte weit entfernt, die Ansicht der Materialisten über die geschichtlichen Religionen zu theilen. Während z. B. Volney in seinen „Ruines" aus der großen Verschiedenheit der positiven Religionen den Schluß zog, daß sie alle auf Betrug und Hirngespinnsten beruhen müßten, machte Bonaparte eine entgegengesetzte Schlußfolgerung. Er sah in den verschiedenen Religionen etwas Allgemein-Religiöses, und dieses war „seine Religion". Er war von der Wahrheit „der Religion" überzeugt; aber in den positiven Religionen fand er nur Symbole und Einkleidungen der wahren Religion. Das Religiöse war übrigens für ihn ebenso wenig, wie für Voltaire, eine Sache tieferen Gefühls oder Herzenssache: er gelangte dazu mittels eines logischen Schlusses. Seine Kindheitserinnerungen, das durchweg katholische Corsica und seine fromme Mutter, welche Thiers zur Erklärung seiner Stellung gegen die Religion zu Hülfe nimmt, haben sicherlich bei ihm wenig bedeutet. Er wußte recht gut, daß dergleichen religiöse Eindrücke und Erinnerungen für Andere Etwas bedeuten und ins Gewicht fallen könnten — daher wollte er den Protestantismus in Frankreich nicht einführen, weil nämlich das französische Volk „keine protestantische Erinnerungen habe" —; aber auf ihn fand dieses keine Anwendung. Bei ihm hatten das Reflexions- und das Willensleben das entschiedene Uebergewicht über das Gemüthsleben, und von religiösem Gefühl finden wir nur schwache Spuren. In Malmaison konnte er zwar gerührt werden, wenn das Glockengeläute von Rueil herüber an seine Ohren drang; aber diese Rührung war weder eine tiefe noch anhaltende. Steht er aber den positiven und überlieferten Religionen gegenüber, so ist er zuerst und zuletzt Politiker. In seinen Augen kommt ihnen gerade nur so vieler Werth zu, als sie ihm behülflich sein können zur Erreichung der Aufgabe,

welche er sich gestellt hat, und von welcher seine Seele beherrscht wird. An den Ufern des Nils beugt er sich vor Muftis und Imams; in den Ebenen Nord-Italiens beweist er seine Ehrfurcht den katholischen Geistlichen. Das Unterscheidende und Eigenthümliche des Islamismus bestand aber für ihn eigentlich in den seltsamen Gewändern, so wie er die Eigenthümlichkeit des Katholicismus in den Ceremonien sah. Seine Sympathie findet auch augenblicklich ihr Ende, wenn seiner Herrschaft die mindeste Gefahr droht. Daher kommt er zuletzt dahin, daß er eine Art von Kalifat für das Wünschenswertheste hält, damit er in allen Stücken auf unbedingte Unterwerfung rechnen könne.

Als er nach Aegypten kam, gebot er seinen Soldaten, „vor Muftis und Imams die nämliche Ehrfurcht zu haben, wie sie in Italien vor Rabbinern und Bischöfen gehabt hätten". In einer Proclamation vom 2. Juli 1798 sagt er zu den Bewohnern Aegyptens: „Wir sind gleichfalls wahre Muselmänner. Haben wir nicht den Papst zermalmt, welcher gesagt hatte, man solle Krieg führen gegen die Mohammedaner?" Ja, er rühmt sich sogar, „das Kreuz umgestürzt zu haben" (renversé la croix). Und weßhalb führt er diese Sprache? — Er hat uns den Schlüssel zum Verständniß selbst gegeben. „Es wäre nicht unmöglich gewesen, daß die Verhältnisse mich selbst dazu gebracht hätten, zum Islam überzutreten. — Ein Religionswechsel, welcher bei bloß persönlichen Rücksichten unverantwortlich ist, kann sich vielleicht hören lassen, wenn er unberechenbar große politische Resultate zur Folge hat. Heinrich IV. hatte Recht, da er sagte: ‚Paris ist wohl eine Messe werth.' Sollte die Herrschaft über das Morgenland, vielleicht die Unterwerfung Asiens, nicht einen Turban und ein Paar Pantoffeln werth sein?" [1] Herrschsucht und Ehrgeiz waren es

[1] Las Cases, Mémorial (Paris 1833), T. III, p. 111.

also, was ihn bewog, dem Islam zu schmeicheln. „Es war Charlatanerie, jedoch nicht gewöhnliches Schlages!" sagte er späterhin selbst [1]). Was ihn dazu verleitete, war der abenteuerliche Traum eines morgenländischen Reiches. Er träumte davon am lebhaftesten, als er vor St. Jean d'Acre lag [2]): die Gebirgsvölker würden sich ihm anschließen, und der arabische Theil der Bevölkerung bedürfe gerade eines Führers. Wenn Acre in seine Hände falle, habe er die Schlüssel zu Damaskus; im Westen könne alsdann Constantinopel keinen Widerstand leisten, und im Osten werde Indien offen liegen. Ein Tagesbefehl, so meinte er, werde genügen, um alle französischen Soldaten zu Mohammedanern zu machen. Später hat er einmal auseinandergesetzt [3]), wie die vom Islam zugelassene Vielweiberei in der That ein wirksames Mittel zur Ausrottung des Racenunterschiedes sei, indem sie innerhalb derselben Familie verschiedene Racen verschmelze. Und sogar der morgenländischen Sklaverei weiß er eine ansprechende Seite abzugewinnen, indem er sie vergleicht mit der des Abendlandes [4]). Weder die Vielweiberei, noch die Sklaverei — zumal bei der letzteren die Franzosen unbedingt die Herren geworden wären — schreckten die französischen Soldaten vom Islam zurück. Aber andere Schwierigkeiten machten sich geltend. Bonaparte führte über die Sache bei der großen Moschee eine merkwürdige Verhandlung mit den arabischen Sheiks [5]). „Stellet einen Fetam aus, welcher dem Volke

---

1) Las Cases l. c., T. III, p. 110.

2) Ibid., T. V, p. 75 ss.

3) Mémoires, par Montholon (Paris 1823), T. II, p. 260 s.

4) Ibid., p. 262 s.

5) Vgl. Thibeaudeau, Napoléon Bonaparte (Stuttgart 1828), T. V, p. 75 s., wie auch Mémorial, T. III, p. 111.

gebeut, mir zu gehorchen", sagte damals Bonaparte. „Warum werdet denn ihr, du und deine Armee, nicht Muselmänner?" antwortete der ehrwürdige Shejk Sjerkavi; „werde das, so werden Hunderttausende zu deinen Fahnen eilen. Du richtest das alte Reich der Kalifen wieder auf, und wirst Beherrscher des Morgenlandes." „Gott" — wandte dagegen Bonaparte ein — „hat die Franzosen ungeschickt gemacht zur Beschneidung; auch ist es ihnen unmöglich, des Weines sich zu enthalten." „Die Beschneidung ist nicht unbedingt nothwendig", sagten die Shejks; „aber jeder Muselmann, welcher Wein trinkt, kommt in die Hölle." Bonaparte bat die Shejks zu überlegen, ob in Betreff dieses Punktes nicht dennoch eine Concession möglich sei. Er bekam zur Antwort: „Man kann auch ohne Beschneidung und ohne Enthaltung vom Weine ein guter Muselmann sein; alsdann aber muß man gute Werke thun, namentlich nach Verhältniß des genossenen Weines Almosen austheilen." Hierauf sagte Napoleon: „Ja, dann sind wir allesammt gute Muselmänner und Freunde des Propheten." Die Shejks stellten hierauf den allgemeine Unterwerfung proclamirenden Fetam aus, und Bonaparte ließ den Grund und Boden für eine ungeheure Moschee abstechen (wie er selbst später auf St. Helena sagte, „größer als die Djemel-Ashar in Cairo") und erklärte dabei, sie solle erbaut werden zum Gedächtniß „der Bekehrung der Armee". Hierdurch gewann er Zeit; allein der beabsichtigte Massenübertritt unterblieb, da der Zug nach Syrien mißlang. Von allen Generalen war Menou der einzige, welcher Muselmann ward; er nannte sich Abdallah und nahm eine Aegypterin zur Ehefrau. Es war ein Opfer, das er hiermit brachte: denn er glaubte auf diese Weise den Erfolg des Zuges zu fördern. Die übrigen Generale hatten keine Neigung, seinem Beispiele zu folgen, und selbst die französischen Soldaten lächelten, wenn

sie Bonaparte's Proclamationen lasen, welche von morgenländischen Dichtern in die Blumensprache des Orients gekleidet wurden. Die Araber sagten von Bonaparte: „Stark ist sein Arm, und seine Worte Honig."

Das Traumbild des orientalischen Weltreichs ward nicht zur Wirklichkeit; dagegen sollte der ehrgeizige Träumer seinen Thron im Abendlande errichten. Als er nach Frankreich heimkehrte, fand er anstatt der Muftis und Imams den Papst und Bischöfe vor, und mit ihnen mußte er die Verhandlungen in anderer Weise führen, als mit den Shejks bei der großen Moschee. Der Papst hatte im „Moniteur" die ägyptischen Tagesbefehle Bonaparte's gelesen und in hohem Grade an ihnen ein Aergerniß genommen. Waren sie doch ganz geeignet, das damals in Europa weit verbreitete Gerücht, Bonaparte sei zum Mohammedanismus übergetreten, zu bestätigen. Dieses Gerücht wurde bei seiner Rückkehr widerlegt, und seine Freunde gaben sich alle mögliche Mühe, dem Papste vorzuspiegeln, daß jene gottlosen Proclamationen boshafte Fictionen seien, von den Feinden des Ersten Consuls in die Blätter hineingeschmuggelt. Die Umgebungen Bonaparte's bemerkten bald, daß er sich hinsichtlich der Kirche mit gewissen Plänen trage. Einige redeten ihm zu: er möge sich völlig draußen halten und die Religion ihren eigenen Gang gehen lassen. Dieses schien ihm unrichtig, weil alsdann der Katholicismus sich zu einer gefährlichen Macht erheben würde. Man müsse vielmehr die Geistlichkeit an die neue Ordnung der Dinge heranziehen und so den letzten Faden zerreißen, durch welchen das alte Königsgeschlecht noch mit dem Lande in Verbindung stehe. Andere wollten ihn dazu bewegen, sich an die Spitze einer französischen Nationalkirche zu stellen. Auch dieser Gedanke sagte ihm nicht zu. Er hatte eine Empfindung, daß er sich lächerlich machen werde, wenn

er, der Soldat, die Rolle des Papstes spielen wolle. War Robespierre nicht lächerlich geworden, indem er den Cultus des höchsten Wesens als seine Erfindung proclamirte, und vollends das Directorium durch seinen Theophilanthropismus? Wiederum Andere gaben ihm den Rath: er möge den Protestantismus einführen. Er aber war der Ansicht, daß, thue er das, das ganze Land sich gegen ihn kehren werde. Franz I. im 16. Jahrhundert hätte es thun können; jetzt aber sei es zu einer Unmöglichkeit geworden. Der Protestantismus sei nicht die Religion Frankreichs; die verflossenen Jahrhunderte hätten die Stellung und das Schicksal jener Kirche in Frankreich einmal entschieden. „Besitzen wir denn" — fragte er — „protestantische Reminiscenzen? Wie können Predigten wohl einen tieferen Eindruck machen, wenn man sie nicht in seiner Kindheit gehört hat? Wie wenig taugen die kahlen und kalten protestantischen Kirchen, zur Andacht einzuladen!" Was in diesen Einwürfen zum Ausdrucke kam, war offenbar ein Echo der einstigen Polemik Bossuet's. Bonaparte hatte nämlich zu jener Zeit die Schriften des berühmten und beredten Bischofs von Meaux beständig bei sich, und er studirte sie eifrig. Ja, Bossuet's Katholicismus war es, welchen er nach reiflicher Ueberlegung beschloß in Frankreich zur Geltung zu bringen, ein Katholicismus, welcher sich ebensowohl mit einer kriegerischen Politik vertrug, wie mit — dem monarchischen Systeme, also nicht jener knechtische Katholicismus, schüchtern und voll Devotion auf das Losungswort von Rom her harrend, sondern der freisinnige, heimische Gallicanismus, in Glaubenssachen Rom unterthänig, durchaus unabhängig aber in der kirchlichen Politik. Jedoch schien es für alle Fälle gerathener, zuvor den Papst zu gewinnen, als sofort das Banner des Gallicanismus aufzupflanzen. Für Bonaparte war aber der Katholicismus aus dem Grunde die vorzüglichere Religion,

weil derselbe seinen Papst hatte. Die machtgebietende Stellung Bonaparte's, gehoben durch die Gegenwart seiner Armee in Italien, werde — so rechnete er — den Papst ohne Mühe in seine Hand liefern; hiermit aber werde ihm der überwiegende Einfluß zufallen auf die ganze übrige Welt. Das Papstthum, welches er früher „eine alte verrostete Maschine" (une vieille machine détraquée) genannt hatte, ward plötzlich zu einem moralischen Hebel (levier d'opinion) von großer Bedeutung. Das „Pfaffengeschmeiß" (prêtaille) und die „schwachköpfigen Narren" wurden jetzt als ehrwürdige und heilige Männer angeredet und besprochen. Da Cacault als Botschafter nach Rom gesandt werden sollte, fragte er, wie der Papst zu behandeln sei. „So, als wenn er 200,000 Mann commandirte", antwortete Bonaparte. Die Generale konnten sich zu einer solchen Vorstellung nicht aufschwingen: dazu hatten sie zu lange die Luft der Clubs eingeathmet. Sie fürchteten, wie Thiers sagt, „das Lachen, welches sie am Fuße der Altäre anwandeln könnte". Consalvi schildert beständig in seinen Depeschen [1]) Bonaparte als Einen, der hiermit allein stehe und „mit der Raserei der Jacobiner und mit dem Gelächter der Philosophen kämpfen müsse". Aber gerade sein beharrliches Alleinstehen auf dieser Position war es, wodurch er die große Masse des Volkes an sich fesselte. Auch kannte man in ihm denjenigen, der mit Anderen weder Macht noch Ehre zu theilen Willens war. Lafayette errieth ganz richtig seinen geheimen Gedanken; denn nachdem er von seinen kirchenpolitischen Plänen gehört hatte, sagte er zu ihm: „Gestehen Sie nur! Die kleine Krönungsflasche soll

---

[1]) S. z. B. die Depesche vom 13. Juli 1801 (Theiner, Histoire des deux concordats [Paris 1869], T. I, p. 208).

über Ihrem Haupte zerbrochen werden! Das ist's, was Sie wollen." Ein Concordat mit dem Papste war eine nothwendige Voraussetzung für ein Kaiserthum. Ehe die regierende Macht in Einer Hand zusammengefaßt wurde, mußte der klaffende Zwiespalt innerhalb Frankreichs ausgeglichen werden. Das Concordat ward eine „Vernunftheirath zwischen der Revolution, welche nicht mehr ganz jung war, und dem, durch seine alte Religion repräsentirten, alten Frankreich" [1]).

Erzbischof Spina hatte gehofft, Bonaparte noch in Italien zu begegnen; er traf ihn aber erst in Paris. Spina's Begleiter auf dieser Reise war der Ordensgeneral der Serviten, Caselli, nach de Pradt's Zeugniß einer der gelehrtesten Theologen der römischen Kirche, und mit diesem zugleich kam er im November 1800 in Paris an. Die Verhandlungen [2]) wurden im Namen Frankreichs vom Abte Bernier

---

1) Vinet, Études sur la littérature française au XIXe siècle, 2e édit. (Paris 1857), T. I, p. 217.

2) Zur Geschichte des Concordats besitzen wir in Cardinal Consalvi's Mémoire (T. I, p. 291—415) eine Quelle, welche anscheinend von höchster Bedeutung ist, da der Verfasser päpstlicher Staatssecretär und die Seele jener Verhandlungen war. Indeß ist diese Quelle mit großer Vorsicht zu benutzen. Als ein ungünstiger Umstand ist schon Das zu bezeichnen, daß der Herausgeber, Crétineau-Joly, uns statt des italienischen Textes eine französische Uebersetzung gegeben hat. Aber auch seinem Inhalte nach läßt sich das Mémoire schlechterdings nicht als eine durchaus zuverlässige Quelle benutzen. Es ist erst 1812 in Rheims geschrieben, also lange nach den Ereignissen, die es darstellt; ferner in einer sehr bitteren Stimmung, als der Verfasser sich in französischer Gefangenschaft befand, und unstreitig in leidenschaftlicher Befangenheit. Der päpstliche Archivar, Augustin Theiner, hat in seiner oben angeführten Schrift uns in Stand gesetzt, Consalvi's Mémoire zu kritisiren, mittels der Depeschen und Briefe, welche Jener theils im französischen Ministerium des Aeußeren, theils im ge-

geführt, einem Manne, welcher früher unter den königlich gesinnten Vendéern eine Hauptrolle gespielt hatte. Nachdem der Aufstand in der Vendée gedämpft war, hatte sich Bernier enge an Bonaparte angeschlossen. Sein eifriges Bestreben ging dahin, daß Frankreich mit dem Papste ausgesöhnt würde. Die erste Hauptfrage, um die es sich handelte, war die Bildung eines neuen Episcopats in Frankreich, welcher aber große Schwierigkeiten entgegenstanden. Bonaparte konnte der obwaltenden Verhältnisse wegen nicht zugeben, daß das frühere

heimen Archiv des Vaticans gesammelt hat. Mit großer Kunst hat er die Depeschen durch einen dünnen Faden unter sich verknüpft zu einer getreuen Schilderung der wirklichen Verhältnisse. Es ergiebt sich hieraus, daß nicht das Gedächtniß allein dem entrüsteten Cardinal versagte, sondern daß auch sein sonst so klares Urtheil sich verdunkelt hatte. Seiner Darstellung nach wäre Napoleon schon damals der Kirche gegenüber gewesen, was er allerdings später ward, der brutale Politiker. Nun geht allerdings auch Theiner in seiner Vertheidigung wieder zu weit. Denn selbst wenn Bonaparte kein brutaler Politiker gewesen ist, so war er doch damals, wie immer, der Kirche gegenüber nur Politiker. Theiner legt auf den Umstand nicht das gebührende Gewicht, daß die von ihm gesammelten Actenstücke Depeschen waren, und daß sie als solche (nach Consalvi's eigener Aussage, s. Theiner, T. I, p. 171) „mit großer Mäßigung in den Ausdrücken abgefaßt sein mußten, auch wenn sie chiffrirt waren, da nämlich die Chiffern ziemlich bekannt waren". Demnach war hier zu Aeußerungen, das rein Persönliche betreffend, keine Gelegenheit gegeben; und es kommen, worauf C. de Meaux in der Revue des questions historiques (T. IV, p. 7, 1869), sogleich aufmerksam machte, in den Depeschen Stellen vor, welche deutlich verrathen, daß die Wahrheit nur mit großer Zurückhaltung gesagt ist. Ist das Mémoire ein Spiegel, welcher die Heftigkeit und Rücksichtslosigkeit des Ersten Consuls vergrößert, so sind wieder die Depeschen ein Spiegel, welcher seine Fehler verkleinert. Um das Rechte zu finden, müssen wir beide also in jedem Falle sorgfältig gegeneinander abwägen.

Episcopat ganz und unverändert wiederhergestellt würde. Dadurch wäre eine zu große Verstimmung im Lande hervorgerufen. Auch erschien es gefährlich für seine persönlichen Pläne: denn die alten Bischöfe hingen mit dem alten Königthume zusammen, so daß die Wiedereinsetzung des Episcopats leicht der erste Schritt werden konnte zur Restauration des alten Königthums. Unter den nicht vereideten Bischöfen durfte er nur diejenigen wählen, die sich durch ein maßvolles Verhalten hervorgethan hatten und zugleich in Paris nicht zu den verhaßteren gehörten. Die übrigen sollte der Papst zur Niederlegung ihrer Würde zwingen. Hierbei konnte man aus der kirchengeschichtlichen Vorzeit ein Beispiel benutzen, nämlich das Verfahren des Episcopats in jenen Tagen, als die donatistischen Unruhen gedämpft wurden; ja, Bernier wagte sogar auf das Kostnitzer Concil zurückzuweisen, welches des Friedens halber drei Päpste absetzte. Auf der anderen Seite mußte man auch aus der Zahl der vereideten Bischöfe einige in den zu wählenden neuen bischöflichen Kreis hineinziehen. Dazu eigneten sich solche, die an der Revolution sich weniger betheiligt hatten, oder doch nur in persönlich ehrenhafter Weise, und sich durch einen sittlichen Wandel empfahlen. Das Volk würde niemals neue Bischofswahlen geduldet haben, wenn nicht die Wortführer der Freiheit dabei berücksichtigt wurden. Konnte aber Rom dieser Maßregel zustimmen? Und welche Bedingungen mußte es in diesem Falle stellen? — Demnächst mußte auch eine Abrede getroffen werden über die zeitliche (ökonomische) Stellung der Geistlichkeit. Das Kirchengut war eingezogen, und von einer Zurückgabe desselben konnte keine Rede sein. Durfte aber Rom einen solchen Raub anerkennen? Anfangs machte Spina den Vorschlag, den Zehnten wieder einzuführen, was aber damals in Frankreich eine Unmöglichkeit war. Endlich mußte sich in dem Concordate ein

Ausdruck finden für die Stellung des französischen Volkes zu der katholischen Religion. Als „Staatsreligion" konnte man den Katholicismus füglich nicht bezeichnen; aber selbst ein Ausdruck wie „Religion der Mehrzahl" konnte, von dem katholischen Glauben gebraucht, auf ernstlichen Widerspruch stoßen. Mirabeau hatte sich in einem berühmten Vortrage gegen alle solche Ausdrücke erklärt, welche jedenfalls entweder Privilegien bezeichneten, oder nur einen statistischen Aufschluß enthielten, in dem einen Falle grundsätzlich unzulässig, in dem andern überflüssig. Die zuletzt erwähnte Frage, welche schon in dem ersten Artikel des Concordates ihre Entscheidung finden mußte, wurde ganz besonders lebhaft verhandelt.

Ueberhaupt war es ungemein schwierig, zur Einigung zu gelangen. Der Papst verwarf einen Vorschlag nach dem anderen. Am 10. März 1801 kam ein Abgesandter nach Rom mit dem fünften Concordatsvorschlag, und überbrachte zugleich, als Freundschaftszeichen, das Heiligenbild von Loretto, welches die Franzosen seiner Zeit mitgenommen hatten. Der Papst rief eine Versammlung von zwölf Cardinälen zusammen, welchen er den eingegangenen Entwurf vorlegte. Dieser gefiel ihnen aber durchaus nicht. Er wurde also zurückgesandt, nebst einer ausführlichen Entwickelung der Gründe, die zu seiner Ablehnung geführt hatten. Der französische Botschafter zu Rom, Cacault, welcher, obgleich früher ein Revolutionsmann, dem Papste und dem Cardinal sehr zugethan war, schrieb um diese Zeit einen Brief an Talleyrand. Er versichert, es sei nicht böser Wille, daß man den Vorschlag verworfen habe; „die Leute seien aber zu Rom einmal linkisch, von Natur langsam, dazu alles Theologen von Profession; jedoch sei Hoffnung vorhanden, daß man das System allmählich vervollkommnen könne". Bonaparte wollte indeß nicht länger warten; Cacault

erhielt Ordre, die diplomatischen Beziehungen abzubrechen und Rom zu verlassen, falls der Papst nicht innerhalb fünf Tage den Concordatsentwurf, so wie er sei, annehme. Cacault hatte diese Ordre am 28. Mai, und am selben Tage trafen bei Consalvi Briefe ein von Spina und Bernier, welche den Beschluß Bonaparte's anzeigten. Consalvi wurde durch dieses Resultat so erschüttert, daß er erkrankte. Am Abend erhielt Cacault bei dem Cardinal Audienz, obgleich dieser zu Bette lag. Consalvi betheuerte ihm: es würde des Papstes Tod sein, wenn die Drohung Bonaparte's zur That werden sollte. Der Ambassadeur hatte indessen nichts Anderes zu thun, als das Ultimatum Frankreichs dem päpstlichen Hofe am anderen Tage officiell mitzutheilen. Pius VII. scheint die Sache jedoch ruhigeren Sinnes aufgenommen zu haben, als sein Staatssecretär erwartet hatte. Damals, wie immer, bewies er wahre Gottergebung im Unglücke. Er durfte indessen den Entwurf nicht so, wie er lautete, annehmen; und daher ward ein Bruch unvermeidlich. Cacault rieth nunmehr, Consalvi nach Paris zu senden; es werde, meinte er, Bonaparte schmeicheln, daß ein Cardinal und päpstlicher Staatssecretair Audienz suche in den Tuilerien, und möglicherweise könnte ja die Ueberredungskunst der „Sirene" auch Bonaparte wieder freundlich stimmen. Im Vertrauen auf Cacault's Freundschaft und seine Kenntniß der Verhältnisse gingen sowohl der Papst als die Cardinäle auf diesen Vorschlag ein. Nachdem Consalvi am 3. Juni dem Botschafter die Ablehnung des Concordat-Entwurfes überreicht hatte, verließen beide Männer schon am nächsten Tage Rom in demselben Wagen. Hierdurch wollte man dem Ausbruche von Unruhen vorbeugen, welche man befürchtete, wenn der Bruch zwischen Rom und Frankreich offen zu Tage trat. Cacault erzählt uns auch, wie Consalvi unterwegs es auf alle Weise der Bevölkerung bemerklich gemacht

habe, daß es der französische Gesandte sei, mit welchem er so vertraulich den Wagen theile.' Die Reise ging nach Florenz, wo Consalvi General Murat besuchte, bei welchem er einen Tag in einem „augenscheinlich sehr freundschaftlichen Verhältnisse" verbrachte. Cacault blieb in Florenz; Consalvi aber setzte die Reise nach Paris so eilig wie möglich fort. Einen schmerzlichen Eindruck machten unterwegs auf ihn die vielen zerstörten katholischen Kirchen und andere, jetzt „der Jugend, der Freundschaft, dem Handel, der Kraft" u. dgl. m. geweihte.

Am 20. Juni zur Nachtzeit kam Consalvi nach Paris und bezog dasselbe Hôtel de Rome, wo Spina und Caselli wohnten. Den Tag darauf meldete er dem Cardinal Doria, welcher interimistischer Staatssecretair des Papstes geworden war: er habe Spina mit der Prüfung eines, von dem vorigen nicht wesentlich verschiedenen, sechsten Concordatsentwurfes beschäftigt gefunden. Sogleich am Morgen nach seiner Ankunft fand sich Bernier bei ihm ein, um wegen der Präsentation bei Bonaparte, welcher den Cardinal möglichst bald zu sehen wünschte, das Nähere mit ihm zu verabreden. Bernier holte darauf persönlich die Ordre Bonaparte's in Malmaison ein, welche, wie Bernier zurückmeldete, dahin ging: der Cardinal könne am nächsten Tage Abends 7 Uhr zur Audienz vorgelassen werden. Bonaparte wünschte ihn aber in derjenigen Tracht vor sich zu sehen, welche die Cardinäle in Rom trügen. Zur bestimmten Stunde zog also Consalvi nach den Tuilerien, in schwarzsammtnem Gewande mit rothen Strümpfen und rother Calotte. Zunächst führte man ihn in den Gesandtensaal, wo der Ceremonienmeister ihn empfing und über einen Treppengang und durch mehrere Säle geleitete, wo jedesmal die Wachen „ihm wie einer Standesperson die Honneurs machten". Zuletzt, im Vorzimmer, wurde er von

Talleyrand begrüßt; dieser führte ihn in den Saal, wo Bonaparte war. Der Erste Consul, von seinen Ministern und zahlreichen Beamten umgeben, ging ihm einige Schritte entgegen, während Talleyrand an seiner Seite ging. Er redete den Cardinal in ruhigem, sanftem Tone an, Anfangs etwas ernst, allmählich eine lächelnde und heitere Miene annehmend. Von dem Papste redete er mit großer Freundlichkeit, eröffnete aber hinsichtlich der kirchlichen Verhandlungen eben keine günstigen Aussichten. Es sei jetzt ein neuer Entwurf vorgelegt, welcher im Verlaufe von fünf Tagen zu erledigen sei. Viele wichtige Interessen verböten ihm, den geringsten Aufschub zuzugestehen. Der Entwurf müsse angenommen werden, oder er werde seinerseits allen Verhandlungen ein Ende machen und eine Nationalreligion annehmen. Er äußerte, daß er im Besitze der sichersten Mittel sei, um ein Unternehmen dieser Art mit Erfolg durchzuführen. Consalvi antwortete mit Ehrerbietung, aber zugleich mit der Zuversicht und Sicherheit, welche „die Lauterkeit des Sinnes und die Wahrheit einflößen"; aber es war ihm nicht möglich, zur Fortsetzung der Verhandlungen eine etwas längere Frist zu gewinnen. Wenigstens hatte er aber von dem ganzen Empfang diesen Eindruck, daß derselbe ein „sehr feierlicher und ehrenvoller" war.

Was meinte der Erste Consul mit der räthselhaften, verblümten Aeußerung von „Annahme einer Nationalreligion, welche er mit Erfolg einführen würde"? Wenn wir aus Consalvi's Depesche ersehen, daß, während er diese Drohung aussprach, Talleyrand neben ihm stand, so dürfen wir annehmen, daß er auf die Synode vereideter Bischöfe und Priester hindeutete, welche gerade acht Tage nach Consalvi's Ankunft in Paris zusammentrat. Kurz zuvor, ehe Consalvi dorthin kam, hatte Bonaparte ein Gespräch gehalten mit einem Bischofe,

den Grégoire [1]) charakterisirt als „einen Bischof, welcher in seiner Liebe zur Religion wie zur Freiheit unbeugsam war, welcher niemals dem Machthaber geschmeichelt hatte, welcher daher von diesem verfolgt wurde, auch später dem heftigen Zorne des Despoten ausgesetzt blieb". Es leidet keinen Zweifel, daß dieser Bischof eben Grégoire selbst gewesen war. Das Gespräch leitete aber der Erste Consul mit der Aeußerung ein: „Das katholische Frankreich ist in zwei Parteien getheilt; um sie mit einander zu versöhnen, beabsichtige ich mit dem Papste ein Concordat abzuschließen. Sagen Sie mir hierüber aufrichtig Ihre Meinung!" Der Bischof antwortete: „Der Zwiespalt sei an und für sich betrübend; jedoch bedürfe es zu seiner Heilung keines Concordates. Die katholische Kirche habe zwölf Jahrhunderte bestanden ohne Concordate. Sie besitze die apostolischen Ueberlieferungen und die kanonischen Ordnungen, und daran habe sie genug. Die vier ersten ökumenischen Concilien seien damals ebenso hoch gehalten worden, wie die vier Evangelien." Darauf gab der Bischof eine Kritik des Concordats zwischen Franz I. und Leo X. (1516). Er richtete sie namentlich gegen die den angesehenen Bischöfen damals eingeräumten Vorrechte und gegen die Aufhebung jedes Antheils der Gemeinde an der Bischofswahl. Es war das Programm der vereideten Geistlichen, welches der Bischof entwickelte. Bonaparte hörte der gelehrten Entwickelung zu; allein die Partei der vereideten Geistlichen bildete in seinen Plänen nur die Reserve: sie hatten ja keinen Papst, mit welchem er noch immer rechnen wollte. Zwar ertheilte er die Erlaubniß, die zweite constitutionelle

[1]) Grégoire, Essai historique sur les libertés de l'église gallicane (Paris 1818), p. 158 ss.

Synode[1]) in Paris zu eröffnen; dieſes war jedoch nichts weiter als ein politiſcher Schachzug. In ſeinen Umgebungen war es namentlich Talleyrand, welcher die Sache der erwähnten Partei zu führen pflegte; allein in religiöſen Dingen hegte Bonaparte zu dem früheren Biſchof von Autun kein ſonderliches Vertrauen, und es kam ihm daher ganz gelegen, daß Talleyrand kurz nach dem Eintreffen Conſalvi's eine Badereiſe antrat.

Inzwiſchen hatten die Verhandlungen zwiſchen Bernier und Conſalvi ihren Fortgang, und auch Bonaparte beſprach ſich öfter mit Conſalvi in Bernier's Gegenwart. Es war aber durchaus unmöglich, ſich zu verſtändigen. Bonaparte wollte nicht zuſtimmen, daß in das Concordat irgend Etwas eingeflochten werde von einem Bekenntniſſe der Regierung zum katholiſchen Glauben. Wiederholt machte er aufmerkſam, daß er ja ſelber geborener Katholik ſei und auch niemals den Katholicismus verleugnet habe. So nahe es in ſolchen Augenblicken auch lag, ihn an die Proclamationen in Aegypten zu erinnern, ſo fand Conſalvi eine ſolche Erinnerung doch unklug und gefährlich. Als Conſalvi zu erkennen gab, daß er an einer Synode von beeidigten (Conſtitutions-)Biſchöfen kein ſonderliches Gefallen finde und ihnen nicht traue, ſo ſagte Bonaparte lächelnd: „Könne man mit Gott nicht durchkommen, ſo müſſe man wohl einmal zuſehen, wie man ſich mit dem Teufel vertrage!“ Jedoch durfte Conſalvi den 3. Juli nach Hauſe berichten, daß „anſcheinend über gewiſſe Punkte ein Einverſtändniß vorhanden ſei“. Das Unglück war nur, daß der Erſte Conſul, welcher ſelbſt den beſten Willen hatte, Rückſichten nehmen mußte zur Rechten und zur Linken. Die obrig-

---

[1]) Ueber die erſte Synode ſ. oben S. 12 f.

keitlichen Personen, die Philosophen, die Libertins, der größte Theil der Offiziere, waren gegen ein Concordat, und sie sagten gerade heraus zu Bonaparte: „Das Concordat werde ein sicheres Mittel sein zur Wiederaufrichtung der gestürzten Monarchie.“ Indem Consalvi fühlte, wie mächtig dieser Widerstand sei, rief er aus: „Ich war auf Regen gefaßt, aber nicht auf solche Sündfluth.“

Endlich schien die glückliche Stunde nahe zu sein, wo das Concordat unterzeichnet werden konnte, und der 13. Juli wurde für diesen Act festgesetzt. Consalvi, Spina und Caselli sollten im Namen des Papstes unterzeichnen, Joseph Bonaparte aber, Staatsrath Cretat und Bernier für Frankreich. Die Unterzeichnung sollte im Palais Joseph Bonaparte's vor sich gehen. Consalvi mißt diesen glücklichen Ausgang zweien Umständen zu: der Abwesenheit Talleyrand's und der Nähe des 14. Juli. Dieser Tag, an welchem das Gedächtniß der Erstürmung der Bastille festlich begangen wurde, sollte nach Bonaparte's Absicht für alle Zukunft der Gedenktag werden zur Feier des hergestellten Friedens zwischen Frankreich und dem Papste. Er bittet, daß doch möglichst bald das Concordat mit der Unterschrift des Papstes aus Rom zurückkommen möge, äußert aber zugleich die Besorgniß, daß sich neue Schwierigkeiten erheben möchten. Und sie kamen. Bonaparte hatte leider schon am 10. Juli in einer auf das Volksfest am Bastilletage bezüglichen Verordnung gesagt: „Bald wird der Skandal des religiösen Zwistes ein Ende haben.“ Ferner hatte er am 13. Juli folgende Mittheilung in den „Moniteur“ aufnehmen lassen: „Cardinal Consalvi hat guten Erfolg mit der Verhandlung gehabt, welche er im Auftrage des heiligen Stuhles mit unserer Regierung führen sollte.“ Dieses genügte, um sämmtliche Widersacher des Concordates in Bewegung zu setzen. Die Synode der auf die Constitution Ver-

eideten erließ eine Art Proclamation, welche die Ueberschrift führte: „Freiheit und Gleichheit", und welche gleichbedeutend war mit einem offenen Proteste gegen jedes Concordat mit dem Papste. Aller Vorschriften der Verschwiegenheit und Vorsicht ungeachtet, war der Inhalt des Concordates allgemein bekannt geworden, und am Abende des 13. Juli wurde an Bonaparte eine Schrift überreicht, welche dasselbe offen bekämpfte. Zugleich hatte der Freund Talleyrand's und Grégoire's, Blanc d'Hauterive, einen neuen Entwurf zu einem Concordate ausgearbeitet, welcher aber für den Papst völlig unannehmbar war. Man suchte auf Bonaparte zu wirken, damit er diesen Entwurf als das Ultimatum der französischen Regierung Consalvi vorlegen möge, da der Entwurf, über den Consalvi und Bernier einig geworden, „die Verhandlungen nur zurückführe auf die allererstен Schwierigkeiten" [1]). Am 13. Juli Morgens empfing Consalvi von Bernier eine Einladung, sich am Nachmittage desselben Tages mit ihm bei Joseph Bonaparte einzufinden, und derselben war eine Abschrift des eben erwähnten gallicanischen Concordat-Entwurfes beigefügt, welchen die Feinde des Papstthums durchsetzen wollten. Später jedoch erschien Abt Bernier persönlich, um Consalvi mit der Versicherung zu beruhigen, daß, trotz der Ränke der Widersacher, Alles noch gut gehen werde.

Um 4 Uhr begab sich Consalvi, in Begleitung Spina's, Caselli's und Bernier's, zu der Wohnung des „Bürgers" Joseph Bonaparte. Der Bruder des Ersten Consuls empfing sie mit aller Freundlichkeit und erklärte, die Sache werde alsbald zu Ende sein, da Alles entschieden und abgemacht sei.

---

1) Vgl. d'Hauterive's Brief bei Theiner l. c., T. I, p. 217. Consalvi (T. I, p. 337) schreibt Talleyrand ein ähnliches Urtheil zu über den ersten Vorschlag, vielleicht durch einen lapsus memoriae.

Sie nahmen an einem Tische Platz; und nachdem eine kleine Streitfrage, in Betreff deren sie jetzt erst unterschreiben sollten, zu Gunsten Consalvi's entschieden war [1]), ergriff dieser die Feder, um seinen Namen zu unterschreiben. Indem aber sein Auge rasch über die ersten Artikel hinlief, sah er sogleich,

---

[1]) So erzählt Consalvi (T. I, p. 354). Aus der Art und Weise, wie er von Bernier spricht, erhellt deutlich, daß der Cardinal in diesem Manne den unterwürfigen Agenten des Ersten Consuls erkannt zu haben glaubt; und dasselbe Urtheil über Bernier's Thätigkeit und Charakter hat auch d'Haussonville mit großem Nachdruck geltend gemacht. Dagegen bemüht sich Theiner, ihn als wahrhaften Freund der Kirche darzustellen. Daß d'Haussonville sich geirrt hat, wenn er aus einem Briefe Napoleon's an Talleyrand schließen will, daß Bernier sich durch eine Geldsumme habe bestechen lassen, ist ausgemacht. Der erwähnte Brief (Correspond. de Napoléon I, T. VII, p. 5776, vgl. T. VIII, p. 99) redetgar nicht von Geld, welches Bernier zukommen solle, sondern nur von einer Summe (24,000 Fr.), welche angewandt werden solle, „pour traiter le cardinal Caprara d'une manière convenable", das heißt: um eine Wohnung für Caprara in angemessener Weise einzurichten. Bernier kannte die Lage der Dinge in Frankreich, und er kannte den Charakter des Ersten Consuls, und beiden suchte er so viel als möglich Rechnung zu tragen. Daß eine solche Rolle des Vermittlers, welcher soweit, als es irgend anging, zum Nachgeben geneigt war, einem Manne wie Consalvi nicht zusagte, ist begreiflich. Eine ganz andere Frage ist aber doch, ob und in wiefern man unter Verhältnissen, wie sie damals vorlagen, eine derartige Thätigkeit als unverständig oder gar als unredlich und ehrlos bezeichnen darf. Man kann mit Sicherheit behaupten, daß das Concordat ohne die Mitwirkung eines Mannes, wie Bernier, niemals zu Stande gekommen wäre. — Daß übrigens nachher in dem officiellen Texte desselben nicht — der Uebereinkunft gemäß — Consalvi's, sondern J. Bonaparte's Name voranstand, (sowie auch Spina's Name nachgesetzt war), erregte in Rom große Verstimmung (s. Cacault's Depesche bei Theiner l. c., T. I, p. 414). Jener Text findet sich bei Portalis, Discours.

daß es d'Hauterive's Entwurf war, der ihm vorgelegt worden, und er verweigerte nachdrücklich seine Unterschrift. Joseph schien, so wenig wie Cretat, welcher gleichfalls zugegen war, von der Sache zu wissen; auf ihre dringende Aufforderung erklärte Consalvi sich bereit, auf der Stelle einen neuen Entwurf zu machen. Sie machten sich sogleich an's Werk, und nach neunzehnstündiger, ununterbrochener Arbeit waren sie fertig. Nur über den ersten Artikel konnten sie sich nicht einigen. Der Papst hatte als die zwei Hauptpunkte (i due cardine) verlangt: Cultusfreiheit für die katholische Kirche und das Recht unbeschränkter öffentlicher Ausübung ihrer Gottesdienste. Der letztgenannte Punkt hatte Widerstand von Bonaparte's Seite zu gewärtigen. Man wußte, daß er die betreffenden Ausdrücke so haben wollte: „son culto sera public, en se conformant toutefois aux réglements de police" — eine Fassung, welcher sich Consalvi fortwährend entgegengesetzt hatte, in der berechtigten Furcht, daß dadurch die Kirche polizeilicher Willkür preisgegeben würde [1]). Consalvi machte alsdann den Vorschlag, man solle den übrigen Theil des Concordats unterschreiben, diesen Artikel aber dahin stehen lassen, bis vom Papste nähere Entscheidung getroffen sei. Da das Concordat ja doch ohne die schließliche Unterschrift des Papstes nicht konnte veröffentlicht werden, so würde dieses Verfahren dem Fortgange der Sache nicht Eintrag thun. Joseph eilte mit dem neuen Entwurfe in die Tuilerien, kam aber eine Stunde nachher mit der Nachricht zurück: der Erste Consul habe den Concordats-Entwurf zerrissen und die Stücke in den Kamin geworfen. „Er wolle das Concordat haben, wie es zuletzt vorgelegt worden, oder auch alle Verhandlungen abbrechen."

---

[1]) Consalvi l. c., T. I, p. 327.

Es war zwei Uhr Nachmittags, da Joseph zurückkehrte; um fünf Uhr sollte aber das Festmahl wegen des Bastilletages stattfinden, und bei diesem Mahle wollte Bonaparte in den Stand gesetzt sein, entweder den Abschluß des Concordats zu verkündigen oder einen Bruch. Zwei ganze Stunden boten Joseph und Bernier Alles auf, um Consalvi zum Nachgeben zu bewegen. Um 4 Uhr begab er sich ins Hotel, um seinen Anzug zu ordnen; und eine Stunde später traf er mit Spina in den Tuilerien zusammen.

Kaum war er in den Saal eingetreten, wo der Erste Consul weilte, als dieser ihm höhnisch zurief: „Nun wohl, Herr Cardinal, Sie haben einen Bruch haben wollen. Gut! Ich bedarf Roms nicht. Ich werde auf eigene Hand handeln. Wenn Heinrich VIII., welcher nicht den zwanzigsten Theil meiner Macht besaß, die Religion seines Landes mit Erfolg zu ändern vermochte, werde ich wohl auch dazu im Stande sein. Aendere ich die Religion in Frankreich, so ändere ich sie zugleich in ganz Europa, soweit mein Einfluß sich erstreckt. Rom wird gewahr werden, welche Verluste es erlitten; es wird sie beweinen, aber sie sind nicht zu ersetzen. Sie können reisen: das ist das Beste, was sie thun können. Sie haben einen Bruch gewollt — nun wohl! — gut! — wenn Sie's so haben wollen. — Wann reisen Sie?" — „Nach der Mahlzeit", antwortete Consalvi, und zwar, wenn man seinen Worten trauen darf, in einem ruhigen Tone. Diese Antwort „gab Napoleon einen Ruck", und er leitete ein Gespräch mit dem Cardinal ein. „Er verlange, daß der (erwähnte) Artikel ganz, wie er laute, angenommen werde, ohne einen Buchstaben daran zu ändern." Consalvi wiederholte, daß er ihn in dieser Form niemals unterschreiben werde. „Also habe ich Recht" — fuhr Bonaparte wieder auf —, „zu sagen, daß Sie einen Bruch gewollt haben, und ich betrachte die

Sache als abgethan; Rom wird deſſen ſchon inne werden und blutige Thränen über dieſen Bruch weinen." Während er dieſe Worte ſprach, war der Erſte Conſul in die Nähe des öſterreichiſchen Botſchafters, des Grafen Cobentzel, gekommen. Er wandte ſich nun zu ihm und wiederholte ſeine Drohungen gegen Rom, mit dem Zuſatze: er werde die Denkweiſe und die Religion in allen Staaten Europa's ändern! Er werde gewiß nicht der Einzige bleiben, welcher der römiſchen Kirche den Rücken kehre (à se passer de l'église Romaine). Er werde „Europa von oben nach unten in Brand ſetzen, und der Papſt werde dafür den Dank, und den Schaden dazu bekommen". Hierauf miſchte er ſich unter die Gäſte, und wiederholte gegen mehrere derſelben die nämlichen Worte.

Nach Tiſche trat Graf Cobentzel zu Conſalvi und machte ihm aufs Neue Vorſtellungen. Als dieß Bonaparte ſah, näherte er ſich auch und ſagte: „Es ſei Zeitvergeudung, wenn man ſich bemühe, den Eigenſinn des päpſtlichen Miniſters zu überwinden." Cobentzel wußte indeß das Geſpräch ſo zu wenden, daß Bonaparte eine neue Conferenz für den nächſten Tag gewährte, als letzten Verſuch, und Conſalvi traf die Abrede, am nächſten Mittag ſich bei Joſeph Bonaparte zugleich mit den andern Bevollmächtigten einzuſtellen. Indem Bonaparte von dieſer Conferenz ſich einen guten Erfolg verſprach, ließ er am Abend das päpſtliche Banner ſeinen Platz unter allen den Flaggen der befreundeten Mächte einnehmen, welche den aus der Mitte der elyſeiſchen Felder aufſteigenden, glänzenden Luftballon ſchmückten. Seit der Revolution war es das erſte Mal, daß die päpſtliche Flagge auf franzöſiſchem Boden ſich entfaltete.

Der Cardinal brachte eine unruhige Nacht zu. Am Morgen kam Spina zu ihm, niedergeſchlagen und rathlos. „Pater Caſelli ſei in der Frühſtunde bei ihm geweſen und habe

geäußert: er seinerseits wage nicht länger in der Opposition zu verharren; da Spina nun wisse, daß Caselli ein gelehrterer Theolog sei als er selber, so sei er zu derselben Ansicht übergegangen. Falls Consalvi mit ihnen sich durchaus nicht dahin einigen könne, daß man nunmehr nachgeben müsse, so würden sie ein Separatvotum abgeben". Dieses Alles war für Consalvi wenig aufmunternd; dennoch war er entschlossen, auf seinem bisherigen Standpunkte festzustehen. Er bat aber seine beiden Mitbevollmächtigten, daß sie, so lange wie irgend möglich, diese ihre Bereitwilligkeit zur schließlichen Unterwerfung verhehlen möchten. Die Conferenz bei Joseph begann um 12 Uhr Mittags, und erst um 11 Uhr Abends war man einig geworden. Consalvi hatte eine Abänderung des bezüglichen Artikels durchgesetzt, und zwar nach seinem Sinne [1]); und Joseph hatte endlich beschlossen, ihn in dieser neuen Fassung zu unterschreiben, in der Hoffnung, seinen Bruder zu überreden, daß er dem fait accompli sich beuge. Am nächsten Tage kam Joseph zu Consalvi, um ihm mitzutheilen, wie das Gespräch mit seinem Bruder ausgefallen sei. Anfangs sei Bonaparte sehr aufgebracht gewesen; darauf sei er in Nachdenken versunken und habe nach langem Schweigen zuletzt zugesagt, das Concordat so, wie es jetzt geworden, anzunehmen. Da hatte er nemlich den Gedanken gefaßt, seinen Krieg mit der Kirche mittels der (in der Stille vorbehaltenen) sogenannten „organischen Artikel" siegreich durchzuführen.

Dieses merkwürdige Concordat vom 26. Messidor vom Jahre IX (15. Juli 1801) [2]) hebt an mit der Erklärung,

---

1) „Son culte sera public, en se conformant aux réglements de police, que le Gouvernement jugera nécessaires pour la tranquillité publique." Durch diese Restriction hoffte Consalvi der Polizeiwillkür zu entgehen.

2) Abgedruckt bei Theiner l. c., T. I, p. 421 s.

daß der römische katholische Glaube „die Religion der Mehrzahl" sei. Als solche solle sie Cultusfreiheit haben und das Recht öffentlicher Ausübung unter einer gewissen Einschränkung. (Siehe vorige Seite.) Die französischen Bisthümer sollen umgelegt werden [1]); und der Papst verspricht, den französischen Bischöfen erkennen geben zu wollen: „er erwarte zuversichtlich, daß sie um des Friedens und der Einigkeit willen zu Opfern jeder Art bereit sein werden, sollte es auch das Opfer ihres bischöflichen Amtes selbst sein". Sollten wider Erwarten die Bischöfe aus der früheren Zeit sich weigern, ein solches Opfer zu bringen, so würden sie hierzu gezwungen werden. Der Erste Consul solle innerhalb der nächsten drei Monate die neuen Bischöfe und Erzbischöfe, entsprechend der neuen kirchlichen Eintheilung, zu ihren Aemtern ernennen, und alsdann der Papst, den herkömmlichen Formen gemäß, die kanonische Einsetzung vollziehen, wofür jedoch keine Zeitbestimmung getroffen war. Bischöfe und Priester sollten der Republik auf das Evangelium Treue schwören, in allen Kirchen aber gesungen werden das:

„Domine, salvam fac Rempublicam.
Domine, salvos fac consules."

Die Bischöfe sollen die Pfarrgeistlichen erwählen, ihre Wahl jedoch nur auf solche Männer richten, welche der Regierung genehm seien. Alle erforderlichen kirchlichen Gebäude sollen den Bischöfen zur Verfügung gestellt werden; der Papst müsse aber das Versprechen geben, daß weder er persönlich,

---

[1]) Auffallend genug ist es, daß der alte Bischofsstuhl von Remi (d. i. Rheims) der neuen Ordnung zufolge gar nicht mehr vorhanden ist. Ob die Aufhebung desselben auf den Haß gegen die alte Monarchie und ihre Stellung zum Dome in Rheims zurückzuführen ist?

noch sein Nachfolger, die Eigenthümer des eingezogenen Kirchengutes beunruhigen wolle. Dagegen mache die Regierung sich anheischig, eine angemessene Besoldung an die Diener der Kirche zu zahlen, so wie auch den französischen Katholiken freistehe, Schenkungen an die Kirche zu machen. Der Erste Consul solle dieselben Rechte genießen, wie die alte Regierung; sofern aber etwa einer seiner Nachfolger aus der katholischen Kirche austrete, sei ein neues Uebereinkommen zu treffen. Die vollgültige Urkunde des Concordates solle innerhalb vierzehn Tagen ausgewechselt werden.

Durch diese stipulirte Uebereinkunft gewann die Kirche Roms in Frankreich wieder festen Fuß, und das war ein unermeßlicher Gewinn. Daß es indessen ein theuer erkaufter Gewinn für dieselbe sei, sollte Rom bald nachher erfahren. Aus diesem Grunde sind die Urtheile über das Concordat so ungemein verschieden ausgefallen. Guéranger und Theiner zählen es unter die Siege der Kirche, und Artaud de Montar preist es als ein Werk, würdig eines Helden und eines Heiligen. Dagegen sehen d'Haussonville und Pressensé es in einem andern Lichte. Wenn es von der einen Seite heißt: Bonaparte habe wieder die Altäre in Frankreich aufgerichtet, so heißt es von der andern Seite: das sei eine Uebertreibung, sofern schon damals in 40,000 Gemeinden ordentliche Gottesdienste gefeiert wurden [1]). Die erstere von diesen beiden Auffassungen kann nur dann als richtig gelten, wenn

---

1) Nach einer Aeußerung von Lecoz in einer Predigt von 1757 (angeführt von Pressensé S. 419). Die Zahl 40,000 bezeichnet zwar Theiner (T. I, p. 300) als eine zu hoch gegriffene Zahl, sofern es selbst im Jahre 1866 nur 37,548 Gemeinden in Frankreich gegeben habe, wobei er jedoch außer Acht läßt, daß bei Umlegung der Bisthümer die Zahl der Gemeinden verringert worden ist.

man Alles, was Seitens der auf die Verfassung vereideten Geistlichen geschehen ist, einfach für gar nichts erklärt; nur von einem solchen Standpunkte aus ist es möglich, Bonaparte als Wiederhersteller der Altäre zu begrüßen. Das Wahre ist aber, daß schon lange vor dem Abschlusse des Concordats die katholische Kirche ihr Haupt wieder erhob, und gesetzt auch, daß gar kein Concordat geschlossen wäre, würde sie dennoch zu größerer Kraft gekommen sein. Bonaparte wäre auch gar nicht im Stande gewesen, Frankreich wieder mit dem Papste auszusöhnen, wenn sich um jene Zeit nicht schon eine starke Reaction geltend machte gegen den Geist der Revolution. Aber es dürfte anzunehmen sein, daß ohne das Concordat die katholische Kirche in eine ganz andere Lage gerathen wäre, und mehr Aehnlichkeit mit den Kirchen der Wüste bekommen hätte, als mit einer — Kaiserkirche. Indessen hat die Geschichte seit Constantin's Tagen uns genugsam darüber belehrt, daß Armuth und Trübsal für die gläubige Gemeinde besser sind, als Pracht, und daß das Christenthum unter dem Drucke besser gedeiht, als unter kaltherziger Hofgunst. Und Bonaparte's Verhalten gegen die Kirche hat für diese alte Wahrheit nur einen neuen Beweis gegeben. Das Concordat ward ein vorläufiger Dämpfer des Antichristenthums der Revolution. Die durch das Volksleben hindurchgehende tiefe Kluft wurde für eine Zeitlang der Vergessenheit übergeben oder verhehlt; ausgefüllt wurde sie aber nicht.

Als die Verhandlungen zu Ende waren, hatte Consalvi bei Bonaparte eine Abschiedsaudienz. Als er in der purpurnen Cardinalstracht eintrat, hatte der Erste Consul Mühe, das Lachen zu unterdrücken. „Hätte Einer von uns gelacht", sagt de Pradt [1]), Erzbischof von Mecheln, „so hätten wir

[1]) de Pradt l. c., T. II, p. 267.

alle leicht in ein unauslöschliches Gelächter ausbrechen können, wie die olympischen Götter des Homer." Consalvi hob bei Gelegenheit dieser Audienz noch besonders hervor, daß der päpstliche Stuhl hierbei deutlich gezeigt habe, daß er weit entfernt sei, an weltliche Macht oder andere zeitliche Dinge zu denken; und Bonaparte hörte ihn höflich und ohne jede leidenschaftliche Aufwallung an. Am nächsten Tage wurde Consalvi indessen noch einmal in die Tuilerien berufen, und Bonaparte richtete an ihn die eingehendsten Fragen in Betreff der Verhältnisse des Kirchenstaates. Im Laufe des Gesprächs bemerkte er, wie im Vorbeigehen, daß bei Besetzung der neuen Bischofsstühle die Wahl zwischen den vereideten und den nicht vereideten Bischöfen ihm Schwierigkeiten mache. Consalvi erschrak über diese Aeußerung in hohem Grade und machte geltend: allen Verhandlungen habe die Voraussetzung zu Grunde gelegen, daß von den vereideten keine wieder zu Bischöfen gemacht werden sollten, da jene ja mit dem Papste in keiner Gemeinschaft stünden. Bonaparte erwiederte hierauf in kalt abweisendem Tone, daß er diese Männer, welche im Lande ihren großen Anhang hätten, doch nicht gänzlich bei Seite setzen könne. Consalvi bestand indessen mit Nachdruck darauf, daß es unmöglich sein werde, solchen Bischöfen die kanonische Bestallung zu gewähren, es sei denn, daß sie von der Vergangenheit sich durch ein Schuldbekenntniß reinigten. Bonaparte wünschte sie aber „mit Demüthigungen verschont" zu wissen. Diese Unterredung setzte bei dem Ersten Consul böses Blut; und noch etliche Tage nachher zeigte er einige Verstimmung, da er bei der großen Heerschau stillschweigend an Consalvi vorüberging, welcher an der Spitze des Kreises der Diplomaten stand. Nachdem Consalvi den Entwurf zu der päpstlichen Bulle gemacht hatte, welche die Proclamation des Concordats begleiten sollte, erhielt er endlich die Erlaubniß

zur Abreise. Am 6. August kam er nach Rom, „mehr todt als lebend, ganz ermüdet und erschöpft". Bonaparte übersandte ihm bald nachher, als Anerkennung seiner verdienstlichen Thätigkeit, eine kostbare Dose, und sowohl Spina als Caselli erhielten Geschenke. Hierdurch sah die Kurie sich genöthigt, sich zu revanchiren, was aber ungemein schwierig war: „denn", wie Cacault in einer Depesche sagt, „man hat dem Papste nichts als Reliquien übrig gelassen, und diese Materie hat in Frankreich keinen Werth mehr" [1]). Indessen that der Papst sein Bestes. Madame Bonaparte erhielt einen prachtvollen Rosenkranz aus Lapis lazuli mit einer in Diamanten gefaßten antiken Camee — „von der Art, wie der Papst sie an mächtige Fürstinnen zu schenken pflegt", schreibt Cacault, sichtlich durch diese Höflichkeitserweisung befriedigt [2]).

Die Nachricht von dem Abschlusse des Concordats erweckte, nach Consalvi's Aeußerung, in Paris einen großen Jubel, und auch außerhalb der Grenzen Frankreichs wurde es von Katholiken und Protestanten mit Freude begrüßt [3]). Jedoch gab es unter den Katholiken eine nicht geringe Zahl Unzufriedener. Die königlich Gesinnten sahen es ungern, daß der Papst ein Concordat mit der Revolution schloß: denn gerade die Entzweiung zwischen dem revolutionären Frankreich und Rom war in ihren Augen der zuverlässigste Grund, um ihnen Hoffnung zu machen auf eine Wiederherstellung des alten Königthums. In Italien aber ging folgender Vers von Mund zu Mund:

---

1) Theiner l. c., T. I, p. 285.

2) Ibid., p. 294.

3) So in dem protestantischen Blatte: „Voix de la religion au XIXe siècle (Lausanne). S. Vinet, Études sur la littérature française, T. I, p. 216.

„Pio (VI.) per conservar la fede,
Perde la sede;
Pio (VII.) per conservar la sede,
Perde la fede."

(Seinen Glauben zu retten,
ging ein Pius des Thrones, seinen Thron zu retten, ein anderer Pius des Glaubens quitt.)

Die nationale Synode zu Paris war aufs Höchste erbittert; sie erhielt aber, einige Wochen nach Consalvi's Abreise, Befehl, sich aufzulösen. Sie ging auseinander unter leidenschaftlichen Ausfällen gegen „das treulose und hinterlistige Rom, welches aus Allem seinen Vortheil gezogen habe" [1]). Daß aber die Freidenker ebenso wenig zufrieden waren, versteht sich von selbst. Die Besseren unter ihnen hatten auf eine solche Glaubensfreiheit gehofft, wie sie in Nordamerika bestand, und von diesem Augenblicke an verloren sie das Vertrauen zu der republikanischen Gesinnung Bonaparte's. Aber wie dachte Letzterer selbst? — Er war der Politiker. Angesichts eines Consalvi und des Papstes zog er kirchliche Saiten auf; aber zu Professor Cabanis (vormals Mirabeau's Freunde) sagte er: „Wissen Sie, was das neulich von mir unterzeichnete Concordat bedeutet? Es ist eine religiöse Vaccination: in fünfzig Jahren giebt's in Frankreich keine Religion mehr." [2])

Obgleich auch in Rom einzelne Cardinäle gegen das Concordat Bedenklichkeiten gehegt hatten, erschien doch, bevor vierzig Tage verlaufen waren, der päpstliche Botschafter in Paris mit dem prachtvoll ausgestatteten, vom Papste selbst unterschriebenen Documente. Bonaparte war damals mit Claude Fleury's (gest. 1723) weitläuftiger Kirchengeschichte beschäftigt, aus

---

[1]) Theiner l. c., T. I, p. 369 ss.

[2]) Mad. de Staël, Considérations sur la révolution française (Paris 1818), T. II, p. 275 s.

welcher es ihm einleuchtend ward, daß unter den gegenwärtigen Umständen für ihn das Zweckmäßigste sei, daß ein päpstlicher Legatus a latere nach Frankreich komme. Aus Fleury's Schilderungen sah er, welche Macht während des Mittelalters die Legaten besessen, wie sie in den verschiedenen Reichen die Rolle kleiner Päpste gespielt hatten. Käme ein solcher mit gehörigen Vollmachten ausgestatteter Legat nach Paris, so würde der Erste Consul ihn in seine Gewalt bekommen, und dann würde Alles gewonnen sein. Er forderte daher den Papst auf, einen Legaten nach Paris zu senden, und schlug zugleich zu diesem Posten Cardinal Caprara vor. Dieser war Nuntius zu Köln, Luzern und Wien gewesen, und man sagte von ihm, daß er febronianische Sympathien hege. Der Papst fügte sich indeß hierin dem Ersten Consul, und am 4. October fuhr um die Abendstunde der Cardinal in aller Stille, wie er selbst gewünscht hatte, in die Hauptstadt Frankreichs hinein. Tags darauf wurde er bei Talleyrand vorgelassen, und dieser machte ihm sogleich die erfreuliche Mittheilung: der neuerfundene Cultus des Theophilanthropismus sei unterdrückt.

Indessen waren dem Cardinal Caprara ähnliche Schwierigkeiten vorbehalten, wie Consalvi zu bekämpfen gehabt hatte. Nur besaß der Cardinal-Legat weder die geistige Begabung des päpstlichen Staatssecretärs, noch seine Willensstärke. Bonaparte hatte den jansenistisch gesinnten Portalis (nachher Minister des Cultus), einen im Kirchenrechte wohl bewanderten Mann, beauftragt, die Verhandlungen im Namen Frankreichs zu führen; er begleitete diese aber persönlich Schritt vor Schritt. Mit seiner außerordentlichen Genialität brachte der Erste Consul es bald dahin, daß Caprara von ihm sagen konnte: „er urtheilt wie ein Kanonist und Theologe von Fach". Es war Bonaparte's Wunsch, daß die Proclamation des Concordats am 18. Brümaire (den 9. November) statt-

finde; es war aber unmöglich, Alles bis zu diesem Zeitpunkt in Ordnung zu bringen. Sowohl die nicht vereideten französischen Bischöfe, wie die vereideten, sollten ihre Aemter niederlegen; dann sollte eine Bulle über die neue Ordnung der Bisthümer ausgefertigt, endlich neue Bischöfe ernannt werden — eine Sache, welche besondere Schwierigkeit verursachte, weil Bonaparte bekanntlich auch aus der Zahl der vereideten einige der neuen Bischöfe zu erwählen beabsichtigte. Nach der Unterschrift des Concordats hatte der Papst an die Bischöfe Frankreichs ein Schreiben gerichtet, in welchem er sie bat, zurückzutreten. Die Verhältnisse nöthigten ihn sogar, die Forderung zu stellen, daß sie innerhalb zehn Tagen ihr Amt niederlegen sollten. Alle nicht vereideten Bischöfe, welche in Frankreich waren, folgten augenblicklich der Aufforderung des Papstes, und zwar in einer Weise, welche eine edle Gesinnung und unbedingten Gehorsam verrieth, und in ihre Fußstapfen traten sofort auch die in Italien sich aufhaltenden Bischöfe. Nur einer derselben, der Bischof von Béziers, bat jedoch erst Ludwig XVIII. um die Erlaubniß zur Amtsniederlegung. Die französischen Bischöfe, welche gastfreie Aufnahme in Spanien, der Schweiz und Deutschland gefunden hatten, sandten auch sogleich unterwürfige Antworten auf das päpstliche Schreiben ein; dagegen zögerten die achtzehn Bischöfe, welche nach England geflüchtet waren. Diese kritisirten das Concordat mit Schärfe: einige derselben fanden es zweifelhaft, ob der Papst berechtigt sei, eine solche Forderung an die Bischöfe zu stellen [1]);

[1]) Indem der bekannte Märtyrer der Februar-Revolution, Erzbischof Affre, die Schuld dieses päpstlichen Uebergriffes auf Bonaparte zurückführt, fügt er hinzu: „Die Consular-Regierung opferte dadurch alle unsere Freiheiten und setzte sich über alles kanonische Recht hinweg.“ (S. Michaud, Der gegenwärtige Zustand der römisch-katholischen Kirche in Frankreich [Bonn 1876], S. 11.)

andere meinten, er hätte zuvor die Zustimmung König Ludwigs XVIII. gewinnen müssen. Dreizehn unter ihnen verweigerten längere Zeit die Unterwerfung, wahrscheinlich zum Theil, weil sie von Seiten der englischen Regierung politisch beeinflußt worden, welche nämlich die religiöse Spaltung innerhalb Frankreichs als einen das Land lähmenden Factor gerne sah und nicht beseitigt wünschte. Die vereideten Bischöfe waren zwar, wie die meisten der nicht vereideten, übrigens bereit, unter obwaltenden Umständen auf ihre Aemter zu verzichten; aber einige derselben gebrauchten bei dieser Gelegenheit Ausdrücke, welche den Papst verletzten, weil sie, wie Theiner sagt, „das Gepräge des Jansenismus trugen". Grégoire erklärt in seinem eigenen, wie eines andern Bischofs Namen: „Obgleich durch eine völlig freie Wahl berufen, haben wir dennoch nur nach dem stärksten Widerstreben eingewilligt, die schwere Bürde des Episkopats auf uns zu nehmen und hierfür die heilige Ordination zu empfangen; aber wir begrüßen jetzt den Augenblick mit Freuden, wo wir von unserm Posten zurücktreten dürfen, ohne dadurch der Sache der Religion oder der Republik zu schaden. Unser Glaube ist immer der Apostelglaube gewesen, von welchem Zeugniß abzulegen, selbst das Schaffott vor unsern Augen, Gott der Herr uns die Gnade geschenkt hat." [1])

Nachdem denn die Bischofsstühle erledigt waren, galt es, sie von Neuem zu besetzen, und dem Concordate zufolge lag die Wahl in der Hand Bonaparte's, die kanonische Einsetzung in der Hand des Papstes. Zuvörderst wurde die Neuordnung oder Umlegung der Bischofssprengel ins Werk gesetzt, eine

---

[1]) Sein Brief findet sich unter den Actenstücken bei Theiner a. a. O., Bd. II, S. 101.

Sache, an welcher Bonaparte sich mit persönlichem Interesse lebhaft betheiligte. Er ging dabei auf jede Kleinigkeit ein, bestimmte, welche Kirchen fortan als Hauptkirchen gelten, und wo die neuen Pfarrhäuser sollten angelegt werden. Da er sah, daß zehn Metropolen und vierzig Bisthümer nicht genügten, so fügte er freigebig zehn neue Bisthümer hinzu, worauf der Cardinallegat natürlich mit Freuden einging. Demnächst wurde das neue Episkopat ernannt. Zum Ruhme der alten legitimen Bischöfe muß gesagt werden, daß sie keine Schleichwege gegangen sind, um wieder in den Besitz der bischöflichen Macht zu gelangen; im Gegentheil übernahmen sie meistens die ihnen übertragenen neuen Bisthümer nicht, ohne daß zuvor ein starker Druck auf sie ausgeübt war. Von den vereideten Bischöfen verlangte der Papst eine unzweideutige Erklärung des Inhalts, daß sie „dem Urtheile des päpstlichen Stuhles sich in Betreff der kirchlichen Verhältnisse in Frankreich unterwerfen und sich an dasselbe halten wollten“ [1]), mit andern Worten: die Anerkennung des päpstlichen Verdammungsurtheils über die Revolution und die bürgerliche Stellung des Klerus. So weit wollte indeß Bonaparte nicht gehen. Dagegen wurde in Rom die Forderung des Papstes noch zu gelinde befunden. Man ließ eine gefälschte Nummer des „Moniteur“ drucken, in welcher eine Proclamation Napoleon's an die Aegypter zu lesen war mit den Worten: „den Statthalter Jesu Christi auf Erden habe er aus Rom ver-

---

[1]) Würde eine solche Erklärung nicht geleistet, so müßte der Papst sich als „perdu comme Honorius“ ansehen, wie Cacault nach Hause schreibt (d'Haussonville l. c., T. I, p. 412). Vorausgesetzt, daß Consalvi einen wirklichen Ausspruch Pius' VII. anführt, so haben wir hiermit zugleich das Urtheil dieses Papstes über seinen ketzerischen Vorgänger.

jagt“ [1]). Hierbei lag die Absicht zu Grunde, die Gemüther in leidenschaftliche Aufregung zu versetzen; und Manche ertheilten damals dem Papste den Rath, nach Malta zu flüchten und lieber zu den Engländern seine Zuflucht zu nehmen, als sich mit dem gottvergessenen Ersten Consul einzulassen. In Paris aber beurtheilte man das päpstliche Ansinnen als eine Unverschämtheit. Waren die vereideten Geistlichen doch Freunde der Revolution und mußten daher um jeden Preis vor Demüthigungen geschützt werden. Man wies Bonaparte speciell auf einige der vereideten Bischöfe hin, welche die öffentliche Meinung für das neue Episcopat entschieden fordere; und mehr als einmal schien es in der Hauptstadt dieserhalb zu ernstlichen Unruhen kommen zu wollen. Bonaparte mußte die Grenzen seiner Consularmacht überschreiten und fünfzig Mitglieder, als erklärte Widersacher des Concordats, aus der gesetzgebenden Versammlung ausstoßen, ehe er hoffen durfte, von Seiten der Mehrzahl der letzteren eine Gutheißung des Concordats zu erzielen. Dem Papste ward es weniger leicht, durchzukommen. Zwei der in Betracht kommenden, früher vereideten Bischöfe waren zwar im Voraus mit dem Papste ausgesöhnt, aber die acht anderen nicht und legten auch auf ein besseres Verhältniß mit ihm keinen Werth. Nachdem ihre Ernennung ihnen angezeigt war, begaben sie sich zu dem Cardinal, um hinsichtlich der Investitur nähere Abrede zu treffen. Caprara zeigte ihnen das Formular eines Schreibens vor, welches u. A. die oben angeführten Ausdrücke enthielt und welches ein jeder von ihnen zu unterschreiben hätte, bevor von einer kanonischen Bestätigung ihrer Aemter die Rede sein könne. Die Bischöfe weigerten sich, einen Widerruf, wenigstens einen

---

[1]) Artaud, Histoire de Pie VII, p. 164.

in diesen schroffen Ausdrücken abgefaßten, zu unterschreiben, versprachen indeß, selbst einen solchen in milderer Form abfassen zu wollen. Von Caprara gingen sie zu Portalis, um Beschwerde zu führen, nachher zu anderen einflußreichen Persönlichkeiten; und da sie überall Zustimmung und Anhalt fanden, so wurden sie kühner. So drohte schon wieder ein Bruch. Der Legat durfte dem Verlangen der Bischöfe nicht nachgeben, da dieses gegen seine Instruction verstieß; Bonaparte konnte und wollte der Forderung des Legaten nicht nachgeben, weil dadurch die Opposition gegen das Concordat nur gesteigert wäre. In diesem schwierigen Zeitpunkte trat Bernier wieder als Vermittler auf. Sein Vorschlag war: die Bischöfe sollten in seiner und noch eines Zweiten Gegenwart insgeheim und nur mündlich den Widerruf leisten, welchen der Papst verlangte, ein Vorschlag, auf welchen sowohl Caprara wie Bonaparte eingingen. In größter Eile sollen denn auch jene acht Bischöfe einen solchen mündlichen Widerruf vollzogen haben. Da aber durch die Unvorsichtigkeit Rom's — ungeachtet die tiefste Verschwiegenheit angelobt worden — die Sache kund ward, so erklärten sie, niemals in solcher Art widerrufen zu haben. Man sieht sich also hier einem Dilemma gegenüber, indem man entweder an Bernier's oder an der Wahrhaftigkeit jener Bischöfe zweifeln muß. Ungeachtet des scharfsinnigen Versuches, den Thiers gemacht hat, Bernier's Ehre auch in diesem Punkte zu retten, hat d'Haussonville [1]), selbst wenn er in einzelnen seiner Prämissen Unrecht haben sollte, sicherlich darin Recht, daß er jenen acht Bischöfen größeres Vertrauen schenkt, als dem schlauen Bernier.

Wie es sich hiermit auch verhalten möge, jedenfalls diente

---

1) Theiner l. c., T. I, p. 393 ss. und d'Haussonville l. c., T. I, p. 190.

Bernier's Bericht über seine Conferenz mit den acht vereideten Bischöfen dazu, daß auch die letzten Bedenklichkeiten auf Seiten Roms beseitigt wurden. Am 3. April 1802 berichtet Bernier an Consalvi, daß den Tag vorher das Concordat im Staatsrathe „ohne Discussion" angenommen sei. Am Montag darauf, den 5. April, solle es der gesetzgebenden Versammlung vorgelegt werden, jedoch „nicht, um genehmigt oder verworfen zu werden, sondern um als gültiges Gesetz für die Republik proclamirt zu werden". Jetzt seien weitere Schwierigkeiten nicht zu befürchten. „Dieses ist die erste Arbeit der Versammlung, und sie wird dieselbe gut machen; Lucian Bonaparte, welcher zum Tribun ernannt worden, bereitet sich vor, um mit einer Rede sie zu unterstützen", heißt es weiter [1]). Indessen bekam doch Portalis diese Aufgabe, den letzten möglichen Widerstand in der gesetzgebenden Versammlung zu Boden zu schlagen. Diese Aufgabe löste er in einer der Form nach glänzenden Rede [2]). Zuerst begründete er die Nothwendigkeit der Religion, nämlich damit, daß man eine Moral haben müsse; eine Moral ohne Dogmen würde aber nichts Anderes sein „qu'une justice sans tribunaux". Bei der großen Menge sei's nicht gethan mit Beweisen: sie bedürfe der Befehle, also der Religion, und nicht der Philosophie. Der Vorzug der positiven Religionen bestehe darin, daß sie Ceremonien hätten: eine abstracte Religion könne niemals Volksreligion werden. Der Atheismus sei für den Staat gefahrdrohender, als der Aberglaube. Ob man aber nicht etwa eine neue Religion aufstellen und einführen könne? Dieses

---

1) Bernier's Brief, s. bei Theiner l. c., T. I, p. 397 s.

2) Portalis, Discours, prononcé dans la séance du Corps Législatif du 15e germinal (d. 5. April) an X.

sei unmöglich. Die Religionen müßten durch ihr Alter glänzen. Man müsse sie gläubig annehmen als das Werk Gottes. Alles sei verloren, sobald man darin die Menschenhand sehe. Warum nicht beim Christenthume stehen bleiben? Ob die Religion eines Descartes, Newton, Pascal, Bossuet, Fenelon wohl in Widerspruch stehen könne mit der Aufklärung (Vernunft und Bildung) und guten Sitten? Allerdings habe das Christenthum einige sonderliche Dogmen; diese „füllen aber den leeren Raum aus, welchen die Vernunft übrig lasse und welchen die menschliche Phantasie gewiß in schlechterer Weise ausfüllen werde". Ueberdieß müsse der Staat schon aus dem Grunde die Religion unterstützen, um sie unter Aufsicht (!) zu behalten. Das jetzt abgeschlossene Concordat müsse auch von Seiten des Staates als ein sehr ersprießliches angesehen werden, und das besonders in Anbetracht der „organischen Artikel", welche ihm hinzugefügt seien.

Eine solche Rede sollte an ihrem Theile mithelfen, als Bonaparte dabei war, „die Altäre" in Frankreich wieder aufzurichten. Die organischen Artikel [1]), auf die Portalis hindeutet, waren gewisse Bestimmungen, welche die französische Regierung in Betreff der Ausführung des Concordats beliebt hatte. Sie waren ohne Wissen des Papstes getroffen und gaben ihm später Veranlassung zu den nachdrücklichsten Einwendungen. In der That machten sie die Kirche zur Magd des Staates. „Keine Bulle, kein Brief oder anderes Ausschreiben des Papstes" — so heißt es darin — „darf ohne Erlaubniß der Regierung veröffentlicht oder gedruckt werden. Bei dieser müssen die Legaten und Nuntien ihre Vollmacht

[1]) Portalis l. c., Append., p. 74—86.

einholen, um in Frankreich fungiren zu dürfen. Nicht einmal ökumenische Concilien können in Frankreich für ihre Beschlüsse Geltung bekommen, ehe diese von der Regierung geprüft und bestätigt sind; auch darf ohne staatliche Genehmigung keine Kirchenversammlung im Lande stattfinden. Kirchliche Acte dürfen nie ohne specielle Gutheißung vollzogen werden, das heißt, mit Ausnahme derjenigen, für welche die Regierung eine solche Gutheißung im Voraus ausgesprochen hat. In allen Fragen, auch kirchlichen, kann Jeder sich an den Staatsrath, als eine Art Oberappellationsgericht, wenden. Von Exemtionen (Privilegien) irgend einer Art ist nicht mehr die Rede. Erzbischöfe und Bischöfe können zu ihren Namen hinzufügen: Citoyen oder Monsieur; alle anderen Titel sind verboten. Weigert sich ein Erzbischof, seine Suffraganbischöfe zu weihen, so mag es an seiner Stelle der älteste Bischof thun. Erst im dreißigsten Lebensjahre kann Jemand Bischof werden, und auch nur, wenn er geborner Franzose ist. Die Bischöfe dürfen ohne Erlaubniß des Ersten Consuls ihre Stifte nicht verlassen. Alle Lehrer an den Priesterseminarien haben die gallicanischen Declarationen von 1682 zu unterschreiben, auch anzugeloben, daß sie die darin enthaltenen Lehren ihren Schülern mittheilen wollen. Kein Nicht-Franzose kann ohne specielle Erlaubniß in Frankreich Priester werden. Für ganz Frankreich soll derselbe Katechismus und dieselbe Liturgie gelten; auch dürfen, außer dem Sonntag, andere Feste nicht begangen werden ohne besondere Erlaubniß der Regierung. Alle Diener der Kirche sollen die französische Tracht anlegen und sich schwarz kleiden; jedoch soll es den Bischöfen gestattet sein, ein Kreuz und violette Strümpfe zu tragen. An den Orten, wo es verschiedene Glaubensbekenntnisse giebt, darf keine Ceremonie außerhalb der Kirchen abgehalten werden. Nur den Brautpaaren, welche zuvor die

Civilehe mit einander geschlossen haben, darf die kirchliche Trauung ertheilt werden. Die Erzbischöfe sollen 15,000 Francs bekommen, die Bischöfe 10,000 und die Priester 1500 oder 1000, außer Wohnung und Garten."

Ungeachtet der Beigabe dieser organischen Gesetze zeigte die Gesetzgebende Versammlung wenig Lust, die bittere Pille, welche für sie das Concordat einmal war, einzunehmen. An demselben Tage, als Portalis seine Rede hielt, erbat sich eine Deputation der Versammlung eine Audienz bei Bonaparte. Der Sprecher derselben hielt eine Rede, in welcher er bei dem kurz vorher endlich abgeschlossenen Frieden von Amiens verweilte, spielte aber mit keinem Worte auf das Concordat an. Eine deutliche Demonstration, auf welche aber Bonaparte nicht unterließ, eine Antwort zu ertheilen. Außer seinem Danke äußerte er Folgendes [1]): „Die Sitzungen der Gesetzgebenden Versammlung beginnen mit der wichtigsten Arbeit, welche einen Nationalrath überhaupt beschäftigen kann. Die ganze französische Nation sehnt sich nach dem Ende des religiösen Streites und der Ordnung der gottesdienstlichen Verhältnisse. Gleich der Nation werden auch Sie über das Resultat Ihrer Berathungen mit sich einig sein. Die französische Nation wird mit der lebhaftesten Genugthuung hören, daß es keinen einzigen Gesetzgeber hat, der nicht für den Frieden des Gewissens und den Frieden der Familie stimmt, welcher für das Wohl der Nation von größerer Bedeutung ist, als der Friede, zu dessen Abschlusse Sie der Regierung soeben Glück gewünscht haben!" Diese Erklärung ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig; und zwei Tage nachher beschloß die Gesetzgebende Versammlung die Proclamation des Gesetzes mit

---

1) Correspondance de Napoléon, T. VII, p. 6026.

228 Stimmen gegen 21. An demselben Tage bewilligte auch das „Tribunat" sie mit 78 gegen 7 Stimmen. Der Pariser Pöbel und die fanatischen Anhänger der Revolution übten dadurch ihre Rache aus, daß sie ein Drama, welches einer der Tribunen, die dem Concordate das Wort geredet, im Théâtre français aufführen ließ [1]), auspfiffen, und die Soldaten äußerten ihre Verwunderung darüber, daß sie ihren „kleinen Corporal" im Kanzeltone reden hörten.

Am Freitag, den 9. April, wurde Caprara in den Tuilerien officiell als Legat des hl. Stuhles empfangen. Er hatte das Verlangen gestellt: ein Reiter solle ein goldenes Kreuz vor ihm hertragen, wie es alter Brauch sei, wenn Legaten zu Hofe gingen. Ein solches Schauspiel wagte man aber der Bevölkerung von Paris nicht zu bieten. So wurde denn das goldene Kreuz in einen der Wagen hineingestellt, welche vor dem Cardinal-Legaten herfuhren. Der Erste Consul empfing ihn an der Spitze einer glänzenden Versammlung und hörte seine Rede gnädigst an. Darauf wurde Caprara beeidigt. Tags vorher hatte Bonaparte ein Dekret erlassen, welches Letzteren als fungirenden Legaten anerkannte, wenn er zuvor „den herkömmlichen Formen zufolge" das Versprechen gegeben hätte, sich nach den Gesetzen des Staates und den „Freiheiten" der gallicanischen Kirche zu richten. Dieser Ausdruck wurde ohne Zweifel damals von den meisten Draußenstehenden in dem Sinne verstanden, daß der Legat die vier Propositionen von 1682 anerkennen solle. Dieses war aber keineswegs der Fall. Der Eid war ein allgemeines Gehorsamsgelübde [2]). Nachdem derselbe abgelegt war, sprach Bo-

---

[1]) Pressensé l. c., p. 482.

[2]) „Item servaturum statuta et consuetudines Reipublicae et

naparte in einigen Worten seine Anerkennung der Persönlichkeit des Legaten aus, mit der Hoffnung: „die Frucht seiner Mission" werde mit „Freuden begrüßt werden von den aufgeklärten Philosophen und den wahren Menschenfreunden" [1]). Am nächsten Sonntag, welcher der Palmsonntag war, wurden vier neue Prälaten kanonisch geweiht, unter ihnen Cambacères als Erzbischof von Rouen, und Bernier als Bischof von Orleans. Jeder der neuen Bischöfe erhielt dabei ein Geldgeschenk, ein Kreuz, einen Bischofsstab und eine Bischofsmütze (Investitur). Die feierliche Einsetzung geschah in der Notredame-Kirche, welche damals noch in den Händen der Beeidigten war. Das schöne Gotteshaus war indessen in einem kläglichen Zustande. Zwar hatte man in größter Hast dem Aergsten abgeholfen; aber die Sacristei war nicht in Ordnung, so daß man statt derselben ein nahe gelegenes Gebäude benutzen mußte. Das ungewohnte Schauspiel hatte eine große Menge Volks zusammengeführt. „Die Kirche", sagt Thiers, „war angefüllt von den zahlreichen Christen, welche über die unglückliche Lage der Religion geseufzt hatten, und welche, unangesehen der Partei, zu welcher sie gehörten, alle dankbar die Gabe annahmen, welche der Erste Consul ihnen an dem Tage schenkte."

Am Vorabend des Osterfestes erließ Bonaparte eine Proclamation, in welcher er die Franzosen zur Theilnahme an der Feier des nächsten Tages einlud, nämlich der Veröffentlichung des Concordats. „Mitten in der Revolution" — heißt es —, „welche von der Liebe zur Freiheit durchdrungen war, brachen plötzlich religiöse Streitigkeiten aus, welche zu

---

nunquam jurisdictioni ac juribus gubernii derogaturum." Theiner, Actenstücke, Bd. II, S. 154.

1) Corresp. de Napoléon I, T. VII, p. 6033.

einer Geißel geworden sind für eure Familien, eine Nahrung des Parteihaders und für eure Feinde ein Gegenstand der Hoffnung. Eine unbesonnene Politik suchte diese Streitigkeiten unter den umgestürzten Altären, unter den Ruinen der Religion selbst zu ersticken. Aufhören mußten zugleich jene frommen Feste, bei welchen die Bürger einander mit dem freundlichen Brudernamen nannten und sich gegenseitig als ihres Gleichen anerkannten, unter der Hand dessen, der sie Alle geschaffen hat. Und der Sterbende war mit seinem Schmerze allein, hörte nicht mehr jene tröstende Stimme, welche die Christen auf ein besseres Leben hinweist; Gott selber schien aus der Welt verbannt. Der Vorgang der Jahrhunderte und die Vernunft geboten uns, zu dem Papste unsre Zuflucht zu nehmen, daß er wieder Frieden stifte zwischen den Gemeinden, und die Herzen versöhne." Darauf werden die Priester angeredet: „Ihr Diener der Religion des Friedens! Laßt unter der tiefsten Vergessenheit eure Zwistigkeiten ruhen, eure Drangsale ruhen — und eure Fehler. — Die Bürger mögen von euch lernen, daß der Gott des Friedens auch der Herr der Heerschaaren ist, und daß er gegen alle Diejenigen streitet, welche es Frankreich verbieten wollen, unabhängig und frei zu sein."

Endlich brach denn der Ostertag an (der 18. April 1802), welcher zu gleicher Zeit durch die öffentliche Verkündigung des Friedens von Amiens und die des Concordats eine hervorragende Bedeutung haben sollte. In der Frühstunde, während der Erste Consul mit den Botschaftern der fremden Mächte die Schreiben über jenen Friedensschluß austauschte, zog eine halb bürgerliche, halb militärische Schaar durch die Straßen, um das Concordat zu allgemeiner Kunde zu bringen. Um elf Uhr begab Caprara sich in die Notredame-Kirche, in Begleitung der Erzbischöfe und Bischöfe in voller Amtstracht,

und an diesem Tage wurde auch vor dem Legaten her das goldene Kreuz getragen. Die vergoldeten Karossen und Staatswagen aus den Tagen Ludwig's XV. fuhren zur Kirche, welche voll Damen im höchsten Staat war; und zum ersten Male sah man vorne auf dem Wagen von Madame Bonaparte Diener in grüner Livree mit Goldtressen, was nachher die Farbe der Napoleoniden ward. Der Erste Consul zog an der Spitze seiner treuen Bewunderer in die Kirche. Unterwegs begegnete dieser glänzende Zug dem Berthier und einer großen Zahl von Generalen, und auf den Wink Bonaparte's schlossen sich diese seinem Gefolge an. Dieses war eine Kriegslist. Um die Generäle mit dabei zu haben, hatte Berthier diese zum Frühstück eingeladen und nach dem Frühstück sie aufgefordert, nach den Tuilerien zu gehen und dem Ersten Consul Glück zu wünschen. Er richtete es so ein, daß man dieser Aufforderung gerade in dem Augenblicke Folge leistete, als Bonaparte auf dem Wege zur Kirche war. Auf diese Weise wurden die Generale in die Kirche hineingenarrt. Sie waren aber, wie Thiers sagt, mehr „Gehorsame, als Bekehrte". Der alte Erzbischof von Aix, de Boisgelin, hielt die Festrede, welche nichts als eine Lobrede auf den General und Ersten Consul war. Der Redner stellte Vergleiche an zwischen diesem, Pipin und Karl dem Großen. Das Ganze bedeutete ein Präludium zur Kaiserkrönung [1]). Hatte doch Bonaparte gerade darum den Erzbischof von Aix ausersehen, weil dieser bei der Krönung Ludwig's XVI. in der Domkirche zu Rheims der Redner gewesen war. An diesem Tage ließ sich Alles so an, als wenn Frankreich nur Einen Herrn, nicht aber drei Consuln hätte. Bonaparte war auch der Einzige, wel-

---

1) Correspondance de Napoléon I, T. VII, No. 6043.

chem, im buchstäblichen Sinne, Weihrauch gestreut wurde. Als die Priester am Morgen anfragten, ob man nicht auch den zwei andern Consuln die nämliche Auszeichnung des Räucherns erweisen solle, antwortete Bonaparte: „Nein! — solcher Parfüm würde für sie doch allzu stark (solide) sein.“ Dieses Vorspiel der Alleinherrschaft, wie es mit der Wiedereinführung der katholischen Religion zusammenfiel, erhöhte noch bei den Verehrern der Freiheit die feindselige Gesinnung. Frau von Stael schloß sich an diesem Tage in ihr Zimmer ein, um das „verabscheuenswerthe Schauspiel nicht ansehen zu müssen“; und bei Vielen, die zur nächsten Umgebung Bonaparte's gehörten, brüteten Unzufriedenheit und Haß. Bei der Heimkehr sagte der Erste Consul zu einem der Generale: „Nicht wahr? Heute scheint Alles in die alte Ordnung gebracht zu sein.“ Er bekam zur Antwort: „Ja — mit der einzigen Ausnahme, daß zwei Millionen Franzosen für die Freiheit gestorben sind; und diese kann man nicht wieder ins Leben zurückrufen.“ [1])

Nach dem Abschlusse des Concordats sandte Bonaparte an den Papst einen Brief, in welchem er sich unterschrieb: „De Votre Sainteté le très dévoué fils.“ Jedoch schwebte zwischen dem Papst und ihm eine ernstliche Streitfrage, nämlich die „Organischen Artikel“. Rom war nicht allein mit den Artikeln selbst sehr unzufrieden, sondern noch mehr mit der hinterlistigen Art und Weise, wie sie zuwegegebracht waren. In Paris erschien eine Schrift, deren Titel nur das mit

---

[1]) Madame de Staël, Considérations, T. V, p. 278. Ihr Urtheil über de Boisgelin s. p. 276. Später war dieser Erzbischof der Erste, der Napoleon „legitim“ nannte; und dieses war nach Portalis' Aeußerung „das bedeutsamste Wort im Munde eines Geistlichen“. In der eben angeführten Schrift T. III, p. 260.

großen Buchstaben gedruckte Wort „Concordat" war. Hier waren die Organischen Artikel gleich hinter den Artikeln des Concordats und unter demselben Datum abgedruckt, so daß es den Anschein hatte, als bildeten jene einen Bestandtheil des mit dem Papste abgeschlossenen Concordats [1]). Ueber den Inhalt der Artikel fällt Consalvi folgendes Urtheil: „Sie stürzten fast das ganze Gebäude, das wir eben mit so großer Mühe aufgerichtet hatten, wieder über den Haufen. Die Bestimmungen, welche das Concordat hinsichtlich der Freiheit der Kirche und des Cultus getroffen hatte, wurden wieder der Entscheidung der gallicanischen Rechtsklugheit anheimgegeben, und die Kirche Frankreichs hatte die Rückkehr der alten Knechtschaft zu fürchten." Und seine Besorgnisse theilten in vollstem Maße der Papst und die päpstlichen Theologen. Es war aber nichts in der Sache zu machen. Alle Vorstellungen, alle Bitten, alle Drohungen blieben fruchtlos; die Organischen Artikel behielten ihre Gültigkeit. Ueberdieß hielt es ungemein schwer, die Bestimmungen des Concordats ins Leben zu führen und in den einzelnen Fällen die Kirche der Revolution und die der Monarchie zu versöhnen. Die nicht beeidigten Priester und Bischöfe konnten die unlautere Vergangenheit der beeidigten nicht vergessen, welche wiederum in den ersteren oft Verräther an der Sache Frankreichs und der Freiheit erblickten. Die flüchtigen Bischöfe sandten, theils aus England, theils aus Spanien, Deutschland, Polen, Hirtenbriefe an ihre früheren Heerden, um sie zur Opposition gegen die neue Ordnung aufzufordern. Bonaparte gerieth in Wuth über diese neuen Aufrührer, und Talleyrand mußte auf diplomatischem Wege gegen sie einschreiten. Inzwischen wurde hierdurch das Einverneh-

---

[1]) Consalvi l. c., T. I, p. 405.

men mit Rom nicht gestört, sofern die aufrührerischen Bischöfe durch ihr Auftreten ebensowohl dem Gebote des Papstes zuwiderhandelten, wie dem des Ersten Consuls. Bonaparte sandte dem Papste das Wörterbuch der chinesischen Sprache, welches er hatte ausarbeiten lassen; und in begeisterten Worten dankte ihm der fromme Papst für die Erleichterung, welche der Mission in China hierdurch gewährt werde [1]). Noch größere Freude machte ihm der Erste Consul durch das Geschenk zweier Schiffe, welche umgetauft wurden und die Namen „St. Petrus" [2]) und „St. Paulus" erhielten. Der Papst war, wie Cacault schreibt, außer sich, und die Römer fingen an, bei Kleinem zu vergessen, daß auch in ihrer Stadt die Revolution ihr Haupt erhoben hatte. „Die Unterthanen des Papstes" — so schreibt Cacault etwas später nach Hause [3]) — „weinen vor Freude, da sie nunmehr in den Franzosen so gute Katholiken erkennen, und mit wahrem Jubel sehen sie, wie diese ihre Stellung wieder einnehmen als die ältesten Söhne der Kirche." Pius bewies sich seinerseits so gefällig gegen Bonaparte, daß er vier französische Bischöfe zu Cardinälen ernannte, unter Andern auch Fesch, den Bruder der Lätitia Bonaparte, der Mutter des Ersten Consuls. Am 27. März 1803 wurde in den Tuilerien ein kirchliches Fest gefeiert, bei welchem Lätitia die seltene Freude erlebte, Zeuge zu sein, wie ihr Sohn den Cardinalshut Jenem ganz in derselben Weise überreichte, wie ihn in früheren Tagen Ludwig XIV. den großen Cardinälen überreicht hatte.

Zu derselben Zeit, als die Proclamation des Concordats stattfand, gab ein junger, unbekannter Adliger aus der Bre-

---

1) S. den Brief bei Theiner a. a. O., Bd. I, S. 547—549.
2) S. die Depesche ebendas. S. 550 f.
3) Theiner a. a. O., S. 554.

tagne, Namens François Aug. Chateaubriand, ein Werk heraus, das unter dem Titel: „Le génie du Christianisme", die Schönheit des Christenthums pries. Die Schrift wurde im „Moniteur" lebhaft empfohlen, aber von den Freidenkern aufs Schärfste kritisirt. Der Verfasser bemüht sich, die Ungläubigen umzustimmen, indem er nachweist, daß das Christenthum weder absurd, noch plump, noch kleinlich sei, wie man von Voltaire und der Encyclopädie, „diesem babylonischen Wissenschafts- und Vernunft-Thurme", es anzusehen gelernt hatte. Er selbst war unter Schmerz und Thränen zum Glauben gekommen, und suchte jetzt Andere zu Thränen zu rühren, indem er über die „Schönheiten" des Glaubens und der Gottesverehrung den Glanz der Poesie ausgoß. „Das Christenthum", so schließt er, „ist vollkommen; die Menschen sind unvollkommen. Also kann das Christenthum nicht von den Menschen herstammen: es muß von Gott selber gekommen sein. Ist es von Gott, so können es die Menschen nicht anders kennen, als nur durch Offenbarung. Also ist das Christenthum eine geoffenbarte Religion." [1]) Diese Schrift war, ihrem ganzen Charakter nach, mehr eine poetische als eine apologetische Arbeit, reicher an Bildern als an Gedanken. Der Verfasser scheint tiefer durchdrungen von den klassischen Dichterwerken, als von der heiligen Schrift. Er verhüllt den Abgrund, welcher den christlichen Glauben und die Welt von einander scheidet. Daher hat denn die ästhetische „Erweckung", welche er herbeiführte, mehr Romantiker geschaffen, welche über die Schönheit der Glaubenslehren und des Gottesdienstes Thränen der Rührung vergießen konnten, als wahre Christen, ent-

---

[1]) Chateaubriand, Le génie du christianisme, T. II, p. 374.

ſchloſſen, ein Leben der Verleugnung und des Glaubens zu leben. Daher mag die Chateaubriand'ſche Auffaſſung des Chriſtenthums eine leichte Beute werden für die Angriffe und Verſpottungen moderner Aeſthetiker [1]); aber mit dem Schönheits-Chriſtenthum eines Chateaubriand wird nicht im Entfernteſten zugleich das wahre Chriſtenthum getroffen, geſchweige denn aus dem Felde geſchlagen.

So wie die Poeſie in dieſem Werke Chateaubriand's, ebenſo wurde auch die Kunſt herbeigezogen, um das Concordat zu verherrlichen. Wicar verfertigte eine Zeichnung, welche Pius in dem Augenblicke darſtellte, wie er das von Conſalvi ihm überreichte Document des Concordats unterzeichnet. Auf die Aeußerung Cacault's: es könne „ehr- und gewinnbringend" ſein, wenn man dem Blatte die weiteſte Verbreitung gebe, wurde es in Kupfer geſtochen und in 5000 Exemplaren gedruckt, und der Kupferſtich wurde außerdem in kleineren Nachbildungen an alle Pfarrhäuſer im Lande geſandt als Denkmal des Friedens zwiſchen Bonaparte und Rom [2]).

Konnte aber dieſer Friede wohl von langer Dauer ſein? — Im Juni 1803 ſchreibt Chateaubriand, welcher kurz vorher einer von Cardinal Feſch vollzogenen Ordination in Lyon beigewohnt hatte, an einen Freund, wie folgt: „Wenn heute ein allmächtiger Mann ſeine Hand zurückzöge, ſo würde morgen der philoſophiſche Zeitgeiſt (le philosophisme) die Prieſter unter dem Schwerte der — Toleranz fallen laſſen, und zum zweiten Male die philanthropiſchen Einöden Guiana's ihnen anweiſen." [3]) Auf ſo ſchwachen Füßen ruhte der Friede. Je-

1) Z. B. in G. Brandes' Hauptſtrömungen; die Reaction in Frankreich (überſetzt von Strodtmann), S. 193 ff.

2) S. Cacault's Depeſche bei Theiner a. a. O., Bd. I, S. 509 u. 554 f.

3) Nach Lyonnet, Le cardinal Fesch, citirt von Theiner a. a. O., Bd. I, S. 454—455.

doch gab es noch eine andere Gefahr eines Nothstandes für die Kirche, welche Chateaubriand damals sich nicht vorstellte: „der allmächtige Mann" konnte nicht allein „die Hand zurückziehen", sondern seine Hand — auf die Kirche legen. Ehe es aber hierzu kam, mußte Pius selbst diesem Manne den größten Dienst erweisen, den man von einem Papste überhaupt verlangen konnte, nämlich den Glanz der Legitimität über die Krone zu verbreiten, welche der kühne Kriegsheld an sich gerissen hatte.

Die Kaiserkrönung.

Italien war das erste Land, in welchem die große französische Revolution ihren Widerhall fand; aber auch das erste, in welchem die kirchliche Reaction zu Tage trat.

Am Schlusse des Jahres 1801 versammelte sich in Lyon eine außerordentliche, berathende Versammlung von Abgeordneten des cisalpinischen Freistaates, um über die zukünftige Verfassung Nord-Italiens zu berathschlagen. Einstimmig erwählte die Versammlung Napoleon Bonaparte zum Präsidenten der italienischen Republik und einigte sich unter Anderem über einige Gesetze, hinsichtlich der Lage der Kirche, wodurch den Dienern derselben eine weit günstigere Stellung gegeben wurde, als sie bisher gehabt hatten. Ferner gab Bonaparte sein Interesse für die Kirche dadurch kund, daß er an die Spitze der neuen cisalpinischen Verfassung die Worte setzen ließ: „Die katholische, apostolische und römische Religion ist Staatsreligion." Indessen wünschte der Erste Consul das Verhältniß zwischen Staat und Kirche durch ein Concordat geordnet zu sehen, entsprechend dem französischen; aber die Würdenträger in der italienischen Republik waren durchaus

abgeneigt, auch hierin ihm Folge zu leisten. Der Vicepräsident Melzi war nämlich ein erklärter Feind der Kirche, und der kirchenfeindliche Geist, welcher in den Regierungskreisen zu Mailand herrschte, kam zu Worte in einem Decret vom 23. Juni 1802, welches den in Lyon aufgestellten Grundsätzen offen widersprach und die Kirche in völlige Abhängigkeit vom Staate versetzte [1]). Da nahm Bonaparte selbst die Concordats-Verhandlungen auf; und dabei unterstützt durch die Unterhändler des französischen Concordats, führte er sie mit sicherer Hand zu einem glücklichen Schlusse. Er schrieb an die cisalpinischen Staatsbeamten einen donnernden Brief; und ebensowohl durch seine drohende Sprache gegen die Italiener, wie durch sein entgegenkommendes Verhalten gegen den Papst, wurde die Sache soweit gebracht, daß am 16. September 1803 das italienische Concordat in Paris unterzeichnet wurde. Nachdem der Staatsrath zu Mailand es gutgeheißen hatte, erhielt es am 2. November desselben Jahres Gesetzeskraft. Jedoch sollte auf das italienische Concordat dasselbe Nachspiel folgen, wie auf das französische. Melzi erließ einige zusätzliche Bestimmungen, welche den Organischen Artikeln für Frankreich entsprachen. Und sie waren es, durch welche dem Papste neue Veranlassung zu Bekümmerniß und Beschwerde gegeben wurde.

Inzwischen entwickelten sich die Zustände in Frankreich dergestalt, daß es vom Consulate mit Riesenschritten zum Kaiserthume vorwärts ging. Und kaum hatte Napoleon den Kaisertitel angenommen, als man in Paris auch schon davon redete, daß er vom Papste müsse gekrönt werden. Nur darüber war man mit sich nicht einig, ob es in Aachen geschehen solle, der

---

1) Das Decret ist abgedruckt bei Theiner a. a. O., Bd. II, S. 19—22.

Lieblingsstadt Karl's des Großen, oder in Paris, oder in Lyon. Napoleon ging auf den Gedanken mit Vorliebe ein. Gerade damals hatte er besonderen Grund, von Seiten des Papstes die möglichste religiöse und moralische Stütze zu erhalten: denn die Ermordung des Herzogs von Enghien hatte auf sein Haupt eine Blutschuld geladen, „welche nur die segnende Hand des heiligen Vaters im Stande war abzuwälzen" [1]). Der Cardinal Caprara berichtete sofort die Gedanken der Pariser nach Rom, und er äußerte zugleich, daß er von einer solchen Krönung sich nur Gewinn verspreche für die Religion, die Kirche und den Staat [2]). Am 9. Mai 1804 speiste er zu Abend in St. Cloud bei Madame Bonaparte. Der neugewählte Kaiser war zugegen und ließ sich mit dem Cardinal-Legaten in ein vertrauliches Gespräch ein. „Alle", sagte er, „lassen mich hören, wie herrlich es wäre, wenn meine Salbung und Krönung eigenhändig durch den Papst geschähe, und daß es auch im Interesse der Religion sein würde. Es ist nicht wahrscheinlich, daß irgend eine andere Macht hiergegen eine Einwendung machen wird. Ich werde mich für den Augenblick nicht geradezu an den Papst wenden, weil ich mich keiner abschlägigen Antwort aussetzen will. Leiten Sie indessen die Sache ein; und wenn Sie mir Bescheid gegeben haben, so werde ich dem Papste gegenüber die nöthigen Schritte thun." Tags darauf schrieb Caprara einen Bericht über dieses Gespräch nach Rom. Er erwähnte: Bonaparte habe Pipin's Beispiel angeführt, welcher vom Papste Zacharias gesalbt worden sei; er habe überhaupt „mit seltenem Ernste geredet". Die Ansicht des Legaten ging dahin, daß der Papst ohne Rück-

---

1) Lanfrey, Histoire de Napoléon, T. III, p. 209.

2) Caprara's Depesche bei Theiner a. a. O., Bd. II, S. 64.

ſicht auf Alter, Geſundheit oder andere Umſtände kommen und dem Wunſche des Kaiſers willfahren müſſe [1]). In einer Nachſchrift [2]) weiſt er die Einwendung, Napoleon könne ja nach dem Vorgange Karl's des Großen ſich nach Rom begeben, mit der Antwort zurück, „daß der Kaiſer den Mittelpunkt des Reiches nicht verlaſſen dürfe". Ja, er benutzt für ſeinen Vorſchlag ſogar das etwas materielle Motiv, daß die Ankunft des Papſtes viele Leute nach Paris ziehen werde, und die arme, durch den Krieg ſehr erſchöpfte Stadt der Reſſourcen bedürfe.

In Rom hatte man gegen Caprara's Vorſchlag große Bedenken. Einem Staatsconſulte vom 18. Mai zufolge ſollte Napoleon angeloben, „die Geſetze bezüglich des Concordats und der Cultusfreiheit zu achten und zur Achtung zu bringen" — zwei Ausdrücke, welche nur dazu beſtimmt ſchienen, einerſeits die Organiſchen Artikel aufrecht zu erhalten, anderſeits den Anſpruch der katholiſchen Kirche auf Alleinherrſchaft im Staate zu beeinträchtigen. Hierzu kam der Umſtand, daß es überhaupt in dieſem Augenblicke gefährlich erſcheinen konnte, mit dem franzöſiſchen Kaiſerthume gemeinſchaftliche Sache zu machen. Die in England weilenden franzöſiſchen Biſchöfe hatten einige Erklärungen veröffentlicht, in denen ſie die Sache des franzöſiſchen Königthums führten und Angriffe gegen das Concordat richteten, welches die Geiſtlichen nöthigen werde, zu dem neuen Regimente in Frankreich zu ſchwören und für daſſelbe zu beten. Und von Warſchau aus ließ ſoeben der „Graf von Lille", der nachherige Ludwig XVIII., eine Verwahrung ergehen gegen Alles, was ſeit 1789 geſchehen ſei. Dieſe Um-

---

1) Vgl. den Auszug der Correſpondenz zwiſchen Caprara und Conſalvi bei d'Haussonville l. c., T. I, p. 508 s.

2) Theiner a. a. O., Bd. II, S. 66.

stände forderten Rom zu der äußersten Vorsicht auf, und es wurde eine diplomatische Verhandlung eingeleitet, welche sich über fünf Monate erstreckte [1]). Napoleon's Oheim, Cardinal Fesch, führte als französischer Unterhändler in Rom die Sache seines Neffen, jedoch nicht immer mit dem erforderlichen Takte. Der frühere Magazinverwalter (nämlich während des ersten italienischen Krieges) guckte manchmal unter der Cardinalstracht in der seltsamsten Weise hervor. Als z. B. eines Tages der Cardinal nach einer aufgeregten mündlichen Unterhaltung mit Consalvi im Begriffe war, in seinen Wagen zu steigen, und der Diener fragte, wohin der Kutscher fahren solle, fuhr er in seiner üblen Laune heraus: „A casa di diavolo!" (in des Teufels Haus). Eine Anzahl Leute aller Klassen, zufällig auch einer der fremden Botschafter, hörten es, und die Geschichte verbreitete sich in ganz Rom [2]).

In unsren Tagen würden die Correspondenten der verschiedenen Zeitungen die Geheimnisse der Diplomaten, sowohl in Paris als in Rom, sehr bald ausspionirt, und der Telegraph sie in der weiten Welt umhergetragen haben. Damals war aber nur ein sehr kleiner Kreis von Parisern in die Gedanken des neuen Kaisers eingeweiht, und diese hielten reinen Mund. Ebenso vorsichtig ging man in Rom vor. Denjenigen Cardinälen, deren Rath man hören wollte, wurde das wichtige Geheimniß unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses anvertraut; und es wurde niemals mehr als Einem zur Zeit mitgetheilt, so daß Keiner wußte, wie viele Mitwisser es gebe. Cardinal Fesch

---

1) Auf beiden Seiten war der Haupteindruck dieser Verhandlungen der nämliche. Consalvi (T. II, p. 401) nennt sie „peinlich und Ueberdruß erregend", und ähnliche Ausdrücke wendet Cardinal Fesch an (s. Theiner a. a. O., Bd. II, S. 172).

2) Artaud, Histoire de Pie VII, T. I, p. 495.

hat an den Kaiser ein merkwürdiges Memoire eingesandt, in welchem er die Bedenken und Einwendungen aller einzelnen Cardinäle zusammenfaßt [1]). Man war u. A. nicht einig, was die Anerkennung der Legitimität des Kaisers betraf. Die organischen Gesetze, dann die Occupation der drei Legationen des Kirchenstaates — um gar nicht zu reden von Avignon und Venaissin —, auch das waren ernstliche Hindernisse: denn bisher hatten die Päpste nur die Kaiser und Könige gekrönt, „welche auch in weltlicher und politischer Hinsicht Stützen der Kirche gewesen". Jener Eid, welchen der Kaiser ablegen sollte, müsse ja, wie gesagt, der römischen Kirche ein Dorn im Auge sein. Und was werden das Haus Bourbon und der deutsche Kaiser zu einem solchen Schritte sagen? Werde die Reise des Papstes nicht die Eifersucht anderer Höfe erwecken und sie zu dem Glauben veranlassen, daß er Frankreich vor der übrigen Christenheit den Vorzug gebe? Während der Papst in Paris sei, werden ja die Verhandlungen mit den anderen Mächten abbrechen, und die ganze Maschinerie in Stillstand gerathen. Dort werde er auch Zeuge vieler Profanationen des Heiligen sein müssen [2]), und könne mit aufrührerischen Bischöfen und abtrünnigen Priestern zusammentreffen. Wer gebe dafür eine Bürgschaft, daß ihm die gebührende Ehrerbietung erwiesen werde? Pius' VI. Reise nach Wien sei mißlich genug gewesen; weit mißlicher aber werde die Reise nach Paris sein. Denn es bleibe doch immer ein edlerer Zweck, einen Fürsten

---

1) Seine Briefe und Memoiren s. bei Theiner a. a. O., Bd. II, S. 80—107.

2) Nach dem Berichte Artaud's (T. I, p. 467) protestirte der Papst namentlich dagegen, daß er der Madame Talleyrand vorgestellt werde, weil er schlechterdings nicht die Ehe anerkennen wollte, welche der vormalige Bischof von Autun geschlossen hatte.

von seinen Verirrungen zurückzubringen, als einen Kaiser zu krönen. Und welche Folgen könne diese Reise nach sich ziehen? In Zukunft könnten alle Fürsten von dem Papste verlangen, daß er sich auf die Reise begebe, um sie zu krönen. — Diese und noch mehr Einwendungen hatten die Cardinäle auf die Bahn gebracht; und sie ließen sich gewiß nicht an Einem Tage aus dem Felde schlagen. Indessen war Cardinal Fesch beständig voll Hoffnung, und er wußte auch den Pariser Hof bei gutem Muthe zu erhalten.

Am 20. Juni nahm der Cardinal-Legat wieder Theil an dem Souper zu St. Cloud. Die Kaiserin Josephine wandte sich an ihn und sagte: „Jetzt sollen wir noch den Papst in Paris haben, damit er meinen Gemahl, den Kaiser, krône?" Caprara ward verlegen; aber die Kaiserin fuhr fort: „Ich weiß recht wohl, daß die Sache in Ordnung ist. Uebrigens verdient Ihre Verschwiegenheit alle Achtung; ich kann es nicht anders als gutheißen, daß Ew. Eminenz verschwiegen sind." Der Cardinal-Legat bemerkte darauf: „es sei doch nicht so ausgemacht, wie die Kaiserin annehme, daß der Papst komme". Da an diesem Abend Caprara keine Gelegenheit fand, den Kaiser zu sprechen, fuhr er zu Talleyrand und wurde von ihm mit dem Ausrufe empfangen: „Endlich sind die Dinge geordnet! Der Papst kommt hierher zur Krönung des Kaisers." Auch ihm gegenüber mußte der Legat seinen Zweifel äußern über die Berechtigung einer so sicheren Erwartung [1]). Wenige Tage nachher überreichte indessen Caprara eine Depesche an Talleyrand, welche die Bedenken gegen die päpstliche Reise auseinandersetzte, sowie auch die Forderungen, welche der Papst stellen müsse, wenn er

1) Caprara's Bericht an Consalvi s. bei d'Haussonville l. c., T. I, p. 525.

kommen solle [1]). Er verlangte aber, daß Salbung und Krönung nicht als die einzigen Zwecke der Reise angegeben würden. Es sei darauf hinzudeuten, daß der Kaiser mit dem Papste über die kirchlichen Verhältnisse Frankreichs im Allgemeinen zu conferiren wünsche; zugleich müsse der Kaiser seinerseits daran erinnern, daß es ihm unmöglich sei, gleich im Anfange seiner Regierung die Hauptstadt des Reiches zu verlassen. Die Einladung selbst dürfe nicht durch einen einfachen Courier übermittelt werden, sondern durch eine aus zwei französischen Bischöfen bestehende Gesandtschaft. Der Eid müsse in der Weise abgeändert werden, daß die Bedenklichkeiten Roms beseitigt werden; und namentlich müsse der zweideutige Ausdruck: „Gesetze bezüglich des Concordats (sur le concordat)", welchen man von den Organischen Artikeln verstehen könne, mit einem andern vertauscht werde. Die Feier selbst aber müsse nach dem römischen Ritual für Krönung und Salbung vor sich gehen und demnach auch der constitutionelle Eid, welcher im Rituale nicht vorkomme, von der kirchlichen Handlung ganz ferne bleiben. Es verstehe sich von selbst, daß der Papst des früheren Verhaltens der beeidigten Geistlichen, welche inzwischen Widerruf geleistet, nicht weiter gedenken werde; dagegen wolle er jene widerspenstigen Bischöfe, welche erst die bürgerliche Constitution verworfen, nachher aber diesen Schritt abgeleugnet hätten, nicht vor seinen Augen sehen. Er wolle im Spätjahre kommen, so daß die Krönung am heiligen Weihnachtsfeste stattfinden könne, als Seitenstück zu der Krönung Karl's des Großen. Er beabsichtige, kleine Tagereisen zu machen, um überall den Gläubigen seinen Segen spenden zu können, in Paris aber so kurze Zeit wie möglich zu bleiben.

---

1) Die Depesche bei Theiner a. a. O., Bd. I, S. 100—115.

Die Bedenklichkeiten und Forderungen des Papstes gaben der französischen Regierung Stoff zu vielen Erwägungen; und außerdem setzte das aufkommende Gerücht von einer Krönung durch die Hand des Papstes die Republikaner und Freidenker in Bewegung. Derselbe Staatsrath, welcher das Concordat stillschweigend angenommen hatte, opponirte lebhaft gegen jenen Plan; selbst die gemäßigteren Mitglieder desselben stießen sich an diesem Versuche, die mittelalterlichen Zustände wieder ins Leben zurückzuführen. Napoleon aber kämpfte tapfer für seine Idee, indem er hervorhob, daß im neunzehnten Jahrhundert ein Papst unmöglich die Ansprüche Gregor's VII. oder Innocenz III. geltend machen könne, und schloß mit einer Betrachtung, welche dem Staatsrathe wieder schweigenden Gehorsam auferlegte. „Meine Herren", sagte er [1]), „Sie discutiren diese Frage in den Tuilerien, hier in Paris. Gesetzt, daß Sie dieselbe in London, im Britischen Cabinete discutirten, gesetzt, daß Sie, um es mit Einem Worte zu sagen, Minister des Königs von England wären, und alsdann hörten, der Papst gehe über die Alpen, um den Kaiser der Franzwsen zu krönen — würden Sie die Sache dann als einen Triumph für England betrachten oder für Frankreich?"

Am 18. Juli konnte Talleyrand endlich die Antwort der französischen Regierung auf die Forderungen Roms einsenden [2]). Alle Besorgnisse, die in Betreff des herrschenden Geistes und Tones in Frankreich geäußert waren, werden abgewiesen. Dazu wird bemerkt: „man könne billigerweise nicht verlangen, daß nach einer solchen Revolution die Zu-

---

1) Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, T. V, p. 225.

2) Theiner a. a. O., Bd. II, S. 127—134.

stände des Landes mit einem Schlage ganz untadelig sein sollten. Napoleon's große und verdienstliche Thaten — heißt es weiter — dürfe man wohl schon heute als so zahlreich bezeichnen, daß man sagen könne, er habe für die Sache des Papstes mehr ausgerichtet, als je ein anderer Monarch in einer so kurzen Spanne Zeit. „Die Eröffnung der Kirchen, die Wiederaufrichtung der Altäre, die Neuordnung des Cultus, die Organisation der Geistlichkeit, die Schenkungen an die Domcapitel, die Stiftung von Priesterseminaren, die Garantirung des Territorialbesitzes an den Papst, die Zurückgabe von Pesaro, Fort St. Leon und Urbino, das italienische Concordat, die Förderung, die er dem Abschlusse eines deutschen Concordates gewährt habe, die Wiederaufnahme der französischen Mission, der den Katholiken des Orientes geleistete Schutz gegen den Divan — war dieses nicht eine seltene Kette von Verdiensten um die Kirche?" Wegen des Eides gab Talleyrand die Erklärung ab, daß der Ausdruck „Gesetze bezüglich des Concordates" sich eben nur auf letzteres beziehen solle, und nicht auf die Organischen Artikel. Die Cultusfreiheit bedeute die Freiheit für das Individuum, ihrer Ueberzeugung zu folgen, und sei ähnlich zu verstehen, wie die Glaubensfreiheit, welche Karl V. den Lutheranern in Deutschland gewährt habe, und der sei dennoch von Clemens VII. gekrönt worden. Wenn Frankreich ohne Eifersucht der Reise Pius' VI. nach Wien zugesehen habe, so könnten auch jetzt die übrigen Mächte Pius VII. ohne Eifersucht nach Rom reisen lassen. Consequenzen zu befürchten, sei eben kein Grund; denn ein Kaiserthum, wie das französische, könne nicht anders ins Leben treten, als avec éclat, und Dergleichen wiederhole sich nicht alle Tage. Der Kaiser fühle vor der heiligen Erscheinung der Kirche die tiefste Ehrfurcht — so heißt es zuletzt —, weßhalb man sich natürlich nach dem alten Ritual der Kirche zu richten habe, von wel-

chem der bewußte Eid ferne bleiben solle. Dagegen möchte der Kaiser nicht gerne bis Weihnacht warten; sein Wunsch sei, daß die Krönung am 18. Brümaire (9. November) stattfinde.

Diese Antwort mußte für Rom befriedigend sein; überdieß war sie begleitet von unzweideutigen Zeugnissen des kaiserlichen Wohlwollens. So fand am 15. Juli die Feier des Ordens der Ehrenlegion statt, und bei dieser Gelegenheit nahm der Kaiser das Großkreuz desselben, welches er selbst trug, von seiner Brust, und trug Talleyrand auf, dasselbe an den anwesenden Caprara zu überbringen. Darauf sagte er zu diesem: „Ich schmeichle mir, daß Sie es annehmen werden. Es ist mir eine Freude, es Ihnen mit der Versicherung überreichen zu können, daß Sie der erste Ausländer sind, der diese Auszeichnung empfängt.“ [1]) Allein die Verhandlungen zwischen Rom und Paris sollten nun einmal auf immer neue Hindernisse stoßen, und ein recht ernstliches zeigte sich, als eben Alles aufs Beste in Ordnung zu kommen schien. Vermuthlich war es eine Concession an die Männer der Revolution, daß Napoleon den Gedanken faßte, die Salbung von der Krönung zu trennen; die erstere sollte vom Papst in der Notredame-Kirche, die Krönung aber in der Invalidenkirche von einem französischen Cardinal (also einem kaiserlichen Unterthan) vollzogen werden. Diese Absicht begegnete in Rom dem entschiedensten Widerspruche. In den Augen des Volkes stand die Krönung über der Salbung. Und was Pius nach Paris hinzog, war gerade der stolze Gedanke, daß nach so großen Niederlagen, in einem so gottvergessenen Zeitalter, der Papst Königskronen austheilen könne. Denn mochten die höheren

[1]) Theiner a. a. O., Bd. II, S. 185 und d'Haussonville l. c., T. I, p. 528.

Klassen immerhin die Kaiserkrönung in einem anderen Lichte sehen: die überwiegend große Menge erblickte in ihr eine Erneuerung jener Krönungen im Mittelalter, durch welche das Ansehen des Papstthums so sehr gehoben werde. Napoleon erkannte alsbald die Nothwendigkeit, hierin dem Papste nachzugeben. So wie er aber in den Organischen Artikeln einen Ausweg gefunden hatte, um über die mißliebigen Stücke des Concordats hinwegzukommen, ebenso ersann er sich einen Ausweg, um die Krone nicht aus der Hand des Papstes zu empfangen.

Er sandte also den General Caffarelli [1]), seinen alten Waffenbruder, zugleich einen eifrigen Freund des Concordats, mit der Einladung nach Rom. Diese lautete [2]): „Heiliger Vater! Die erfreuliche Wirkung, welche die Wiedergeburt der christlichen Religion für die Moral und den Charakter meines Volkes gehabt hat, dient mir als Veranlassung, daß ich Eure Heiligkeit bitte, mir einen neuen Beweis des Interesses zu geben, welches Sie für mich fühlen, sowie für die Geschicke dieser großen Nation selbst, und zwar bei einer der wichtigsten Wendungen der Dinge, welche die Weltgeschichte kennt. Ich bitte Sie, daß Sie kommen und der Salbungs- und Krönungsfeier des ersten Kaisers der Franzosen den vollen Stempel der Religion aufdrücken wollen. Diese Feier (cérémonie) wird einen neuen Zeitabschnitt eröffnen, wenn sie von Ew. Heiligkeit selbst ausgeführt wird. Sie wird auf uns und das Volk alle Segnungen herabrufen von dem Gotte, dessen Ordnungen die Kaiserreiche regieren, wie die Familien, nach sei-

---

1) „Le clergé n'avait pas encore à cette époque acquis assez d'autorité aux yeux de la nation, pour qu'il pût être chargé d'une mission si importante", sagt Theiner (Bd. II, S. 218).

2) Corresp. de Nap. I, T. IX, No. 8020.

nem Willen." Der Papst empfing Caffarelli auf das Gnädigste, und Napoleon sah sich endlich am Ziele. Den glücklichen Ausgang hatte Kaiser Franz II. von Oesterreich wesentlich gefördert. Der Papst hatte nämlich immer gefürchtet, das deutsche Kaiserhaus durch die Kaiserkrönung Napoleon's unangenehm zu berühren. Aber während der Verhandlungen mit Napoleon verbreitete sich das Gerücht, daß Franz II. damit umgehe, als Franz I., Kaiser von Oesterreich, die kaiserliche Würde in seiner Familie erblich zu machen; und dieser Schritt diente ungemein zur Beruhigung des Papstes. Am 6. Oktober 1804 theilte er den päpstlichen Nuntien officiell mit [1]: er wolle nach Paris reisen, jedoch „nicht allein, um den Kaiser zu salben und zu krönen; der Zweck seiner Reise sei, die Interessen der Religion wahrzunehmen, und er verspreche sich von derselben sehr bedeutenden Erfolg".

Nachdem Pius einige Wochen auf seinem Schlosse Gandolfo in Ruhe verweilt hatte, kehrte er nach Rom zurück und hielt in einem geheimen Consistorium den 29. Oktober eine Allocution [2], in welcher er von allen Verhandlungen mit Frankreich und von dem Zwecke der Reise Rechenschaft gab. Napoleon drängte auf alle Weise, daß die Krönung wenigstens am Sonntag nach dem 18. Brümaire stattfinde, was jedoch eine Unmöglichkeit war: denn erst am 2. November verließ der Papst Rom. Vor seiner Abreise hörte er in der Peterskirche eine Messe und kniete lange im stillen Gebet.

Er reiste nur mit einem kleinen Gefolge, welches aus sechs Cardinälen, einigen Prälaten, Hofbeamten und Aerzten bestand. Consalvi blieb in Rom; aber Fesch begleitete den Papst

---

1) S. den Brief bei Theiner a. a. O., Bd. II, S. 181.
2) Bull. Roman., T. X.

als Gesandter Frankreichs. Von dem Augenblicke, da Pius den französischen Boden betrat, wurden die Reisekosten aus der französischen Staatskasse bestritten; und überall waren die Magistratspersonen angewiesen, für den Papst Alles aufs Beste einzurichten. Ungeachtet der Ebbe in der päpstlichen Staatskasse führte Pius Geschenke mit sich: für Napoleon zwei antike Cameen, welche Achilles und Scipio darstellten, für Josephine antike Vasen, und für die Hofdamen kostbare Rosenkränze. Die Reise ging über Florenz und Alessandria nach Turin, und von hier über die Alpen nach Lyon. Ueberall strömten Schaaren von Männern und Frauen zusammen, um den Segen des Papstes zu empfangen; in großen und kleinen Kreisen feierte man ihn. Die Jugend Lyons sandte eine Deputation, welche vor Pius erschien, um ihm die Versicherung zu geben, sie stünden in dem Glauben ihrer Väter und freuten sich, ihn mit Hingebung ihrer Herzen zu bekennen in einer an Martyrerinnerungen so überaus reich gesegneten Landschaft. Der alte General, welcher in Lyon das Oberkommando führte, brachte seinen Sohn und sagte zum Papste: „Heiliger Vater! Jesus Christus segnete die Kleinen. Segne mein Kind, du, sein Statthalter auf Erden. Ich will ihn auferziehen für die Kirche und den Kaiser.“ [1]) Indessen hatte gerade in Lyon der Papst den Kummer, den alten Cardinal Borgia zu verlieren, welcher während der dortigen Festlichkeiten erkrankt war, einen Mann, an welchem Rom, auch die Fremden dort, einen wahren Mäcenas gehabt hatten [2]). Von Lyon

---

1) Vgl. Lyonnet's Schilderung in „Le cardinal Fesch“ (abgedruckt bei Theiner a. a. O., Bd. II, S. 191 ff.).

2) „Er that“, sagt Bischof Münter, „während ganzer zwanzig Jahre für dänische Reisende und für Protestanten, selbst für pro-

ging die Reise nach Fontainebleau, wo Napoleon dem Papste entgegenkommen wollte; und auf dieser ganzen Strecke, wie auf der vorigen, zog der Papst mitten durch „ein Volk auf den Knieen" [1]).

Am 25. November traf Pius in Fontainebleau ein. Napoleon hatte den Tag zur Jagd bestimmt, damit er einem feierlichen Empfange des Papstes ausweichen könne. Es sollte den Anschein haben, als sei das erste Zusammentreffen ein rein zufälliges. Pius sah plötzlich den neuen Karl den Großen im Jagdanzuge erscheinen, von Mameluken und einer großen Koppel Hunde umgeben. Die beiden Fürsten umarmten einander und bestiegen den Wagen, um nach Fontainebleau in einem seltsam genug von Mameluken angeführten Aufzuge zu fahren. Auf der Schloßtreppe wurde Pius von der Kaiserin und den Hofleuten empfangen; und nachdem er einige Stunden ausgeruht hatte, stattete das kaiserliche Paar ihm seinen Besuch ab. Nach einem dreitägigen Aufenthalte zu Fontainebleau fand der Einzug in Paris statt, aber zur Abendstunde, weil Napoleon die Pariser nicht wollte sehen lassen, wie der Papst auf der rechten Seite im Wagen saß. Diesem wurde seine Wohnung in den Tuilerien angewiesen, und seine Zimmer waren mit außerordentlicher Aufmerksamkeit ebenso möblirt wie die Zimmer im Vatican, damit er sich hier zu Hause,

---

testantische Geistliche, mehr als die meisten Cardinäle für Reisende der katholischen Länder thun, deren Protectoren sie sich nennen, und wovon sie die reichsten Präbenden beziehen." Gams a. a. O., Bd. II, S. 108.

1) Dagegen schildert Consalvi in einer viel späteren Zeit (1812) aus Rheims, in erbitterter Gemüthsverfassung, die Reise des Papstes mit diesen Worten: „Kurz gesagt, man ließ den Papst nach Paris galoppiren, wie einen Hauspriester, der von seinem Hausherrn Ordre hat, die Messe zu lesen."

fühle. Am 30. November schrieb er an die Königin von Etrurien einen Brief, in welchem er ganz überwältigt erscheint durch die Güte des Kaisers [1]). Am selben Tage hatten Mitglieder des Senats, der gesetzgebenden Versammlung, des Tribunates und des Staatsraths bei ihm Audienz. Man hegte die Furcht, es möchten die demokratisch und voltairisch gesinnten Herren des Tribunates in die übrigens freundlichen Unterhaltungen einen Mißton bringen, was aber nicht der Fall war. Der Präsident Fabre de l'Aude gedachte des Verhaltens, das der Papst als Bischof zu Imola bewiesen hatte, und der im Kirchenstaate eingeführten Reformen, ging aber über das Concordat leicht hinweg. Nach dem Schlusse der Audienz trat Pius VII. auf den Altan des Schlosses hinaus, um die Schaaren des Volkes zu segnen, welche ihre Vernunftanbetung vergessen hatten und knieend den Segen des Papstes erwarteten.

Der 2. Dezember, der erste Sonntag des Advents, war zu dem großen Tage bestimmt, an welchem der Kaiser und die Kaiserin gekrönt werden sollten. Tags vorher kam Josephine in heftigster Gemüthsbewegung zum Papste. Sie öffnete ihm ihr Herz und berichtete: sie sei nur bürgerlich mit dem Kaiser verehelicht. Im Jahre 1796, mitten im Wirbelsturme der Revolution, waren sie vor Barras erschienen, um in Gegenwart weniger Zeugen die Civilehe mit einander zu schließen. Niemand ahnte dieß: denn früher hatte der Kaiser so strenge darauf gehalten, daß die Kinder seiner Generale getauft und die Ehen seiner Anverwandten kirchlich eingesegnet würden, daß man glaubte, er selber sei seiner Zeit insgeheim an irgend einem Altar getraut worden. Josephine war eine Zeitlang

---

1) S. den Brief bei Theiner a. a. O., Bd. II, S. 200.

von dem revolutionären Strome mit fortgeriſſen worden und hatte die Sache auf die leichte Achſel genommen; in der letzten Zeit aber war ihr Gewiſſen unruhig geworden. Als das Concordat abgeſchloſſen war, bat ſie ihren Gemahl, daß ſie nachträglich ihre Ehe in einer Kirche möchten ſegnen laſſen; aber Napoleon hatte ſich dem entgegengeſetzt. War es, um das Aufſehen zu vermeiden, oder weil er ſich ſchon mit dem Gedanken trug, Joſephinen zu verſtoßen? Das Letztere iſt das Wahrſcheinliche; wir wiſſen nämlich, daß ſeine Brüder in herzloſer Weiſe ihm ſchon damals zuredeten, daß er ſich ſcheiden laſſe. Nach Anhörung dieſer Beichte der kaiſerlichen Frau weigerte der Papſt ſich, das hohe Paar zu krönen, bevor die kirchliche Trauung ſtattgefunden habe; er gab aber zu, daß dieſe in aller Stille vollzogen werde. So wurde denn am 1. Dezember um 11 Uhr Abends in einem Zimmer des Kaiſers und in größter Heimlichkeit ein kleiner Altar errichtet, und an dieſem copulirte Cardinal Feſch das kaiſerliche Paar in Gegenwart von Portalis und Düroc. Die Copulation blieb ein Geheimniß unter den wenigen Eingeweihten. Nach derſelben begab ſich Feſch zum Papſte. „Iſt die Ehe vollzogen?“ fragte dieſer; und auf das Ja des Cardinals ſagte er weiter: „Gut, ſo wollen wir auch nicht länger der Krönung der Kaiſerin zuwider ſein.“ Dagegen hatte der Papſt ſofort und ohne dazu beſonders aufgefordert zu ſein das Herkommen, nach welchem ein Fürſt vor ſeiner Krönung das heilige Abendmahl genießt, bei Seite geſetzt. Sein Gewiſſen verbot ihm, irgend einen Zwang auf den Kaiſer auszuüben, um ihn zum Genuſſe des Sacraments zu bewegen.

Darf man dem Palaſtpräfecten de Beauſet Glauben ſchenken, ſo hatte der Maler Iſabey im Voraus, mittels kleiner hölzerner Puppen, den Hofleuten Anweiſungen ertheilt über ihr Verhalten bei der Krönungsfeier, eine etwas kindiſche

Procedur, welche aber den Beifall Napoleon's gefunden habe [1]). Die Anordnung der Trachten, sowie die Aufstellung des zahlreichen Personals war dem Urtheil des berühmten Malers David überlassen. In jeder Beziehung wurde die größte Pracht entfaltet; jedoch lief das Ganze mehr hinaus auf ein seltsames Schauspiel aus alten Zeiten, als auf einen großen kirchlich-politischen Akt der Gegenwart.

Vom Gewölbe bis zum Fußboden herab war die Notre-dame-Kirche mit goldbesäetem Sammt behängt. Auf der rechten Seite des Altars stand ein Thronsessel für den Papst, und am Fuße des Altars standen für Napoleon und Josephine zwei einfache Lehnstühle. Der Haupteingang der Kirche war geschlossen, weil innerhalb desselben, dem Altare gegenüber, ein colossaler Thron errichtet war, zu welchem vierundzwanzig Stufen hinaufführten. Um 9 Uhr Morgens fuhr der Papst vom Schlosse zunächst nach dem erzbischöflichen Palaste, wo er das Papalgewand anlegte. Nach kurzem Aufenthalt schritt er, unter Begleitung von Bischöfen, Priestern und einem Theil der kaiserlichen Garde, zur nahe gelegenen Kirche, und betrat sie durch eine der Seitenthüren. Vor ihm her wurden das Kreuz und die Insignien der päpstlichen Würde getragen. Bei seinem Erscheinen erhoben sich sämmtliche Anwesende, und ein aus 500 Musikern bestehendes Orchester spielte die Melodie zu dem Worte des Herrn: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen" u. s. w. (Matth. 16, 18). Nachdem der Papst vor dem Altare gekniet hatte, setzte er sich auf seinen hohen Thronsessel, und die Bischöfe Frankreichs naheten, um ihm zu huldigen.

Eine volle Stunde ließ der Kaiser die Versammlung warten, vermuthlich weil der Ceremonienmeister für die Reihenfolge der verschiedenen Aufzüge eine etwas ungenaue Zeiteintheilung

---

[1]) Lanfrey l. c., T. III, p. 238.

getroffen hatte. Napoleon fuhr zuerst nach dem erzbischöflichen Platze, wo Krone, Scepter, Degen und Kaisermantel abgeholt wurden, welche von den Generalen ihm vorangetragen und auf den Altar gelegt wurden. So lange trug er auf seinem Haupte nichts als einen goldenen Lorbeerkranz, mit welchem er in der That an eine der antiken Münzen mit einem Imperatorenbilde erinnerte. Er und Josephine nahmen zuerst auf ihren Lehnstühlen Platz [1]); und nachdem das „Veni Creator Spiritus" gesungen war, richtete der Papst an ihn die solenne Frage: ob er geloben wolle, Gesetz, Recht und Frieden zu halten und der Kirche die schuldige Ehre zu erweisen. Die Hand auf das Evangelium gelegt, schwur der Kaiser: „Solches gelobe ich!" Nach einem neuen Gebete stiegen die kaiserlichen Majestäten die Stufen des Altars hinan; und inzwischen sang der Chor: „Et ungat eum ibi Sador sacerdos et Nathan propheta in regem super Israel, et canetis buccina atque dicetis: Vivat rex Salomo" (1 Kön. 1, 34). Hierauf salbte der Papst zuerst den Kaiser, darauf die Kaiserin, beide an Stirn, Armen und Händen. Jetzt begab sich das Kaiserpaar zurück zu ihren Plätzen, und der Groß-Almosenier trocknete die gesalbten Stellen ab. Nach der Salbung segnete der Papst die Kronen, den Degen, die Mäntel und die Ringe; und nachdem er dem Kaiser Ring, Degen, Mantel und Scepter überreicht hatte, trat der Papst wiederum zum Altare, um die Krone ebenfalls zu nehmen und sie dem Kaiser aufs Haupt zu setzen; aber Napoleon kam ihm zuvor, nahm die Krone aus der Hand des Papstes und setzte sie sich selber auf. Darauf nahm er auch die für Josephine bestimmte Krone und setzte sie gleichfalls selber ihr aufs Haupt. Hierauf zogen die beiden Gekrönten unter glänzendem Gefolge durch das Schiff der Kirche

[1]) Vgl. das Ceremoniel, abgedruckt bei Theiner, Bd. II, S. 298 ff.

zu dem großen Throne hin, während die Brüder Napoleon's die Schleppen der kaiserlichen Mäntel trugen. Nachdem Kaiser und Kaiserin, auf der höchsten Stufe des Thrones angelangt, sich niedergelassen hatten, schritt der Papst feierlich zu ihnen hin und segnete sie. Nach dem Segen küßte er den Kaiser auf die rechte Wange, kehrte sich dann zur Versammlung und sprach die Worte: „Vivat imperator in aeternum!“ Hierauf fiel die Versammlung ein mit dem vielstimmigen Rufe: „Vive l'empereur!“ und zugleich verkündigten die Kanonen, daß nunmehr der Kaiser Frankreichs die kirchliche Weihe empfangen habe. Nachdem hiermit das kirchliche Ceremoniel zu Ende war, zog sich der Papst zurück. Jetzt traten aber die verschiedenen Präsidenten, nämlich des Senates, des Staatsrathes, der gesetzgebenden Versammlung und des Tribunates, vor, und der Kaiser legte sitzend, mit gekröntem Haupte, mit der Hand auf dem Evangelium, den Eid ab, in welchem er u. A. gelobte: „Er wolle achten und geltend machen die Gleichheit vor den Gesetzen, politische und bürgerliche Freiheit, sowie den unwiderruflichen Verkauf der Nationalgüter“, — Ausdrücke, welche in die mittelalterliche Ceremonie wie ein plötzlicher Windstoß aus der bewegten Gegenwart hineinfuhren. Nach der Beeidigung verließ das Kaiserpaar die Kirche unter einem von Priestern getragenen Thronhimmel. Darnach wieder Kanonendonner und Gewehrsalven, und das Volk lief in den Straßen zusammen, durch welche der Kaiser fuhr. Die revolutionären Generale aber nahmen an dieser allgemeinen Freude nicht theil. Mit tiefem Verdruß sahen sie, wie der Sohn der Revolution die religiösen und bürgerlichen Ideale der Revolution unter die Füße trat, und sie verhehlten diesen Verdruß auch nicht. Auch der moderne Triumphator sollte, gleich jenen alten römischen, fescenninische Spottverse hören, als er in diesem großen Triumphzuge vorüberfuhr. Selbst die mehr gleich-

gültig zur Seite Stehenden hatten eine Empfindung, als verliere Napoleon Etwas am heutigen Tage. Auf diesen Verlust weist ein neuerer Schriftsteller [1]) hin, wenn er von seinem Standpunkte das Urtheil ausspricht: Pius VII. habe in dem Augenblicke, als er Napoleon krönte, „diesen von der außerordentlichen Höhe, die er als modernes Genie eingenommen hatte, verdrängt und aus Rache in das Mittelalter und die Endlichkeit hinabgestoßen".

Aber der Papst war auch keineswegs froh gestimmt. Es lief schnurstracks gegen alle Verabredung, daß Napoleon sich die Krone selber aufs Haupt setzte, wodurch die bezweckte Uebereinstimmung zwischen dieser Kaiserkrönung und den mittelalterlichen Königskrönungen einen argen Stoß erhielt. Wie lange Napoleon das, was er damals that, im Sinne gehabt, ist schwer zu entscheiden; daß es aber keine augenblickliche Eingebung war, der er hierin folgte, geht aus dem in Paris festgestellten Ceremoniel hervor, wie Theiner es uns aufbewahrt hat [2]); und Dasselbe ergiebt sich auch, wenn man das letzte Stadium der betreffenden Verhandlungen zwischen ihm und dem Papste genau beachtet [3]). Pius war übrigens durch Napoleon's Benehmen dermaßen verstimmt, daß er die Forderung stellte: falls im „Moniteur" die Krönung erwähnt werde, solle die Beschreibung des Hergangs sich genau an das verabredete Ceremoniel anschließen, wonach der Papst dem Kaiser die Krone aufsetzen sollte. Hierauf wollte indeß Napoleon nicht

---

1) Gregorovius, Die Grabmäler der römischen Päpste (Leipzig 1857), S. 196 f.

2) Theiner a. a. O., Bd. II, S. 303 f. Hier heißt es: „Prière pour la tradition des anneaux, de l'épée" etc.; aber darnach: „Prière pendant que l'empereur prend la couronne".

3) S. oben: Verhandlungen über die Krönung.

eingehen, wollte aber auch anderseits dem Papste keinen Anlaß zu einem Proteste geben. Er schlug daher den Weg ein, daß er dem „Moniteur" verbot, über den Verlauf der Krönung zu berichten. Während alle französischen Blätter mit Beschreibungen des glänzenden Festes angefüllt waren, beobachtete das offizielle Blatt das tiefste Schweigen, obgleich es vorher (in der Nummer für den 3. Dezember) einen ausführlichen Bericht zu geben versprochen hatte, „wie die Leser erwarten, und wie es unsre Absicht ist" [1]). Aber die Sache selbst wurde doch weiter und weiter erzählt. Sie setzte Europa in Verwunderung und erfüllte alle Freunde der Legitimität mit Unmuth. „Ich möchte von ganzem Herzen wünschen", — so schrieb der bekannte Verfasser der „Soirées de St. Pétersbourg", J. de Maistre, damals an einen Freund [2]) —, „daß der arme Papst nach St. Domingo gehe, um dort Dessalines (den Negerkönig) zu salben. Wenn ein Mensch mit dem Range und der Bedeutung eines Papstes den einen wie die andere in solchem Grade vergessen kann, so muß man nur wünschen, er möge in seiner Selbsterniedrigung so weit gehen, daß er sich zum Policinello ohne weitere Consequenzen mache." Ja, er findet, daß selbst die abscheulichen Verbrechen eines Alexander (VI.) Borgia der guten Sache weniger gefährlich gewesen seien, als der — schmähliche Abfall seines schwachen Nachfolgers.

Doch ging lange Zeit darüber hin, ehe man in Rom Nachrichten vom Papste erhielt, und Consalvi war von bangen Ahnungen erfüllt. Da wurde diesem am 18. Dezember gemeldet: acht Meilen von Rom, nahe bei dem See Braccia-

---

1) Artaud l. c, T. I, p. 520.

2) Correspondance de Mr. le comte de Maistre, T. I, p. 138; citirt von d'Haussonville l. c., T. I, p. 352 s.

nono, sei ein Luftballon niedergefallen; ein am Ballon befestigter Zettel benachrichtige den Finder, daß der Besitzer Herr Garnérin sei, privilegirter Luftschiffer des Kaisers von Rußland, und daß der Ballon in Paris den 25. Frimaire (den 16. Dezember) bei einem Feste aufgestiegen sei, welches die Stadt Paris „Seiner Majestät dem Kaiser Napoleon gegeben habe". Auf diesem Wege kam die erste Nachricht von der Kaiserkrönung nach Rom; aber viele Leute blieben bei derselben ungläubig. Die Herzogin von Cumberland wettete mit dem französischen Legationssecretair Artaud, daß entweder die Geschichte mit dem Ballon ein Hirngespinnst sei, oder daß der Ballon, wenn wirklich ein solcher existire, bei den Engländern in die Luft gestiegen sei. Damals glaubte man nämlich die Engländer überall zu sehen. Aber Consalvi und die übrigen eingeweihten Cardinäle fühlten ihre Herzen erleichtert [1]).

So wie Napoleon gesalbt und gekrönt worden, erkaltete sein Interesse für den Papst. Indessen zeigte er sich auch ferner gegen die Kirche und ihre Diener freigebig, und dem Papste wurde soviel Aufmerksamkeit wie möglich bewiesen. Als z. B. Pius die kaiserliche Buchdruckerei besuchte, wurde ihm hier ein Exemplar des Vaterunsers in beinahe hundert Sprachen überreicht, und man hatte ein Buch in Arbeit, welches in allen bekannten Mundarten den Aufenthalt des Papstes in Paris poetisch verherrlichte, eine Sammlung, für welche Silvestre de Sacy den arabischen Vers, und zwar nach dem Vorbilde Hariri's, gedichtet hatte. Alle Tage erzählte der „Moniteur" umständlich von jedem Schritt und Tritt des Papstes, und es ließ sich Alles vortrefflich an. Nur bei einzelnen Gelegenheiten glaubte der hohe Gast eine weniger günstige Stimmung

---

1) Artaud l. c., T. I, p. 522 ss.; Theiner a. a. O., Bd. II, S. 221.

zu spüren. Als er eines Tages einen ihm begegnenden Haufen Volkes segnete, sah er, wie Jemand eilig davon ging, um sich dem Segen zu entziehen. „Laufen Sie nicht davon, mein Herr!“ — rief er mit der glücklichsten Geistesgegenwart aus — „der Segen eines alten Mannes hat noch niemals Schaden gethan“, ein Wort, welches in Paris von Mund zu Mund ging [1]). Aber ungeachtet aller Aufmerksamkeiten Napoleon's und der Pariser sehnte sich Pius doch wieder nach Hause; indeß der Kaiser that Alles, um ihn länger dort zu halten. Immer deutlicher trat die Absicht des Kaisers hervor, wenn irgend möglich den Papst an Frankreich zu fesseln. Eines Tages machte ein hoher Militär, dessen Namen der Papst niemals hat nennen wollen, ihm den Vorschlag, in Avignon seine Wohnung zu nehmen und zugleich im Schlosse des Erzbischofs zu Paris sich einen päpstlichen Palast einzurichten; da würde sich alsdann ein privilegirtes Stadtquartier bilden, wo die Ambassadeurs der verschiedenen Staaten der Welt um ihn her wohnen würden. Man sieht hieraus, daß Napoleon — denn unzweifelhaft stand er dahinter — in seinen staatskirchlichen Plänen auf den Punkt gekommen war, den Papst zu einem kaiserlichen Hofcapellan herabsetzen zu wollen [2]). Indessen antwortete

---

1) Thiers, Hist. du consul. et de l'Emp., T. V, p. 270.

2) Daß Napoleon sich mit diesem Gedanken getragen habe, sucht freilich Theiner (Bd. II, S. 248 ff.) zu bestreiten. Er citirt eine Depesche Artaud's an Talleyrand vom Jahre 1805, in welcher der Legationssecretär sagt, daß er selber an diese, in Rom verbreitete Sage (Theiner, Bd. II, S. 315) nicht glaube. Und nun, fährt Theiner fort, ist es doch ein seltsamer Widerspruch, daß Artaud im Jahre 1805 an Etwas nicht glaubt, was er nachher, nämlich erst im Jahre 1836, als ausgemachte Thatsache anführt. Allein dieses dürfte vielmehr ein Beweis dafür sein, daß er in späteren Zeiten Grund gehabt

hierauf der Papſt: niemals werde er mit freiem Willen auf einen ſolchen Plan eingehen; wollte man aber Gewalt anwenden, ſo werde man in Paris nichts haben, als „einen armen Mönch, welcher Barnabas Chiaramonti“ heiße. Er hatte nämlich vor ſeiner Abreiſe, für einen ſolchen als möglich gedachten Fall, gewiſſe Maßregeln getroffen, ſo daß alsdann augenblicklich ein neuer Papſt gewählt werden ſollte.

Auch die Römer verlangte ſchon lebhaft darnach, den Papſt wieder bei ſich zu haben. In der Nacht zwiſchen dem letzten Januar und 1. Februar war Rom von einem großen Unglück betroffen worden. Die Tiber war aus ihren Ufern getreten, und hatte ein ganzes Stadtquartier ſo reißend ſchnell überſchwemmt, daß die Bewohner deſſelben, um ſich zu retten, auf die Dächer flüchten mußten, wo ſie ſtanden und riefen:

---

habe, mit Gewißheit anzunehmen, es habe ſich wirklich ſo verhalten, wie man ſ. Z. erzählte. Er räumt übrigens im Jahre 1836 ſelbſt ein (Hist. de Pie VII, T. VII, p. 38), daß er Anfangs das Gerücht nicht für wahr gehalten habe. Theiner ſchießt auch unleugbar am Ziele vorbei, wenn er die Allocution vom 27. Oktober und das Rundſchreiben vom 6. Oktober anführt, als ob die hier erwähnten Veranſtaltungen mit den geheimen Verhaltungsregeln identiſch ſeien, auf welche Pius in ſeinem Geſpräche mit dem hohen Militär anſpielt. Jene Veranſtaltungen galten nur der Eventualität, daß der Papſt ſterben ſollte; dieſe Verhaltungsmaßregeln dagegen bezogen ſich auf die Möglichkeit, daß Gewalt gegen den Papſt in Anwendung kommen ſollte. Dergleichen konnte man höchſtens vorausſehen, nicht aber officiell im Voraus beſprechen. Wenn Theiner ſich endlich darauf beruft, daß der Papſt weder 1811 noch 1813 ähnliche Verhaltungsmaßregeln getroffen habe, obgleich ſeiner Anſicht nach ebenſo viel Grund vorhanden war, ſo muß man doch erinnern, daß damals die Dinge ganz anders lagen. Damals waren die Staaten des Papſtes eingezogen, und da würde ein neuer Papſt nur ein Märtyrer mehr geweſen ſein, aber kein Regent.

„Barcarolo, a noi, pietà, pane!“ (He, Bootsmann, hierher! Erbarme dich! Brod!) Conſalvi kam ſelbſt dahin, ließ ein Boot ausſetzen; und in Cardinalstracht fuhr er von einem Dache zum andern mit Lebensmitteln für die Unglücklichen. Artaud [1]) erzählt als Augenzeuge dieſer Scene, wie das Beiſpiel des Cardinals auf andere römiſche Große zündend gewirkt habe. Dieſes Mißgeſchick erweckte bei dem Papſte den dringenden Wunſch, heimzukehren. Ehe er ſich aber auf die Rückreiſe begab, legte er (im Februar oder März 1805) dem Kaiſer ſeine Forderungen vor [2]). Er forderte die Beſeitigung verſchiedener Mißbräuche und gewiſſer, der kirchlichen Lehre widerſtreitender Geſetze. Hierher gehörten die in dem Code Napoléon enthaltenen Beſtimmungen über die Eheſcheidung, auch mehrere der Organiſchen Artikel, namentlich aber die Gallicaniſchen Propoſitionen (Sätze). Er beanſpruchte für die Biſchöfe ihr altes Recht, Sitten und Wandel der Prieſter zu überwachen, verlangte ferner, daß die alten Geſetze über die Heilighaltung der Sonn- und Feiertage wieder in Kraft geſetzt würden. Verheiratheten Prieſtern dürfe nicht geſtattet werden, Unterricht zu ertheilen; die Mönchsorden ſollten wieder eingeführt, wenigſtens geduldet werden. Endlich müſſe die katholiſche Religion für die in Frankreich herrſchende erklärt werden. Dieſe ſchriftliche Vorlage begleitete der Papſt mit einer zweiten, in welcher er den erlittenen Verluſt mehrerer Gebietstheile des Kirchenſtaates zur Sprache brachte. Dem Drange ſeines Gewiſſens folgend, ſowie im Vertrauen auf das Billigkeitsgefühl des Kaiſers, ſetzte er auseinander, wie er, um die mit dem Papſtthume verbundenen Ausgaben zu

---

1) Histoire de Pie VII, T. I, p. 531 ss.

2) Theiner a. a. O., Bd. II, S. 254—259.

leisten, schlechterdings nicht die Provinzen entbehren könne, deren die Franzosen ihn beraubt hätten. „Ueberdieß würde es von Nutzen sein für das Gleichgewicht Italiens, einem Fürsten, der keine anderen Schutzwaffen besitze, als politische Schwäche und geistliche Würde, seine Lande zurückzugeben." Der Kaiser solle Karl dem Großen nachahmen, welcher das, was er den Longobarden abgenommen hatte, dem Papste zurückgab; und komme einmal ein Friedenscongreß zu Stande, so müsse dazu auch der päpstliche Stuhl einen Botschafter senden, nicht um sich in die politischen Händel der Fürsten zu mengen, sondern um die Bedürfnisse des Papstthums wahrzunehmen. Die päpstliche Vorstellung schließt mit dem Wunsche, daß Pius VII. und Napoleon sich denselben Nachruhm erwerben möchten, wie Stephanus IV. und — Ludwig der Fromme. Dieses Aktenstück übergab Pius persönlich an Napoleon. Der Kaiser nahm es freundlich entgegen, behielt sich aber vor, späterhin auf die einzelnen Punkte zu antworten; und, wie Cardinal Antonelli an Consalvi schreibt, konnte man wohl merken, daß durchaus keine Hoffnung war, die verlorenen Provinzen zurückzuerhalten. Noch hoffnungsloser mußte es den heil. Vater stimmen, als Melzi, an der Spitze einer Deputation cisalpinischer Regierungsbeamten am 15. März 1805 Napoleon die Königskrone Italiens anbot. Es war äußerst unwahrscheinlich, daß der neue König Italiens seine Regierung damit eröffnen werde, daß er einige seiner besten Provinzen an den Papst fortschenke, zumal bei einer solchen Stimmung gegen das Papstthum, wie sie gerade in Norditalien herrschte.

Der Papst erhielt jedoch eine ausführliche und rücksichtsvoll abgefaßte Antwort auf alle seine Klagen. In den zwei Antwortschreiben, welche aus Napoleon's und Portalis' gemeinsamen Berathungen hervorgingen, wurde die Spur eingehalten,

welche sicherlich damals die einzig richtige war, nämlich beständig darauf hingewiesen, was unter den gegebenen Verhältnissen durchzuführen sei. Allein eine solche Rücksichtnahme auf die Verhältnisse und die Zeitlage vertrug sich einmal nicht mit dem unwandelbaren Anspruch des Papstthums auf absolute Herrschaft. Zuvörderst wurde die verlangte Zurückgabe der verlornen Provinzen besprochen. Der Kaiser erklärt hier: „er sei allezeit der Ansicht gewesen, daß es für die Religion von Gewinn sei, wenn der Papst in Rom nicht allein als das Oberhaupt der Kirche geachtet werde, sondern auch als unabhängiger Fürst". Indessen habe die Revolution nun einmal die zeitliche Macht des Papstes zerschlagen und auch seiner geistlichen Eintrag gethan, bis es endlich dem Kaiser nach einer Reihe von Siegen gelungen sei, die Altäre aus dem Staube zu erheben und dreißig Millionen Christen zum Gehorsam gegen den Papst zurückzuführen. Aber wenn auch die Macht und der Einfluß der Religion wieder zur Geltung gebracht sei, so habe doch hiermit keineswegs alle Opposition gegen dieselbe aufgehört; und gegen solche Feinde, wie jetzt der Kirche gegenüber stünden, richte Macht und Reichthum nichts aus. Haß und Mißgunst würde sich gegen die Kirche in dem Augenblicke erheben, wenn ihr größere Macht und Glanz zufielen. Die liebenswürdige Persönlichkeit des jetzigen Papstes verbürge dem heiligen Stuhle den Gehorsam der Völker weit besser, als alle Reichthümer und alle Gewaltmitttel der Vergangenheit. Indessen sei der Kaiser in hohem Grade geneigt, auch in zeitlicher und politischer Hinsicht der Lage des Papstes aufzuhelfen, wenn Gott den günstigen Augenblick dazu kommen lasse. Die Verfassung des Staates und sein heiliger Eidschwur verböten ihm für dieses Mal, zu thun, was er gerne thäte; wenn aber Gott ihm das Leben erhalte, so hoffe er in Stand gesetzt zu werden, „die Lande des heiligen Vaters zu

bessern und zu erweitern". Er werde aber jederzeit seine Ehre und sein Glück darin finden, eine der festesten Stützen des päpstlichen Stuhles zu sein.

Später setzte Portalis eine klare Beantwortung der einzelnen Punkte auf, welche der Papst in der ersten seiner schriftlichen Eingaben hervorgehoben hatte. In Betreff der durch die französischen Gesetze zulässig gewordenen Ehescheidungen heißt es: „Das bürgerliche Gesetz kann die Scheidung in einem Lande nicht verbieten, wo es religiöse Parteien giebt, welche dieselbe zulassen. Es würde von wenig Klugheit zeugen, wollte man plötzlich eine Gesetzgebung abändern, welche durch fünfzehn Revolutionsjahre in Frankreich naturalisirt sei. Ueberdieß können bürgerliche Gesetze immer nur relativ gut sein: die idealen Forderungen müssen den geschichtlichen Verhältnissen eines Volkes angepaßt werden. Um die Gewissen nicht zu beunruhigen und zu verwirren, habe ein Rundschreiben aus der Zeit des Consulats den Priestern erlaubt, Geschiedenen die Einsegnung einer neuen Ehe zu verweigern, so lange der andere geschiedene Theil noch am Leben sei. Wenn der Papst das alte Recht der Bischöfe über die Priester zurückverlange, so müsse der Staat dem gegenüber sein Recht geltend machen auf die Aburtheilung und Bestrafung von Verbrechen der Priester, sofern diese Bürger des Staates seien. Etwas Anderes sei es mit kanonischen Verirrungen und Vergehen. Die hierauf bezüglichen Verhandlungen werde der Staat immer sofort an die Bischöfe verweisen." Was ferner den Wunsch des Papstes angehe wegen der Sonn- und Feiertagsordnung, so heißt es: „Gute Beispiele haben hierin mehr zu bedeuten als der Buchstabe des Gesetzes. Auf dem Lande ist mehr Gottesfurcht, und dort wird die Sonntagsruhe leichter aufrecht zu halten sein; in den Städten aber kann man sie nicht erzwingen, schon darum, weil der Eine und der Andere dadurch

in seinem Erwerbe leiden würde, und weil, wie die Erfahrung lehrt, Viele in Folge erzwungener Ruhe nur zu geheimen Lastern oder Verbrechen veranlaßt werden." Dagegen solle der andere Wunsch des Papstes, daß verheirathete Priester keine Schulämter erhalten mögen, seine Erfüllung finden, während jedoch auf seinen Antrag: daß die katholische Religion als die herrschende proclamirt werde, unmöglich eingegangen werden könne. „Sie ist es in der That und Wahrheit, seit sie die Religion des Kaisers und der Kaiserin, der kaiserlichen Familie und der weit überwiegenden Mehrzahl ist; aber ein Gesetz, welches eine solche Bestimmung enthielte, würde keinen wirklichen Nutzen stiften, im Gegentheil die Religion selbst großen Gefahren preisgeben. So wie einmal die Zeitrichtung und allgemeine Denkweise jetzt ist, würde ein solches Gesetz nur den alten Haß aufs Neue entzünden und dem Katholicismus neue Widersacher schaffen."

Niemand wird leugnen können, daß der Kaiser und seine Rathgeber in ihren Einwendungen Recht hatten. Sagt doch selbst der päpstliche Archivar [1]): „Alle müssen einräumen, daß unglückliche und beklagenswerthe Umstände damals Napoleon es nicht erlaubten, weiter zu gehen." Auf der andern Seite kann man wohl begreifen, wie Pius VII., allezeit ein Sanguiniker, auf die freundlichen Phrasen des Kaisers mehr gegeben, als er sollte, und ihm zugetraut hat, mehr thun zu können, als er that. Er kehrte nach Rom zurück mit getäuschten Hoffnungen, unter ängstlichen Vorstellungen in Betreff der Folgen, die sein Schritt haben könnte; und diese Täuschung war eine so große, daß sie ihre Schatten über die hellen Seiten und freundlichen Eindrücke warf, welche die Reise ihm

1) Theiner a. a. O., Bd. II, S. 280.

darbot. Wenn Consalvi[1]) acht Jahre nachher auf jenen Pariser Besuch zu sprechen kommt, so „weigert sich seine Erinnerung sowohl als auch seine Feder, die Demüthigungen zu erzählen, welche der Papst erdulden mußte". Hierin liegt eine augenscheinliche Uebertreibung; daß aber die Freundschaft zwischen Kaiser und Papst bei ihrem Abschiede ziemlich abgekühlt war, ist gewiß. Indessen sah sich seinerseits auch Napoleon getäuscht, weil Pius in Frankreich nicht bleiben wollte. Doch wurde vorläufig das gute Verhältniß noch nicht durch irgend einen eigentlichen Bruch gestört. Am Sonntag den 24. März taufte Pius persönlich einen Brudersohn des Kaisers, Napoleon Louis (nicht den nachherigen Kaiser Napoleon III., sondern einen Bruder desselben). Der Kaiser stand Gevatter, seine Mutter ebenfalls, und neun Cardinäle nebst fünfzehn theils Erzbischöfen, theils Bischöfen, nahmen an der Feier Theil. Für draußen Stehende deutete Alles auf ein überaus herzliches Verhältniß zwischen dem Oberhaupte des Staates und dem der Kirche; aber Pius fühlte sich in Paris nicht länger wohl, und er beeilte seine Abreise.

Kaiser und Papst, obgleich Beide desselben Weges gehend, traten denselben jeder für sich an, damit die Bevölkerung überall Gelegenheit hätte, einem Jeden von ihnen gebührend zu huldigen. Unterwegs trafen sie in Turin zusammen. Napoleon hatte überall das Volk in Lust und Jubel, Pius dagegen auf den Knieen gesehen. Von Turin aus setzte der Papst die Reise fort über Parma, Modena und Florenz. Hier begegnete er dem Bischof von Pistoja, Scipio Ricci, welcher sich endlich vor der päpstlichen Souveränetät beugte und sein Widerstreben aufgab[2]). Am 16. Mai 1805 zog

[1]) Ebendas. S. 404.

[2]) Vgl. oben: Einleitung.

er wieder in seine Hauptstadt ein. Der Cardinal von York ging ihm an der Spitze sämmtlicher Cardinäle entgegen, und überall herrschte Freude. Der erste Weg des Papstes daselbst ging nach dem Altare der Peterskirche. Hier sank er auf seine Knie nieder, um Gott zu danken, während ein Tedeum durch die Gewölbe der Kirche hallte. Am 26. Juni versammelte er das Cardinalscollegium und stattete ihm einen Bericht über seine Reise ab. Hier erzählte er in aller Kürze: „Am 2. Dezember wurden Salbung und Krönung des Kaisers und seiner ausgezeichneten Gemahlin, unserer geliebten Tochter in Christo Jesu, der Josephine, aufs Festlichste vollzogen.“ Uebrigens hebt er alle Lichtpunkte der Reise hervor. „Vieles sei schon erreicht, und das Erreichte sei ein Unterpfand für weiteren Gewinn der Kirche in der Zukunft.“

Ehe noch dem Cardinalscollegium diese Mittheilung gemacht wurde, war Napoleon schon in Mailand gekrönt (den 26. Mai); und einige Wochen nachher erließ er das berühmte Decret über die Ordnung des geistlichen Standes, welche in der italienischen Kirche die letzte Spur der Revolution und des Gallicanismus vernichtete. Dessungeachtet machte dieses Decret in Rom keinen günstigen Eindruck, sofern das italienische Concordat durch dasselbe Eintrag erlitt. Diesem zufolge durfte nämlich der Kaiser nicht ohne Mitwirkung des Papstes eine solche Neuordnung treffen, was jener indeß in seinem Eifer, Alles aufs Rascheste zu Stande zu bringen, außer Acht gelassen hatte. Da der Papst hierüber Klage führte, ward Napoleon ärgerlich und ließ den Papst hören [1]): „Er habe schon mehrere Male Seiner Heiligkeit zu erkennen gegeben, daß der römische Hof zu langsam sei und eine Politik befolge, welche

1) Correspond. de Nap. I, T. XI, No. 9091.

in den vergangenen Jahrhunderten gut genug sein mochte, aber zu dem gegenwärtigen nicht mehr passe." Jedoch wurde diese bittere Pille unter so viele huldvolle Versicherungen gemengt, daß der Papst sich dennoch im Ganzen über das Schreiben freute, weil es „die Liebe des Kaisers zur Religion und seine Opposition gegen die falsche Philosophie des Jahrhunderts" bezeugte [1]). Wie groß diese Liebe war, sollte er indessen bald genug erfahren.

Der Bruch zwischen Kaiser und Papst.

Im Jahre 1803 befand sich Napoleon's jüngster Bruder, Jerome, in Nordamerika als Offizier auf Admiral Willaumez's Escadre. Während seines Aufenthalts in Baltimore ward er bekannt mit der Tochter des reichen protestantischen Kaufmanns Patterson, und der Bischof von Baltimore copulirte das Paar, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Glaubensbekenntnisse der Brautleute, und ohne daß der damals erst neunzehnjährige Bräutigam die Einwilligung seiner Mutter attestirte. Napoleon, zu jener Zeit nur Erster Consul, betrachtete Anfangs diese Verbindung als einen unbesonnenen Jugendstreich; da aber Jerome Miene machte, seine junge Frau nach Europa mitzubringen, so erhielt der betreffende Polizeiherr Ordre, falls das geschehe, die Dame nach Amsterdam und von hier wieder nach Amerika zurückzusenden. Jerome war indeß so vorsichtig, daß er dieselbe in Lissabon ans Land setzte; als er aber jetzt von dem Befehl seines Bruders Kunde bekam, wagte er nicht, ihm ungehorsam zu sein. Er sandte also seine Gattin nach

---

[1]) Die Antwort des Papstes s. bei Theiner, Bd. II, S. 347 ff.

Holland und reiste selber nach Mailand, um hier mit seinem Bruder zusammenzutreffen. Napoleon wußte seinen Bruder bald dahin zu bringen, daß er selbst eine Ehescheidung wünschte, sowie auch seine Mutter, mit einer gerichtlichen Klage aufzutreten wegen Nichteinholung ihres Consenses. Allein den Papst zur Auflösung der Ehe zu bewegen, war weniger leicht. Cardinal Caprara stellte seinen theologischen Consulenten, Caselli, dem Kaiser zu Dienste, um alle die Gründe ausfindig zu machen, die dem Wunsche desselben zu Hülfe kämen, wogegen ein rechtsgelehrter Agent der Vereinigten Staaten in Rom für die Familie Patterson plädirte. Pius, welcher sein Leben lang das kanonische Recht studirt hatte, gab sich alle Mühe, um einen Rechtsgrund zu entdecken, der ihn zur Nachgiebigkeit gegen den Kaiser berechtige, und glaubte endlich in einem der Beschlüsse des Concils von Trient wirklich einen solchen gefunden zu haben. Aber jetzt bekam er Scrupel. Waren denn die Decrete des Tridentinums je in Baltimore veröffentlicht? Daher minutiöse Nachforschungen in den Archiven der Inquisition und der Propaganda. Das Resultat war, daß das Decret des Tridentinums in Baltimore nicht proclamirt war. In Folge dessen weigerte sich der Papst, freilich in den wohlwollendsten Ausdrücken, die Scheidung der betreffenden Ehe zu genehmigen. Wie man sich denken kann, ging dem Kaiser jedes Verständniß ab für die ängstliche Gewissenhaftigkeit des Papstes. Er erkannte in dem Verhalten desselben nichts als ein lächerliches Symptom des Trotzes und bösen Willens; und er konnte es nicht begreifen, daß ein Papst nicht sogleich bereit sei zur Nichtigkeitserklärung der Ehe eines Katholiken mit einer Protestantin [1]). Daß indessen auch hierbei

[1]) Der Prinz Napoleon, Jerome's Sohn, hat in der Revue des deux mondes vom 15. September 1867 zu beweisen gesucht,

die Religion für Napoleon nur ein Instrument war zu augenblicklichem Gebrauche, geht daraus hervor, daß er später seinen Bruder Jerome gewähren ließ, da er eine Lutheranerin, nämlich die Erbin der württembergischen Lande, ehelichte.

Jetzt begann für den Papst eine Zeit, in welcher er, wie beinahe alle Herrscher Europa's, die Erfahrung machen mußte, daß Napoleon ein Tyrann sei, der immer weniger sich darein finden konnte, einem Widerspruch und Hinderniß auf seinem Wege zu begegnen. Der Papst befand sich aber dadurch in einer besonders ungünstigen Lage, daß die übrigen Mächte — ungeachtet aller zwischen Frankreich und Rom vorhandenen Spannung — ihm beständig vorwarfen, er beweise Frankreich so besonderes Entgegenkommen. Jedoch erhielten sie nur allzubald Gelegenheit, eine andere Vorstellung zu fassen. Im Oktober 1805 wurde den französischen Truppen die Erlaubniß gewährt, auf ihrem Wege von Neapel nach Norditalien durch das Gebiet des Kirchenstaates hindurchzuziehen; aber diese Erlaubniß mißbrauchte der französische General, um ohne Weiteres die päpstliche Stadt Ancona zu besetzen. Pius sprach seine Bestürzung über diese Maßregel gegen den Kaiser aus, und zugleich, wenn auch in den mildesten Ausdrücken, die Drohung, falls Ancona nicht von den Franzosen geräumt werde, den diplomatischen Verkehr abzubrechen [1]). Durch den ganzen Brief des Papstes zieht sich ein Ton der Nieder-

---

daß der Papst später, durch Gutheißung der zweiten Ehe seines Vaters, indirect die Auflösung der ersten anerkannt habe. Daß indeß der Prinz in diesem Stücke fehlgeht, erhellt deutlich aus den vorsichtigen Aeußerungen des Papstes über die zweite Ehe Jerome's (d'Haussonville l. c., T. II, p. 389—396) und aus Consalvi's Worten in Betreff derselben (Mémoires, T. II, p. 453).

[1]) d'Haussonville l. c., T. II, p. 59 ss.

geschlagenheit und Wehmuth: „Er habe auf Frankreich alle Rücksicht genommen, und habe dafür von Anderen leiden müssen; und welchen Lohn habe er geerntet?“ Napoleon lag damals (im November) vor Wien, und war dermaßen von größeren Dingen hingenommen, daß er erst mehrere Monate nachher (Januar 1806) Zeit fand, von München aus zu antworten. Als er den Brief des Papstes empfing, war seine Lage eine kritische; er antwortete, als er von Glück und Ruhm berauscht war. Sein Ausdruck [1]) von Anfang bis zu Ende klingt wie eine Zurechtsetzung des Papstes. Er ruft Gott zum Zeugen, daß er mehr für die Religion gethan habe, als alle regierenden Fürsten zusammen; aber der Papst sei allezeit unverständig und undankbar gewesen. In einem an Cardinal Fesch gerichteten Briefe vom selben Tage [2]) bezeichnet er das Schreiben des Papstes als „lächerlich und wahnwitzig“, die Rathgeber des Papstes als „Schwachköpfe“, und droht, er werde Fesch zurückrufen und irgend einen protestantischen Laien als Botschafter nach Rom senden. Ja, er sagt gerade heraus, daß der Papst und seine Leute durch ihre Anlehnung an Russen und Engländer „die Religion prostituirt“ hätten, und wirft den Gedanken hin: er habe nicht übel Lust, den Papst auf die Stellung eines simplen Bischofs zu Rom zu reduciren.

Und diese „Reduction“ erschien ihm immer wünschenswerther. Der Kirchenstaat trennte in störender, unangenehmer Weise die beiden Königreiche, Neapel und (Nord-)Italien, von einander; auch diente die Hauptstadt desselben stets zum Sitze einer Anzahl tüchtiger Diplomaten, als Vertreter der fremden, beinahe ausschließlich gegen Frankreich feindlich gesinnten

[1]) Correspond. de Napol. I, T. XI, No. 9655.
[2]) Ibid. No. 9656.

Mächte. Der französische Polizeiminister Fouché, welcher auch in Rom seine zahlreichen Spione hielt, meldete seinem Kaiser, daß Nelson's Sieg bei Trafalgar reichlich so großen Jubel in Rom geweckt habe, wie die Schlacht bei Austerlitz. Zwar berichteten dieselben Spione: der Vatican verhalte sich ruhig; das wollte aber Napoleon nicht glauben. Dabei fand er's indessen am rathsamsten, den Weg zur „Reduction" sich durch eine friedliche Unterhandlung zu bahnen, und schrieb zu diesem Zwecke am 13. Februar 1806 einen merkwürdigen Brief an den Papst [1]). Hier macht er diesem den Vorschlag, allen Schwierigkeiten sich dadurch zu entziehen, daß er sich ferne halte von den Mächten, „welche vom religiösen Standpunkt aus Ketzer seien und gar nicht zur Kirche gehörig, und, sofern man die Dinge politisch betrachte, den Staaten des Papstes so ferne stünden, daß sie gar nicht in der Lage seien, ihn zu schützen, und ihm nur Schaden zufügen könnten". Ferner empfiehlt er eine Art Bündnisses zwischen Frankreich und Rom. „Unsere Bedingungen", sagt er, „müssen diese sein, daß Ew. Heiligkeit auf mich in den politischen Fragen dieselbe Rücksicht nehmen, wie ich auf Sie nehme in den geistlichen Fragen. — Ew. Heiligkeit ist in Rom Souverän zu Rom; ich aber bin römischer Kaiser. Alle meine Feinde müssen auch die Eurigen sein." Er tadelt Roms Langsamkeit und Trägheit, giebt aber zugleich zu verstehen, daß dieser Tadel eigentlich nur gewissen Männern in den Umgebungen des Papstes gelte, „welche einmal das Gute nicht wollen und, anstatt in diesen kritischen Zeiten auf die Heilung des Schadens bedacht zu sein, ihn nur zu verschlimmern suchen". Diese Worte waren auf Consalvi gemünzt; Fesch, welcher mit dem päpstlichen

[1]) Correspond. de Napol. I, T. XII, No. 9805.

Staatssecretär durchaus nicht auskommen konnte, setzte ihn bei Napoleon beständig herab. Dazu hatte der Kaiser bei den Concordatsverhandlungen erfahren, daß Consalvi einer der wenigen römischen Staatsmänner war, welche politische Einsicht und Kenntniß der europäischen Verhältnisse in genügendem Maße besaßen, um gefährlich werden zu können. Daher richtete sich je länger je mehr gegen ihn des Kaisers Unwille. In dem oben erwähnten Briefe an Fesch heißt es auch: „Sagen Sie an Consalvi, daß, wenn er sein Vaterland liebe, er entweder von seinem Ministerposten zurücktreten oder thun solle, was ich verlange, daß ich wohl religiös sei, aber kein Kopfhänger."

Das Verlangen des Kaisers war damals, daß der Papst den diplomatischen Verkehr mit allen Feinden Frankreichs abbrechen, ihre Unterthanen aus dem Kirchenstaate ausweisen und seine Häfen für sie verschließen, kurz, gemeinschaftliche Sache mit dem Kaiser machen solle. Daß ein Staatsmann, wie Consalvi, niemals auf einen solchen Gedanken eingehen konnte, ist einleuchtend; denn hiermit wäre der Papst augenblicklich zum französischen Hofbischof herabgesunken. Auch gelang es Napoleon eben nicht, dadurch daß er den römischen Charakter seines Kaiserthums betonte, größere Fügsamkeit in Rom zuwege zu bringen: denn der große Unterschied zwischen dem Europa zu Karl's des Großen Zeit und dem dermaligen war auch den Männern der Curie keineswegs verborgen. Wollte der Papst mit der Politik Napoleon's gehen, so opferte er hiermit seine kirchliche Oberhoheit über mehr als die Hälfte Europa's; und ob er dadurch auf die französische Kirche größeren Einfluß gewinnen würde, war bei dem despotischen Charakter des Kaisers mehr als zweifelhaft. Indessen rieth Consalvi dem Papste, den Cardinälen die Frage vorzulegen, und Das geschah. Zwei Consistorien wurden gehalten, an welchen

dreißig Cardinäle theilnahmen; aber alle, bis auf einen einzigen französischen Cardinal, waren gegen Napoleon's Vorschlag, weil „die Unabhängigkeit des heil. Stuhles zu innig mit dem Interesse der Religion verknüpft sei" (troppo strettamente connessa col bene della Religione) [1]). In einem ausführlichen Schreiben gab darauf der Papst von den Gründen Rechenschaft, die ihn bestimmten, den Vorschlag des Kaisers abzulehnen [1]): Gott ist der Gott des Friedens; wie könnte also sein Statthalter dem Unfrieden das Wort reden und Nahrung geben? Gott gebeut Frieden, sowohl mit Denen, die nahe, als mit Denen, die ferne sind; daher muß der Papst Frieden halten nicht mit den Katholiken allein, sondern auch mit den Ketzern. Er dürfe nicht anders, als des Kaisers Antrag ablehnen, welcher ihn sofort mit den Feinden des Kaisers in Krieg verwickeln würde. Wenn der Kaiser Roms Langsamkeit gerügt und insbesondere die deutschen Verhältnisse dabei im Auge gehabt hatte, so erinnert der Papst mit vollem Recht an den äußerst verwickelten Charakter der dortigen Verhältnisse, welche von einem Tage zum andern, namentlich nach dem Congresse zu Regensburg, sich immer ärger verwickelt hätten. Der Versuch Napoleon's, sich als römischen Kaiser geltend zu machen, wird mit der einfachen Bemerkung zurückgewiesen, daß er der Kaiser der Franzosen sei und kein Recht habe auf Rom. Einen Kaiser über Rom gebe es nicht: das würde voraussetzen, daß die Souveränetät des Papstes aufgehört habe. Es gebe einen Titel „römischer Kaiser", welcher aber dem deutschen Kaiser gehöre und nicht von zwei Fürsten zugleich könne geführt werden. Daher sehe sich der Papst ge-

---

[1]) Consalvi l. c., T. II, p. 434.

[2]) Im Auszuge findet sich der Brief bei d'Haussonville l. c., T. II, p. 127 ss.

nöthigt, den Anſpruch Napoleon's abzuweiſen, daß der Papſt die Macht deſſelben in Betreff der weltlichen Dinge in demſelben Sinne anerkennen ſolle, wie der Kaiſer die Macht und die Auctorität des Papſtes in geiſtlichen Dingen anerkenne: denn die Auctorität des Letzteren in geiſtlicher und kirchlicher Beziehung ſei göttlichen Urſprungs und laſſe ſich mit keiner weltlichen Auctorität zuſammenſtellen. So könne auch nicht die Rede davon ſein, zu verlangen, daß die Feinde irgend eines Fürſten darum auch die Feinde des Papſtes ſein ſollten; ein ſolches Verlangen widerſtreite der göttlichen Miſſion des Papſtthums in der Welt.

Daß dieſes päpſtliche Schreiben nicht dazu diente, Napoleon zur Milde zu ſtimmen, iſt ſelbſtverſtändlich. In dem Stil und Ton deſſelben glaubte er Conſalvi zu erkennen, gegen welchen daher ſein Haß ſich immer mehr ſteigerte; und dieſer Haß bekam alsbald neue Nahrung. Als ſein Bruder Joſeph zum Könige von Neapel ernannt war, wurde dem Papſte dieſes Ereigniß in ſehr hochtrabenden Ausdrücken mitgetheilt; aber ſchon einige Tage nachher erinnerte Conſalvi an „die innige Verbindung, welche ſeit vielen Jahrhunderten zwiſchen dem Papſte und Neapel beſtanden habe“ [1]), mit anderen Worten, daß der Papſt den Anſpruch erhebe auf die Souveränetät über beide Sicilien. Durch dieſe Kühnheit ward das Maaß zum Ueberlaufen voll. „Was will der päpſtliche Staatsſekretär? Welcher Schwindelgeiſt hat ihn ergriffen?“ ſchreibt Napoleon an Caprara [2]). „Geht es in dieſem Tone fort, ſo werde ich Conſalvi von Rom wegführen laſſen und ihn für die Dinge, die er vorhat, verantwortlich machen; denn

---

1) d'Haussonville l. c., T. II, p. 173.

2) Correspond. de Napol. I, T. XII, No. 10297, p. 374.

augenscheinlich ist er von den Engländern bestochen." Um zu zeigen, daß die Drohung ernstlich gemeint sei, hatte er Joseph schon ein paar Wochen vorher den Befehl ertheilt, Civita-Vecchia, den Hafen Roms, alsbald und in aller Stille zu besetzen. Consalvi that augenblicklich gegen diese Besetzung Einspruch und beauftragte die päpstlichen Nuntien, den fremden Mächten anzuzeigen: das Geschehene sei ein Gewaltstreich und durchaus keine Frucht freundschaftlicher Uebereinkunft. Hierdurch ließ sich aber Napoleon nicht aufhalten. Kurz darauf erfuhr der Papst aus dem „Moniteur": der Kaiser habe Benevent und Pontecorvo, zwei päpstliche Enclaven im Neapolitanischen, an Talleyrand und Bernadotte geschenkt; und zur selben Zeit wurde ein Laie und erklärter Feind der Kirche, Alquier, an Cardinal Fesch's Stelle als französischer Botschafter nach Rom gesandt. Jetzt ward es dem Papste klar, daß es keinen geringeren Preis als seine ganze weltliche Machtstellung gelte, weßhalb er sich denn entschloß, eine feste Stellung Napoleon gegenüber einzunehmen. Als Consalvi sich von der Entschlossenheit des Papstes überzeugt hatte, glaubte er, daß für ihn selbst der Augenblick gekommen sei, zurückzutreten, obgleich er sich sagen mußte, daß durch seinen Rücktritt die Sache nicht besser werde. Er schlug dem Papste vor, einen anderen Staatssecretär zu wählen; jedoch wollte Pius längere Zeit nicht darauf eingehen, damit es nicht aussähe wie eine Nachgiebigkeit gegen Napoleon [1]). Zuletzt gab er aber den Vorstellungen Consalvi's dennoch nach, und wählte Cardinal Casoni zu dessen Nachfolger (den 17. Juni 1806). Casoni hatte sich eine Zeitlang in Avignon aufgehalten und war nachher Nuntius in Spanien geworden, ein Mann, gegen den

---

[1]) Consalvi l. c., T. II, p. 473 s.

Frankreich durchaus keinen Grund zum Mißtrauen hatte. Rücksichten dieser Art hatten vorzugsweise seine Wahl bestimmt, mehr als seine persönlichen Eigenschaften. Für den Papst war es ein großer Kummer, Consalvi zu verlieren, und diese Stimmung wurde von den Bürgern Roms wie von den fremden Diplomaten getheilt [1]). Aber Alle hatten das Gefühl, daß man auf einem Vulkane wandle, der Papst nicht weniger als seine Unterthanen. Als Cardinal Fesch beim Papste die Abschiedsaudienz hatte, sprach er diesem kurzweg das Recht ab, in Betreff der damaligen kirchlichen Zustände in Frankreich seine geistliche Oberhoheit geltend zu machen, und sprach unverholen aus, wie seines Dafürhaltens die Kirchenversammlungen (Concilien) über dem Papste ständen. Die Rücksichtslosigkeit des Herrn hatte auch die Diener angesteckt.

Napoleon hatte sich inzwischen jenem Kalifen-Ideale bedeutend genähert, welches besonders seit der Kaiserkrönung sein beständiger Lieblingsgedanke geworden war. d'Haussonville [2]) macht darauf aufmerksam, daß Napoleon von da an die alten Bischöfe vorgezogen, während er früher besonders die beeidigten begünstigte, und daß er eben damals auch die Officiersstellen dem alten Adel, die hohen Richterämter den alten Parlamentsfamilien, endlich die Palastämter überhaupt nur den Männern des alten Regimentes geöffnet habe. Er erklärte selbst, warum er das thue, indem er sagte: „nur die Leute der alten Race verstehen es, gute Diener zu sein (servir)". Seine Regierung sollte hinfort gehen und gelten, als eine Fortsetzung der Regierung Ludwig XIV., nur mit dem Unterschied, daß er unendlich viel größer dastehe, als der große König, und daß er eben darum auch die Kirche ganz

1) Consalvi l. c., T. II, p. 481 s.
2) Ibid., p. 208 s. 215.

anders in seiner Gewalt haben müsse. Daher finden wir, daß er gerade von dem Augenblicke an, da er zum Bruche mit dem Papste treibt, geflissentlich das, was er „die Sprache der Religion" nennt, zu reden anfängt. Er bittet die Bischöfe, dem „Herrn der Heerschaaren" zu danken für den glänzenden Schutz, welchen er den französischen Waffen gewährt habe; und die Geistlichen erhalten Befehl, darum zu beten, „daß unsre verfolgten Brüder in Irland Religionsfreiheit erlangen mögen". Anfangs wurden seine Siegesbülletins in den Kirchen verlesen, was aber später verboten wurde, weil im Falle einer Niederlage solche Verlesung einen ungünstigen Eindruck machen würde; überdieß würde dadurch die Kanzel eine zu große Bedeutung und Macht erhalten. Napoleon hatte eine hohe Meinung von der Bedeutung einer Predigt, und er machte daher die Prediger zu Gegenständen besonderer Aufmerksamkeit. „Lassen Sie Herrn Robert, Priester zu Bourges, wissen", schreibt er an den Cultusminister Portalis [1]), „daß ich mit ihm unzufrieden sei. Am 15. August hat er eine sehr schlechte Predigt gehalten." Zuerst steckte er solche Geistliche, mit denen er „unzufrieden war", in ein Kloster; später ließ er sie ins Gefängniß werfen. In St. Marguerite, Fenestrelle, Ivrée und an anderen Orten füllten sich die Gefängnisse mit Priestern. Die gesetz- und rechtlose Willkür in Behandlung dieser Männer erinnert durchaus an die Revolutionszeit und bestätigt die allbekannte Thatsache, daß das Christenthum unter der einen Regierungsform wie unter der anderen ein Gegenstand der Verfolgung werden kann.

Jedoch verdiente freilich ein nicht geringer Theil der französischen Geistlichkeit jene Geringschätzung, welche mehreren Aus-

---

[1]) d'Haussonville l. c., T. II, p. 226.

sprüchen des Kaisers zu Grunde lag. Es gab viele Bischöfe und Priester, die auf eine durchaus unwürdige Art vor ihm krochen, ihm schmeichelten, und Keiner hatte den Muth, auf dem betretenen Wege der Selbstvergötterung ihm warnend entgegenzutreten. Auf den Vorschlag von Portalis wurden zwei neue Feste eingeführt, als Ersatz für die alten, welche abgeschafft waren, um die Bevölkerung nicht von der Arbeit abzuziehen. Das eine, das St. Napoleonsfest, sollte am 15. August, dem Geburtstage des Kaisers, gefeiert werden, als Dankfest für das Glück des Kaiserthums. Dagegen sollte man das früher an diesen Tag geknüpfte Gedächtniß der Himmelfahrt Mariä gänzlich beseitigen. An einem angemessenen, in die Winterzeit fallenden Festtage sollte man die große Armee und die Kaiserkrönung verherrlichen. Als Antworten auf das Rundschreiben, durch welches die Einführung dieser Feste geboten wurde, liefen von verschiedenen Seiten unterthänige Gesuche ein, dem Heiligen, welcher so glücklich gewesen sei, dem großen Kaiser seinen Namen zu geben, Kapellen weihen zu dürfen. Der alte heimgekehrte Emigrant d'Osmond, Bischof zu Nancy, forderte öffentlich auf zur Bildung von Vereinen, welche den Namen des neuen Mode-Heiligen führen sollten, und d'Osmond's Biograph, Abbé Guillaume, sagt 1862, mit schmeichelnder Anspielung auf das zweite Kaiserreich: „Bei dem magischen Klange des Namens Napoleon bekamen die Gedanken Leben, und die Herzen erwarmten, die Volksmassen setzten sich in Bewegung und arbeiteten für den Ruhm und für das Heil des Vaterlandes“ [1]). Jedoch ergab sich bei dem neuen Heiligen ein mißlicher Umstand: außer dem Namen wußte man weiter nichts von ihm. Die Bollan-

---

1) Obiges Citat findet sich bei d'Haussonville, T. II, p. 232.

diſten des 17. Jahrhunderts und das römiſche Martyrologium nannten ihn gar nicht, und d'Osmond vermochte in den Bibliotheken von Nancy nicht das Mindeſte über St. Napoleon zu finden. In ſeinem Eifer ſchrieb der Biſchof nach Paris; aber ungeachtet der reichen Bücherſchätze, die Paris darbeut, hatten alle Nachforſchungen daſſelbe traurige Reſultat: man wußte nirgend Etwas von einem St. Napoleon. Endlich ſollte die vergleichende Sprachwiſſenſchaft das erſehnte Licht anzünden. Man hatte nämlich die Entdeckung gemacht, daß ein Grieche Namens Neopolis oder Neopolas in Alexandrien unter Diocletian oder Maximian den Märtyrertod erlitten habe. Dieſer Name Neopolas ſei nun — meinte man — im Mittelalter, vermittels verſchiedener Lautübergänge, allmählich zu Napoleo und ſo endlich im Italieniſchen zu Napoleone geworden. Unter dem Banner dieſer ſprachwiſſenſchaftlichen Hypotheſe hielt der neue Heilige ſeinen Einzug in den franzöſiſchen Kirchen-Kalender. Kein Wunder, daß der Kaiſer, welcher lebendig mitten unter dem franzöſiſchen Volke wirkte, den unbekannten Heiligen nach und nach in Schatten ſtellte, ſo oft der Napoleonstag die feſtlichen Schaaren verſammelte.

Die kirchlichen Deſpoten haben zu aller Zeit eine gewiſſe Angſt gefühlt vor beſonderen und charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten, wie ſie unter der Aneignung des Religiöſen zu Tage treten, und daher der Kirche einen äußeren Schein der Einheit zu geben geſucht. Damals gab es in Frankreich mehrere kirchliche Blätter; ſie mußten aber auf höheren Befehl eingehen, weil die Controle über dieſelben ihre Schwierigkeiten hatte. Dagegen ſollte ein „Journal des curés“ als eine Art officieller Kirchenzeitung erſcheinen [1]). Das nämliche Einheits-

[1]) d'Haussonville l. c., T. II, p. 229 s.

ſtreben war ſchon in den Organiſchen Artikeln zu Worte gekommen, wo es nämlich hieß: „In allen katholiſchen Kirchen Frankreichs ſoll nur Eine Liturgie und Ein Katechismus Geltung haben“ [1]). Schon im Jahre 1803 nahm man Bedacht auf die Ausarbeitung eines neuen Katechismus; aber ſpäterhin fand Napoleon es am zweckmäßigſten, den Boſſuetſchen hierbei zu Grunde zu legen, was mit ſeiner damals erwachenden Sympathie für das alte Regiment zuſammenhing. Der ausdrücklichen Warnung des Papſtes zum Trotz hatte Cardinal Caprara an der Redaction theilgenommen, wofür er nachher von Seiten Roms ſchlechten Dank erntete. Der neue kaiſerliche Katechismus von 1806 war alſo im Weſentlichen der des berühmten Biſchofs von Meaux; daneben hatte man ſich aber bemüht, „das Volk an die ehrwürdige Perſon des Kaiſers zu knüpfen“, ferner, „die Unterwürfigkeit deſſelben auf das richtige Ziel hinzulenken“. Um dieſe Phraſen zu verſtehen, braucht man nur einen Blick in die Erklärung des vierten Gebotes zu werfen. In Boſſuet's Katechismus heißt es: „Was befiehlt uns weiter das vierte Gebot?“ Antwort: „Alle Vorgeſetzten, als Prieſter, Könige, obrigkeitliche Perſonen und Andere, zu ehren“ [2]). Dieſe wenigen Worte hielt man im Jahr 1686 für genügend; aber im Jahre 1806 iſt dieſer Abſchnitt des Katechismus mächtig angeſchwollen. Napoleon wollte ſich nicht den Prieſtern nach- und auf gleiche Linie mit obrigkeitlichen Perſonen u. A. ſetzen laſſen; und die Franzoſen mußten nach der Revolution gründlicheren Unterricht im Gehorſam erhalten, wenn er überhaupt noch fruchten ſollte. Daher lautet in dem kaiſerlichen Katechismus der entſprechende Ab-

---

1) Articles organiques, Titre III, xxxix.

2) d'Haussonville l. c., T. II, p. 246.

schnitt, anscheinend vom Kaiser selbst ausgearbeitet, folgendermaßen:

Frage: „Welche Pflichten haben die Christen hinsichtlich der über sie gesetzten Fürsten, und welches sind insbesondere unsere Pflichten gegen Napoleon I., unsern Kaiser?" Antwort: „Die Christen sind ihren Fürsten, und insbesondere wir Napoleon I., unserm Kaiser, verpflichtet zu Liebe, Gehorsam, Achtung, Treue, zum Kriegsdienste und den Steuern, welche auferlegt werden, um das Kaiserthum und seinen Thron zu erhalten und zu vertheidigen. Ferner sind wir ihm heiße Gebete schuldig für sein Heil, sowie für die geistliche und leibliche Wohlfahrt des Staates." — Frage: „Warum haben wir gegen unsern Kaiser alle diese Pflichten?" Antwort: „Erstens, weil Gott, welcher die Reiche schafft und sie nach seinem Wohlgefallen vertheilt, unsern Kaiser in Krieg und Frieden mit seinen Gaben überschüttet hat, ihn zum Herrscher über uns gesetzt und zum Diener Seiner Macht und zu seinem Abbilde auf Erden gemacht. Unserem Kaiser Ehre und Dienst erweisen, ist also dasselbe, wie Gott dem Herrn selbst Ehre und Dienst erweisen. Zweitens, weil unser Herr Jesus Christus selber, sowohl durch Lehre als Beispiel, uns gelehrt hat, was wir alles unserem Souverän schuldig sind: er wurde geboren, unter Erweisung des Gehorsams gegen das Gebot des Kaisers Augustus; er hat die vorgeschriebene Steuer erlegt, und da er gebot, Gott zu geben, was Gottes ist, gebot er zu gleicher Zeit auch: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist." — Frage: „Liegen nicht besondere Umstände vor, welche uns noch stärker an Napoleon I., unsern Kaiser, binden?" Antwort: „Ja! Denn er ist's, welchen Gott unter schwierigen Umständen erweckt hat, um die öffentliche Gottesverehrung und die heilige Religion unserer Väter wieder aufzurichten, und um fortwährend ihr Schirmherr zu sein. Er

hat durch seine tiefe und wirksame Einsicht die öffentliche Ordnung nicht nur hergestellt, sondern auch erhalten; er vertheidigt mit seinem mächtigen Arme den Staat; er ist durch die Weihe, die er vom Papste, dem Oberhaupte der ganzen Kirche, empfangen hat, der Gesalbte des Herrn geworden." — Frage: „Was muß man von Denen denken, welche ihre Pflicht gegen den Kaiser nicht erfüllen?" Antwort: „Nach dem Worte des Apostels St. Paulus setzen sie sich wider die Ordnung, welche Gott selber gestiftet hat, und machen sich würdig der ewigen Verdammniß." — Frage: „Werden wir auch gegen die, zufolge des Gesetzes des Kaiserreiches legitimen Nachfolger des Kaisers die nämlichen Pflichten haben, wie gegen den Kaiser selbst?" Antwort: „Ja, ganz gewiß; denn wir lesen in der heiligen Schrift, daß Gott, der Herr des Himmels und der Erde, nach der Fügung seines Willens und durch seine Vorsehung die Reiche nicht bloß einem einzelnen Manne überantwortet, sondern auch seiner Familie. — Frage: „Welche Pflichten haben wir gegen unsre Obrigkeiten?" Antwort: „Wir sollen sie ehren und achten, ihnen gehorsam sein, weil unser Kaiser seiner Auctorität sie theilhaftig gemacht hat." — Frage: „Was wird durch das vierte Gebot verboten?" Antwort: „Es wird uns verboten, gegen unsere Vorgesetzten ungehorsam zu sein, ihnen Schaden zuzufügen und etwas Böses von ihnen zu reden."

Nach diesem Regulativ sollte denn der französischen Jugend in Zukunft der Gehorsam gegen den Kaiser mit Löffeln eingegeben werden. Sobald der Papst Kunde von dem neuen Katechismus erhielt, legte er seinen Protest ein: „Der Kaiser wolle sich eine Vollmacht aneignen, welche Gott allein der Kirche anvertraut habe; zu den Aposteln und nicht zu den Königen sei das Wort gesprochen: Gehet hin und lehret alle

Völker!" Der Protest kam aber zu spät. Der kaiserliche Katechismus blieb in Frankreich autorisirtes Lehrbuch bis zum Untergange des Kaiserreiches.

Dieser Eigenmächtigkeit, mit welcher der Kaiser ein in katholischen Ländern allein dem Papste zustehendes Recht, nämlich zur Abfassung und Einführung von Lehrbüchern, an sich riß, gingen neue Kränkungen zur Seite [1]). Napoleon begnügte sich nicht, die festen Plätze des Kirchenstaates in seine Macht gebracht zu haben; er wollte durchaus die moralische Unterstützung des Papstes gegen seine Feinde haben. Als Pius sich hierzu nicht bereitwillig fand, so beschloß Napoleon den letzten Schritt zu thun. Am 10. Januar 1808 bekam General Miollis Ordre, in größter Stille gegen Rom anzurücken, und zwar unter dem Anscheine, als wolle er sich mit den Truppen im Königreiche Italien vereinigen [2]). Er sollte die Stadt in Besitz nehmen und „den geringsten Versuch des Aufruhr aufs Strengste strafen und unterdrücken". Gegen Ende Januar 1808 zog Miollis an der Spitze seines Heeres von Florenz fort. Als er die Grenze des Kirchenstaates erreichte, bat er um die Erlaubniß, seinen Weg über Rom zu legen. „Er wünsche sich Flügel, um Neapel durch die Luft hindurch zu erreichen; da aber zu Lande kein anderer Weg nach Neapel führe, als durch die Stadt Rom, bitte er, diese Straße ziehen zu dürfen" [3]). Die Erlaubniß zum Durchzuge wurde gewährt; und daher wunderte sich Niemand, in der

---

[1]) Für das Nachfolgende vgl., außer d'Haussonville's ausführlicher Schilderung am Schlusse des zweiten und dritten Bandes, insbesondere C. de Meaux, Pie VII et Napoléon (Revue des questions histor., Première année, T. II (Paris 1867), p. 549 ss.).

[2]) Correspond. de Napol. I, T. XVI, No. 13441.

[3]) Vgl. A. von Rennenkampff, Ueber Pius VII. und dessen Excommunication Napoleon's (St. Petersburg 1813), S. 2.

Frühstunde des 2. Februar 1808 ein zahlreiches französisches Corps durch die Porta del Popolo einrücken zu sehen. Das Heer marschirte in militärischer Ordnung durch die Strada del Babbuino über den spanischen Platz nach der Porta S. Giovanni: voran einige Kanonen, darnach die Kavallerie und Infanterie. Als der Zug auf dem großen Platze vor dem Quirinal, wo der Papst wohnte, angekommen war, wurde Halt gemacht, und die Kanonen mit den Mündungen gegen den Quirinal aufgefahren. An jenem Tage war Lichtmeßfeier; und während das Erzählte vor sich ging, hielt der Papst mit den Cardinälen in der Kapelle des Quirinals Gottesdienst. Sie ließen sich durch die Franzosen nicht stören; und diese sahen mit Verwunderung, wie nach beendeter Messe die Cardinäle in ihre Wagen stiegen, als gebe es nichts Neues. Die römische Bevölkerung aber konnte die Sache nicht mit derselben Gemüthsruhe ansehen, und zum ersten Male seit undenklichen Zeiten merkte man nichts von der Carnevalswoche.

Kurze Zeit nach der Besetzung Roms durch die Franzosen erkrankte plötzlich Cardinal Casoni, und sein Nachfolger als päpstlicher Staatssekretär ward Doria Pamphili. Sein Regiment währte indeß nicht lange. Napoleon machte nämlich seinem Hasse gegen das Cardinalscollegium in einer Ordre Luft, welche den Befehl enthielt, daß sämmtliche Cardinäle, welche nicht schon seit ihrer Geburt Unterthanen des Papstes gewesen, unverzüglich mit oder wider ihren Willen, nach ihrem Geburtsort gebracht würden. In Folge dieser Ordre mußte Doria sofort nach Genua reisen, und Gabrielli nahm seinen Posten ein. Da griff Pius zu der entscheidenden Maßregel, den diplomatischen Verkehr mit Frankreich abzubrechen. Dem Cardinal Caprara wurde seine Vollmacht abgenommen und er selbst heimgerufen. In seinen Umgebungen rieth man

dem Papste von einer so schroffen Maßregel ab; er bestand aber auf seinem Entschlusse. Es war, als sei er sich mit einem gewissen Stolze bewußt, der Einzige zu sein, der es wagte, einen so verhängnißvollen Weg einzuschlagen. Die fremden Diplomaten verhielten sich bei dem Schicksale des Papstes mehr oder minder gleichgültig; denn da waren noch andere Throne, die in ihren Grundfesten wankten.

Am 16. Juni traten unangemeldet ein paar Offiziere in die Wohnung des päpstlichen Staatssecretärs Gabrielli [1]). Sie erklärten ihn für ihren Gefangenen und versiegelten seinen Schreibtisch, welcher mehrere wichtige Documente enthielt; darauf geleiteten sie ihn aus Rom hinaus. Am Abend desselben Tages ließ Pius den Cardinal Bartoloméo Pacca rufen und ernannte ihn zum Staatssecretär. Dieser Mann war seit seiner bedeutungsvollen Wirksamkeit als Nuntius in Köln (siehe oben Seite 19 f.) hinter Consalvi zurückgetreten, zu dessen geheimen Widersachern er gehörte. Er war Absolutist bis zum Extrem, sowohl auf dem Gebiete des Staates als dem der Kirche, hatte aber im Vergleiche mit Consalvi einen weit auffälligeren theologischen Zuschnitt. Seine Umgangs- und Gesprächsweise war eine lebhafte, mit natürlichem Witz gewürzte; aber sein Gesichtskreis war enge, sein Blick auf die Verhältnisse vielfach befangen. Die trotzige Stellung, welche er damals in Köln einnahm, entsprach ganz seiner Sinnesart, und diejenige, welche unter den jetzigen Umständen ihm als Staatssecretär zufiel, war der damaligen nicht unähnlich. Die in Köln gesammelten Erfahrungen hatten ihn aber gelehrt, es möge doch wohl das Gerathenste sein, Anfangs behutsam und gelinde aufzutreten. Daher verlief eine Zeit-

---

1) Vgl. Pacca, Historische Denkwürdigkeiten (Augsburg 1831), Bd. I, S. 21.

lang Alles so ruhig, daß dem Papste dabei ängstlich ums Herz ward. „Herr Cardinal", sagte er eines Morgens zu Pacca, „in Rom sagt man, wir seien eingeschlummert. Wir müssen zeigen, daß wir wachen, und daher eine energische Note an den französischen General senden in Folge seiner letzten Gewaltakte" [1]). Pacca wußte aber sein Geschütz für den richtigen Moment aufzusparen. Er hatte mehrere Unterhaltungen mit General Miollis, welchen er in seinem gewaltthätigen Verfahren aufzuhalten und milder zu stimmen suchte, aber vergebens. Es fielen zwischen den Beiden bittere Worte. General Miollis sagte: „er habe Ordre, alle die niederschießen oder hängen zu lassen, welche sich im Kirchenstaate den Geboten des Kaisers widersetzen würden". Pacca ließ sich nicht einschüchtern, zeigte eher eine trotzige Stirne [2]).

Und der Zeitpunkt, wo es auf ein entschiedenes Handeln ankam, ließ nicht lange auf sich warten. Die Franzosen hatten es darauf angelegt, eine Bürgergarde in Rom zu bilden, und Viele hatten sich schon einschreiben lassen. Am 24. August 1808 aber las man an den Straßenecken einen Anschlag, in welchem der Papst als „gesetzlicher Souverän" diejenigen, die sich zur Bürgergarde einschreiben ließen, mit Kirchenstrafen bedrohte [3]). Miollis, welcher Pacca's Stil in der Bekanntmachung erkannte, beschloß kurzweg auch diesen Staatssecretär zu beseitigen. Er sandte daher einige Tage nachher an Pacca einen Major, welcher ihm befehlen sollte, ohne Verzug nach Benevent, seiner Geburtsstadt, zu reisen. Der Major hatte einen niederen Offizier bei sich, welcher den

---

1) Pacca a. a. O., Bd. I, S. 29.
2) Ebendas., S. 38.
3) Abgedruckt unter den Aktenstücken bei Pacca, Bd. I, S. 102 f.

Auftrag hatte, darauf zu achten, daß Pacca seine Wohnung nicht verlasse, namentlich nicht mit dem Papste rede. Pacca schrieb indeß mit des Majors Erlaubniß an den Papst ein Billet mit der kurzen Anzeige, warum er heute wider Gewohnheit bei ihm nicht erscheine. Einige Augenblicke nachher trat der Papst ein und sagte zu dem Offizier, daß er nunmehr aller der Kränkungen, die über ihn ergingen, müde sei. Darauf wandte er sich an Pacca mit der Aufforderung, ihm zu folgen. Der fremde Officier, des Italienischen unkundig, ersuchte Pacca in aller Bescheidenheit, die Worte des Papstes ihm zu dolmetschen, was der Staatssecretär that. Als Pacca hiermit zu Ende war, sagte der Papst: „Herr Cardinal, lassen Sie uns gehen!" worauf er Pacca bei der Hand faßte und ihn mit sich führte, ohne daß der verblüffte Officier sich zu widersetzen wagte. Von diesem Tage an bewohnte Pacca drei Zimmer, welche unmittelbar an die des Papstes angrenzten. Beide sahen sich wie belagert an und waren jeden Tag auf einen Ueberfall gefaßt.

Es ging damals das Gerücht, es sei Napoleon's Plan, den Kirchenstaat einzuziehen und den Papst fortzuführen. Dieses nur allzu glaubliche Gerücht weckte im Quirinal den schon früher nahegelegten Gedanken aufs Neue, Napoleon zu excommuniciren. Schon im Jahre 1806 nämlich war Dieses auf die Bahn gebracht; aber damals wurde es nicht an der Zeit gefunden. Consalvi würde sich vermuthlich lange besonnen haben, ehe er einen Bannstrahl schleuderte; aber Pacca war der Ansicht: der Blitz aus der Hand des Statthalters Christi sei im neunzehnten Jahrhundert weder kälter, noch weniger kräftig, als im Mittelalter. So wurden denn zwei verschiedene Bullen abgefaßt: eine für den Fall, daß die Franzosen schon, ehe der Papst entfernt werde, das Regiment an sich rissen, die zweite für den entgegengesetzten Fall. Es war

kein Geheimniß mehr, daß der Papst sich zum Aeußersten gedrängt fühlte. Zu dem Prälaten, welcher der päpstlichen Schatzkammer vorstand, sagte er: „er habe die Mine gelegt und brauche nur die Lunte in die Hand zu nehmen, um Feuer zu geben"; und zu einem anderen seiner Bekannten: „Die Franzosen wollen uns ja zwingen, latein zu reden. Gut, so wollen wir's thun" [1]).

Am 10. Juni 1809 kurz vor Mittag wurde unter Kanonendonner das päpstliche Wappen von der Engelsburg herabgenommen, und die Tricolore aufgezogen. Und zur selben Stunde wurde das Decret, das Napoleon am 18. Mai in Schönbrunn ausgestellt hatte [2]) durch die ganze Stadt hindurch bekannt gemacht. Durch dieses kaiserliche Decret wurde der Kirchenstaat mit dem Kaiserreiche vereinigt, so daß die Souveränetät des Papstes hiermit ein Ende hatte. So wie die Sache im Quirinal ruchbar ward, eilte Pacca zum Papste, und beide riefen aus: „Consummatum est!" (Es ist vollbracht!) Indessen schwankte der Papst sehr, als es sich nunmehr um die Veröffentlichung der Bannbulle handelte. Er äußerte: er habe sie wieder durchgelesen und finde, daß sie zu starke Ausdrücke gegen die französische Regierung enthalte. Pacca machte dagegen geltend, daß die gebrauchten Wendungen durchaus nicht zu viel sagten, daß man vielmehr wohl zu lange gezögert haben möge mit dem Proteste gegen die rohen und gewaltthätigen Eingriffe der Franzosen. Diese Worte machten den entscheidenden Eindruck. Der Papst kehrte sich wieder zu seinem Schreibtische um, unterzeichnete rasch einen in italienischer Sprache abgefaßten Protest und erließ darauf

---

1) Pacca a. a. O., Bd. I, S. 86.

2) Correspond. de Napol. I, T. XIX, No. 15214.

den Befehl, die Bannbulle an den herkömmlichen Stellen, namentlich an den drei Hauptkirchen Roms anzuschlagen. Ehe noch die Sonne unterging, war dieses durch die Hände frommer und muthiger Männer ausgeführt; und als die Römer von der Vesperandacht heimkehrten, konnten sie das colossale Document mit seinen großen Lettern lesen, bis die Franzosen kamen und es herabrissen.

In dieser Bannbulle [1]) zählt der Papst zuvörderst alle die Leiden auf, welche die Kirche und ihre Diener bisher auszustehen gehabt; diese seien so groß gewesen, daß von Langmuth nicht länger die Rede sein könne. „Möchten doch Jene einmal einsehen, daß sie laut dem Gebote Christi die Unterthanen unseres Thrones und unter unsere Herrschaft gestellt sind. Denn auch wir haben ein Reich, ja, ein besseres (etiam praestantius); und unvernünftig wäre es zu behaupten, daß das Fleisch dem Geiste, das Himmlische dem Irdischen gehorchen solle" [2]). Daher sehe sich der Papst genöthigt, das Richtschwert der heiligen Kirche zu ziehen; es geschehe aber in der Hoffnung, daß die, welche gegen ihn seien, sich bekehren mögen. Darauf folgt die gewöhnliche Excommunicationsformel wider alle Diejenigen, die sich Gewaltmaßregeln gegen die Kirche erlaubt haben, wie auch wider alle Gehülfen derselben, und zuletzt wird der Befehl gegeben, solchen Urtheilsspruch „an allen Orten und bei allen Völkern" bekannt zu machen. — Pacca versichert, diese Bulle habe unter den Römern großen Jubel erweckt; und es sei durchaus kein Grund, daran zu zweifeln, daß alle gläubigen Katholiken, welche einen Papst in so be-

---

1) Abgedruckt bei Pacca a. a. O., Bd. I, S. 114 ff., lateinisch und deutsch. In französischer Uebersetzung findet sie sich bei Artaud l. c., T. V, p. 525 ss.

2) Citat aus dem Kirchenvater Gregor von Nazianz.

drängter Lage gesehen hatten, den Schritt mit Freude begrüßten.

Indessen war die damalige Gefangenschaft des Papstes in Rom nur eine halbe Maßregel, und bald erfolgte denn auch von Seiten Napoleon's der Befehl, welcher seine Wegführung verlangte. In der Nacht vor dem 6. Juli hatte General Miollis die vornehme Gesellschaft Roms zu einem glänzenden Feste in dem Palazzo di Doria [1]) versammelt, als um drei Uhr nach Mitternacht plötzlich der Vatikan umzingelt wurde. Die Soldaten, welche unter dem Commando des Generals Radet standen, stießen auf keinen Widerstand, da die päpstliche Schweizergarde Befehl hatte, zur Verhütung von Blutvergießen sich ruhig zu verhalten. Die Franzosen schlugen die Pforten mit ihren Kolben ein, und tasteten sich durch die finsteren Gänge des Schlosses bis zu dem Flügel hin, in welchem der Papst wohnte. Als Pacca den Lärm in den Schloßgängen hörte, sandte er seinen Neffen zum Papste, diesen zu wecken. Pius kleidete sich eilig an, und ging in das Audienzzimmer hinab, wo auch Pacca, Cardinal Despuig und einige andere zu der täglichen Umgebung des Papstes gehörige Herren sich versammelten. Als die Thüren eingeschlagen wurden, trat der Papst zu seinem Schreibtische, und die Cardinäle stellten sich neben ihn. General Radet, welcher an der Spitze der Eintretenden ging, stutzte bei diesem Anblicke und blieb einige Secunden stehen. Er hat später erzählt, daß in diesem Augenblicke die Erinnerung an seine erste Abendmahlsfeier in ihm aufgestiegen sei und ihn zurückgehalten habe. Endlich faßte er Muth und sagte mit bleichem Angesicht und zitternder Stimme: er habe den unwillkommenen Auftrag, den

---

1) A. von Rennenkampf a. a. O., S. 40.

Papst zur Niederlegung seiner weltlichen Macht zu zwingen, oder ihn im Falle der Weigerung zu General Miollis zu führen. Pius antwortete: „er könne sich nicht lossagen von dem, was gar nicht sein eigen sei; er sei nur Verwalter des Kirchenstaates". Darauf wurden er und Pacca bis an die Pforte des Quirinals geführt, wo ein Wagen ihrer wartete. Anstatt aber sie zu General Miollis zu bringen, fuhr der Wagen aus der Stadt heraus, und Radet entschuldigte sich bei seinen Gefangenen wegen der Unwahrheit, die er ihnen gesagt habe. An der Porta del Popolo standen Postpferde für sie bereit, und ohne Aufenthalt ging die Reise in der Richtung nach Florenz. Mitten in ihrer traurigen Lage mußten dennoch der Papst und sein Minister lächeln, da sie bei einem Blick in ihre Geldbörse sich von ihrer apostolischen Armuth überzeugten. Der Papst hatte zwanzig Bajocci, der Cardinal fünfzehn bei sich. Der Papst wies scherzend dem General Radet, welcher im selben Wagen saß, die Reisekasse, indem er sagte: „Da sehen Sie Alles, was mir von meiner Herrschaft übrig ist." Pacca wurde indeß von einer ängstigenden Vorstellung ergriffen. Verdroß den Papst die Excommunikation? Diese war es ja, durch welche der Papst in solche Bedrängniß gerathen war, und Pacca war sich der Hauptschuld bewußt. Aber seine Sorge war bald verschwunden; denn lächelnd und mit zufriedener Miene sagte der Papst: „Cardinal, wir haben recht gethan, schon am 20. Juli die Bannbulle zu veröffentlichen; denn heute waren wir einmal nicht dazu im Stande!"

Von Florenz ging's weiter über Genua und Turin nach Grenoble, und von hier wurde der Papst nach Savona, der am Golf von Genua gelegenen kleinen Festung, geführt; Pacca dagegen brachte man nach dem Staatsgefängniß von Fenestrelles an der savoyischen Grenze. Hier befand er sich äußerst

schlecht. Er klagte über das rauhe Klima, die langen Winterabende und namentlich über die ketzerische Luft. Die Bewohner, in früherer Zeit Waldenser, waren nämlich nach der Reformation Calvinisten geworden [1]). Uebrigens wurde dem Papste und seinem Minister von den Bewohnern der verschiedenen Städte und Dörfer im Lande alle mögliche Ehrfurcht bewiesen, und die Franzosen ließen es zu, weil sie damals vom Kaiser noch keine nähere Ordre bekommen hatten. Fouché sorgte aber dafür, daß im „Moniteur" gar nicht des Papstes erwähnt wurde, und aus den Blättern erhielten die Pariser über das Schicksal des Papstes nicht die geringste Nachricht. Beständig war hier von Nord- und Süditalien die Rede; aber über Alles, was in der Tiberstadt vorging, wurde das tiefste Geheimniß beobachtet. Indessen gingen auch in Paris dunkle Gerüchte über die Gefangennahme des Papstes, und man erzählte sich dort, er befinde sich in Grenoble. Am 9. August 1809 brachte endlich der „Moniteur" einen Brief aus Grenoble vom 1. August, in welchem es hieß: „Die Leute sind hier in Aufregung wegen eines Thieres, welches die Stadt passirt hat. Die Spuren, die es zurückgelassen hat, lassen vermuthen, daß es zu der Gattung des Gewürms gehört, größer als die in Frankreich bekannten." Darauf wird dann Weiteres von dem Wege erzählt, welchen das „kriechende Thier" genommen habe, und wie es zuletzt in einen Bergstrom gestürzt sei [2]).

Eine solche Sprache durfte sich die officielle Zeitung Napoleon's kaum fünf Jahre nach der Kaiserkrönung erlauben.

---

1) Pacca a. a. O., Bd. II, S. 63 ff.

2) Le Moniteur Universel 1809, No. 221, Col. 870.

Gefangenſchaft und Freilaſſung.

Auf der Reiſe nach und von Bayonne im April 1808, hielt Napoleon ſich kurze Zeit in Bordeaux auf. Dem dortigen Erzbiſchof d'Aviau hatte er beſondere Aufmerkſamkeit erwieſen, und er durfte annehmen, daß die ganze Geiſtlichkeit der Stadt ihm beſonders zugethan ſei. Auf der Rückreiſe von Bayonne hielt er mit dem Erzbiſchof und den übrigen Geiſtlichen ſeines Sprengels eine kurze Zuſammenkunft, bei welcher er die Frage auf die Bahn brachte, ob die Eheſcheidung erlaubt ſei. Er hatte nämlich damals beſchloſſen, ſich von Joſephine ſcheiden zu laſſen. Ein alter Doctor der Sorbonne, Abt Thierry, welcher keine Ahnung von der Tendenz hatte, welche der Frage des Kaiſers zu Grunde lag, führte ſogleich das Wort an: „Was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nicht ſcheiden.“ „Das iſt ſo weit ganz recht“, ſagte darauf der Kaiſer, „unter den gewöhnlichen Verhältniſſen im Leben; denn ohnedieß würde gar keine Feſtigkeit in die Ehen kommen. Aber unter größeren Verhältniſſen, und wenn das Wohl des Staates es erfordert, iſt es eine andere Sache.“ Indeſſen beſtand Abt Thierry feſt auf dem Satze, daß das Evangelium keine Ausnahmen kenne. „Sind Sie denn ein Proteſtant?“ rief Napoleon aus; „erkennen Sie die Bedeutung der Tradition nicht an?“ „Die Tradition“, antwortete der Abt, „iſt mit der Schrift hierin einig, daß das eheliche Band unauflöslich ſei.“ „Nein“, ſagte der Kaiſer, „die Tradition iſt auf meiner Seite. Das habe ich in Polen geſehen, in Poſen, in Ungarn und den andern Staaten, wo ich mich aufgehalten habe.“ Hierauf wandte er ſich zu dem General-Superior des Seminars zu Bordeaux; aber dieſer trat auf die Seite des Abtes, indem er nachwies, daß in allen den Fällen, auf die der Kaiſer anſpiele, von Scheidung gar nicht die Rede geweſen

sei. Als Napoleon sich von der Einigkeit des Klerus in diesem Punkte überzeugte, ward er „roth vor Zorn" und entließ die Versammelten. „Was für Leute hat der Erzbischof von Bordeaux um sich; da ist unter ihnen auch kein einziger Theologe", sagte er, als sie hinausgegangen waren. Daß indeß der Kaiser an der Frage mehr als ein bloß theologisches Interesse hatte, sollte d'Aviau erfahren. Napoleon sandte ihm nämlich durch den Cultusminister Ordre, die Aebte, die Priester, welche dem Kaiser widersprochen hatten, zu verabschieden [1]).

Als Napoleon, nach der Schlacht bei Wagram, wieder in Paris eintraf (im November 1809), war sein Plan zur Reife gediehen, und er theilte auch sofort den gefaßten Beschluß an Josephine mit. Hiernach wurden Verhandlungen eingeleitet über eine Aufhebung der kaiserlichen Ehe. Ueber die etwa in bürgerlicher Hinsicht vorhandenen Schwierigkeiten kam man leicht hinweg. Allerdings war in dem Dekret von 1806, betreffend die Familie des Kaisers, der Satz zu lesen: „Scheidungen sind den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses, und zwar beider Geschlechter und in jedem Lebensalter, verboten." Allein es kostete Napoleon eben keine Ueberwindung, rundweg zu erklären, daß diese Bestimmung gar nicht auf den Kaiser gemünzt sei, sondern nur auf seine Familie. Schwieriger stand es um die kirchliche Seite der Frage. Als Napoleon sich hierüber mit Card. Fesch unterhielt, bemerkte dieser: das Natürlichste sei, sich an den Papst zu wenden. Das wollte aber Napoleon nicht. Er übergab die Sache einem selbsterwählten Gerichte, welches dann erklärte: es bestehe zwischen dem Kaiser und der Josephine gar kein bindendes Verhältniß, weil —

---

1) Lyonnet, Histoire de Monsgn. d'Aviau, T. II, p. 561 (citirt von d'Haussonville, T. III, p. 182 ss.)

„der Kaiser" zu der Verbindung seine Zustimmung nicht gegeben habe. In der Gerichtssitzung den 26. Dezember 1809 gab nunmehr Card. Fesch im Namen Napoleon's folgende Aufschlüsse: Der Kaiser habe ja zu dieser Ehe nicht seine wahre Zustimmung ertheilt, wie er dieselbe auch nicht habe ertheilen können. „Wie konnte ich", sagte der Kaiser, „an dem Tage, da ich eine Dynastie gründete, wohl eine Frau ehelichen, von welcher ich unmöglich Kinder bekommen konnte?" Seine Majestät erkläre, daß er niemals seine Einwilligung zu dieser Ehe gegeben habe, was dadurch erwiesen werde: 1) daß er sie bisher niemals habe kirchlich segnen lassen, während er doch verlangte, daß die Ehen innerhalb seiner Familie kirchlich gesegnet würden; 2) daß, als er bei einer feierlichen Veranlassung gezwungen worden, nicht mit der Kaiserin zu brechen (sic), er verlangt habe, daß die Trauung ohne Zeugen und ohne Oeffentlichkeit stattfinden solle; 3) daß er zu Card. Fesch, Marschall Düroc und Anderen damals, als die Einsegnung stattfand, gesagt: er habe seine Zustimmung nicht ertheilt; und die Verhältnisse, in denen er sich befand, bewiesen es ja hinreichend, daß er sie nicht habe ertheilen können [1]). — In welches Gewebe von Heuchelei und Treulosigkeit blicken wir hinein, wenn wir des Kaisers Verfahren in dieser Angelegenheit beobachten!

Als die Scheidungsfrage erledigt war, galt es, eine neue Kaiserin zu finden. Zuerst hatte man an die Großfürstin Olga von Rußland gedacht; aber später richteten die Gedanken sich auf Maria Louise, die Tochter des österreichischen Kaisers. In den Umgebungen Napoleon's gab es Solche, die

---

1) C. de Meaux war der Erste, welcher dieses Aktenstück ans Licht zog. Ein Stück desselben ist abgedruckt bei d'Haussonville l. c., T. III, p. 228.

ihm riethen, eine Französin zu heirathen, welche ihm Hoffnung auf Leibeserben geben könne; indessen wies er diesen Vorschlag zurück, als aller Staatsraison baar: „er habe zu wiederholten Malen erfahren, welche Rollen in den Alliancen der Zeit die Verbindungen einer Fürstenfamilie mit der anderen spielten". Eine Verbindung mit Maria Louise konnte in politischer Hinsicht die vortheilhafteste sein. Und diese Rücksicht entschied seine Wahl.

Inzwischen stellte er im Februar 1810 ein Senatsconsult aus, welches Rom zur zweiten Stadt des Kaiserreiches erklärte und den Päpsten auferlegte, bei ihrem Amtsantritte dem Kaiser von Frankreich einen solchen Eid zu leisten, wie die früheren Päpste Karl dem Großen geleistet hätten. Als Salarium, jährliche Amtseinnahme, sollten sie künftig 2 Millionen Francs bekommen, und dazu an ihren Wohnorten, namentlich in Paris und Rom, eigene Paläste. Zugleich schärfte Napoleon dem Papste ein, daß Jesus Christus gekommen sei, „um zu segnen, nicht aber, um Throne umzustürzen"; und weiter redet er ihn in folgender Weise an: „Sie haben genug zu thun, wenn sie für das Geistliche (Religiöse) und die Leitung der Seelen Sorge tragen. Ich habe die Mission, das Abendland zu regieren; darein haben sie sich aber nicht zu mengen! Wenn Ew. Heiligkeit sich nur mit dem Heile der Seelen beschäftigt hätten, so würde die deutsche Kirche sich nicht in dem Zustande der Unordnung und Auflösung befinden, wie es der Fall ist. Die Päpste von Rom haben lange Zeit sich in Dinge gemengt, welche sie nichts angingen, und die wahren Bedürfnisse der Kirche versäumt. Ich erkenne Sie als mein geistliches Oberhaupt; ich aber bin Ihr Kaiser." [1]) Es erscheint

---

1) Correspond. de Napol. I, T. XX, No. 16194.

auffallend, daß nach einem solchen Senatsconsult und einem solchen Briefe der Kaiser an die Möglichkeit denken konnte, den Papst zum Vollzug der zweiten Trauung geneigt zu finden oder zu bewegen. Daß indessen dieser Gedanke ihm vorgeschwebt hat, will man aus einem Schreiben abnehmen, das er damals an den Cultusminister richtete. Er bittet ihn hier, die päpstliche Amtskleidung, namentlich die prachtvolle Tiara, nach Paris schaffen zu lassen [1]). Glaubte er vielleicht, dem Papste Dasselbe bieten zu können, was er seinen französischen Bischöfen bot? Sein Onkel, Card. Fesch, mußte ihm beständig zum Sündenbock dienen. Aeußerte dieser einmal eine Ansicht, welche der des Kaisers entgegengesetzt war, so wurde er mit beißendem Hohne angefahren. „Wo haben Sie das gelernt?" fragte ihn der Kaiser. „In Italien etwa, als Sie den Proviant für meine Soldaten herbeizuschaffen hatten? Lassen Sie doch Leute, die sich darauf verstehen, von Dingen reden, von denen Sie selbst nichts verstehen. Zu wissen, was Sie denken, kümmert mich nicht im Mindesten." [2])

Das Wahrscheinlichste dürfte sein, daß der erwähnte Auftrag, die päpstlichen Gewänder nach Paris zu befördern, ohne Bezug war auf die bevorstehende Verehelichung, sondern vielmehr auf einen möglichen Wechsel im Papstthum selbst. Einen solchen Wechsel hatte er unstreitig schon kurze Zeit vorher im Auge, als er seinem Cultusminister, Graf Bigot de Préameneu, gewisse Ordres rücksichtlich der in Rom ansässigen Cardinäle ertheilte. Am 23. September schrieb ihm der Kaiser: „Ich will, daß Sie anfangen mögen, die französischen Cardinäle nach Paris kommen zu lassen. Nachdem dieser erste Schritt

---

1) Correspond. de Napol. I, T. XX, No. 16196.
2) d'Haussonville l. c., T. III, p. 237.

gethan sein wird, so kann man sehen, was für die Kardinäle des Königreichs Italien das Zweckmäßigste sein wird." Am 18. Dezember d. J. schreibt er, gleichfalls an den Cultusminister: „Wiederholen Sie die Ordre an General Miollis, daß er sofort die in Rom anwesenden Cardinäle, namentlich Cardinal di Pietro, auf die Reise gehen lasse. Diese Ordre muß 24 Stunden nach Empfang des Gegenwärtigen ausgeführt werden. Im entgegengesetzten Falle Strafe für den Ungehorsam." [1]) Schon vor Eintreffen dieses Briefes hatte Miollis angefangen, den Willen seines Kaisers zur Ausführung zu bringen. Mit Ausnahme einiger schwachen Greise, die nicht reisefähig waren, traten alle Cardinäle gern oder ungern die Reise nach Paris an. Consalvi und di Pietro wollten jedoch der Ordre nicht Folge leisten, weil sie ohne Erlaubniß des Papstes Rom nicht verlassen dürften. Als indeß Miollis den letzten Brief Napoleon's empfangen hatte, machte er mit ihnen kurzen Prozeß. In der Nacht vor dem 10. Dezember betraten Soldaten Consalvi's Haus und nöthigten ihn, sich reisefertig zu machen und zu Wagen zu steigen. In dem Wagen fand er di Pietro vor; und Beide reisten nun zusammen in sehr kleinen Tagereisen, so daß sie erst am 20. Februar 1810 in Paris ankamen [2]). Obgleich Consalvi in freundschaftlichen Verhältnissen stand zur Familie des Kaisers und mehreren der leitenden Männer in der Hauptstadt Frankreichs, hielt er sich dennoch von allem gesellschaftlichen Leben möglichst fern, was er seiner Stellung als Cardinal der römischen Kirche und Freund des Vatikans schuldig

---

[1]) Diese zwei Briefe fehlen in der großen Sammlung der Briefe Napoleon's; man findet sie aber bei d'Haussonville l. c., T. III, p. 465 u. 468.

[2]) Consalvi l. c., T. II, p. 163.

zu sein glaubte. Allein nicht alle Cardinäle bewiesen so viel Takt [1]). Außerdem lehnten Consalvi, di Pietro und zwei andere Cardinäle die „Pension" von 30,000 Francs dankend ab, welche Napoleon den Cardinälen zugestand, und welche die meisten derselben auch annahmen, nachdem sie ihr Gewissen durch verschiedene, weniger gehässige, aber auch weniger ehrliche, Umschreibungen des Wortes „Pension" beruhigt hatten. Obgleich Consalvi sich in der äußersten Geldnoth befand, wies er jedes Geldgeschenk zurück; und um Mittel für seinen Unterhalt zu bekommen, verkaufte er die Tabaksdose, welche der Kaiser ihm nach Abschluß des Concordats geschenkt hatte.

So sehr Consalvi sich auch zurückhielt, konnte er doch nicht umhin, einige Besuche zu machen, und namentlich mußte er Napoleon vorgestellt werden. Er wurde also zugleich mit di Pietro und drei anderen eben angekommenen Cardinälen, und zwar durch Card. Fesch, beim Kaiser eingeführt. Als dieser, nach der Vorstellung der anderen Cardinäle, auch Consalvi's ansichtig ward, rief er aus: „Cardinal Consalvi! wie sind Sie aber abgemagert! Fast hätte ich Sie gar nicht wieder gekannt." „Sire", erwiederte Consalvi, „die Jahre gehen rasch. Es sind jetzt zehn Jahre hingegangen, seit ich die Ehre hatte Eure Majestät zu sehen." — „Es ist wahr; bald ist es zehn Jahre her, da Sie des Concordates wegen hierher kamen. Wir haben es in diesem Saale abgeschlossen; aber was hat es genutzt? Alles ist in Rauch aufgegangen. Rom hat Alles verlieren wollen. Ich muß bekennen, ich that

---

1) Pacca (a. a. O., Bd. II, S. 89) und Consalvi (l. c., T. I, p. 427; T. II, p. 167) erheben über das Benehmen der Cardinäle lebhafte Klagen. Indessen wird Consalvi keineswegs, wie Gams (a. a. O., Bd. II, S. 279) annimmt, von Pacca's Anklagen mit betroffen. Vgl. Consalvi l. c., T. II, p. 169.

Unrecht, daß ich Sie aus dem Ministerium herausdrängte. Hätten Sie den Posten nur behalten, so würden die Dinge nicht bis zu diesem Aeußersten gekommen sein." Diese Worte wurden ruhig, mit anscheinend unverstellter Freundlichkeit gesprochen. Aber Consalvi vergaß seine Stellung nicht; er antwortete nur: „Sire, falls ich auf diesem Posten geblieben wäre, so würde ich meine Pflicht gethan haben." Bei diesen Worten richtete Napoleon auf ihn einen ernsten Blick, und begann über Rom zu klagen. Noch zweimal gab er zu erkennen, wie er vermuthe, Alles würde anders geworden sein, wenn Consalvi noch länger als Staatssekretär dagestanden hätte; und im Ganzen war es dreimal, daß Consalvi Gelegenheit erhielt, ihm zu widersprechen. [1])

Diese Scene war vorbedeutend für die Stellung, die Consalvi zur kaiserlichen Heirath bekommen sollte. Für die letztere war der Anfang des Monats April 1810 angesetzt. Am Sonnabend den 31. März sollte der festliche Empfang der kaiserlichen Braut stattfinden, schon Tages darauf die bürgerliche Verbindung in St. Cloud, am Montag kirchliche Einsegnung der Ehe in den Tuilerien, und am Dienstag wollten die Majestäten die Glückwünsche entgegennehmen. Damals befanden sich in Paris im Ganzen neunundzwanzig Cardinäle, und sie wurden alle zur Trauung eingeladen; aber nicht alle wollten erscheinen. Cardinal Caprara war in hohem Grade altersschwach, Fesch aber ausersehen, den Trauakt zu vollziehen, so daß man diese Zwei nicht mitzählen darf. Von den Uebrigen wollten dreizehn (unter ihnen Mattei, Somaglia, di Pietro, Galeffi, Opizzoni und Consalvi) sowohl der bürgerlichen als kirchlichen Eheschließung ferne bleiben; aber die vierzehn an-

---

[1]) Consalvi l. c., T. II, p. 175 ss.

deren (unter ihnen Giuseppe und Antonio Doria, Caselli, Spina, Maury, Ruffo und Albani) waren entschlossen, an Allem theilzunehmen. Durch Fesch erhielt der Kaiser Nachricht von der Absicht der dreizehn Cardinäle, glaubte aber nicht, daß sie ihren Feldzugsplan durchführen würden.

Alle 27 Cardinäle stellten sich am 31. März, der Abrede gemäß, in St. Cloud zum Empfange ein. Als Consalvi kam, nahte ihm der Polizeiminister Fouché, um ihn auszufragen in Betreff des Planes der dreizehn Cardinäle. Consalvi hielt es für das Richtigste, offene und ehrliche Antwort zu geben, und legte ausführlich die Gründe dar, welche die Cardinäle zwängen außerhalb der Sache zu bleiben. Ihr Gespräch wurde durch die Erscheinung der Majestäten unterbrochen. Als der Kaiser, welcher alle Anwesenden der Maria Louise vorstellte, zu dem Kreise der Cardinäle kam, rief er: „Ach, die Cardinäle!" und nannte darauf jeden Einzelnen. Bei Consalvi sagte er: „Das ist der, welcher das Concordat geschlossen hat!" Durch diese und ähnliche freundliche Aeußerungen wollte er die Cardinäle mit Gutem dazu bringen, daß sie dem Trotze entsagten; aber es gelang nicht. Die dreizehn fehlten am folgenden Tage bei dem Civilakte; und auch von den vierzehn bekamen einige zuletzt Skrupel, an einer Handlung, welche von der Kirche Roms verurtheilt wurde, theilzunehmen, und sie wurden unpäßlich.

Am Montag den 2. April sollte also in den Tuilerien die kirchliche Trauung vollzogen werden. Da jene dreizehn Cardinäle auch da fortblieben, wurden die ihnen bestimmten Lehnstühle entfernt, um ihr Ausbleiben zu vertuschen. Die aus der Zahl der vierzehn fehlenden wurden als anwesend betrachtet. Napoleon schritt in die Capelle mit heiterem Angesichte; als er aber hier nur ungefähr elf Cardinäle sitzen sah, wurde er sehr aufgebracht. Consalvi hat sich erzählen

lassen, daß „sein Blick den Ruin aller der Kirchenfürsten vorausverkündete, welche an der Einsegnung der Ehe nicht theilnahmen" [1]). Und seine Rache ließ auch nicht lange auf sich warten. Am Tage nachher fuhren die dreizehn Cardinäle in vollem Amtsschmuck zu Hofe. Zuerst wurden die Senatoren zur Gratulation vorgelassen, und ihnen schloß Cardinal Fesch sich an, welcher gerade heute lieber als Senator erscheinen wollte, denn als Cardinal. Nach dem Senate kam der Staatsrath und das Corps législatif, zu nicht geringem Verdrusse der Cardinäle, welche nicht gewohnt waren, in der Rangordnung so weit zurückgestellt zu werden. Indessen stand ihnen eine noch größere Demüthigung bevor. Ein Offizier erhielt vom Kaiser die Ordre „die dreizehn Cardinäle" — „nach Hause zu schicken (chasser)". „Aller Augen", sagt Consalvi, „richteten sich auf die Cardinäle, denen man die Thüre wies." Sie mußten Zimmer passiren, welche voll Leute waren. Den „vierzehn Cardinälen" gegenüber, welche endlich an die Reihe kamen, machte Napoleon seinem Zorne Luft; namentlich war er auf Opizzoni und Consalvi erbittert, vor Allen auf Letzteren: „Er trage die meiste Schuld. Und er habe nicht aus theologischem Vorurtheil so gehandelt, denn solche habe er gerade nicht, sondern aus Haß, Uebelwollen und einer Art Rache, darum weil er auf sein (Napoleon's) Geheiß aus dem (römischen) Ministerium gestoßen sei. Er sei ein pfiffiger Diplomat. Er habe eine politische Schlinge, die am besten berechnete, legen wollen, indem er den Nachfolgern des Kaisers die schlimmste Opposition zu machen gesucht, indem er sie illegitim machen wolle." Ja, der Kaiser stieß sogar die Drohung aus, Consalvi mit ein paar

1) Consalvi l. c., T. I, p. 432.

anderen Cardinälen erschießen zu lassen. Am nächsten Tage um 8 Uhr Abends erhielten die dreizehn Cardinäle schriftliche Anzeige, daß sie um 9 Uhr sich beim Cultusminister [1]) einzustellen hätten, um die Befehle des Kaisers zu erhalten. Sie erschienen alle, und fanden dort zugleich Fouché vor. Nachdem sie Platz genommen hatten, hielt der Minister eine lange Rede, an deren Schluß er zu erkennen gab: 1) daß ihr Vermögen mit Beschlag belegt und ihre kirchlichen Einkünfte eingezogen würden; 2) daß der Kaiser sie nicht mehr als Cardinäle dulden wolle und ihnen daher verbiete, die Insignien dieser Würde fernerhin zu tragen; 3) daß der Kaiser noch nähere Bestimmungen treffen werde wegen ihres künftigen Aufenthalts; einigen der Herren werde überdieß der Proceß gemacht werden. Gegen die Anklagen des Ministers verantworteten sich die Cardinäle, und zwar anscheinend so, daß ihre Worte Eindruck machten [2]). Sowohl der Cultusminister als Fouché äußerten, sie „wünschten der Sache ein gutes Ende, auch um der kaiserlichen Regierung willen". Die Cardinäle begaben sich darauf insgesammt nach Cardinal Mattei's Wohnung, und setzten hier im Verlaufe jener Nacht eine Rechtfertigung auf, welche am nächsten Tage an den Cultusminister eingesandt wurde, mit der Bitte, sie dem Kaiser zu überreichen. Dieser war inzwischen nach St. Quentin abgereist, weshalb es bei der früheren Ordre sein Bewenden hatte: „die dreizehn" wurden „decardinalisirt" und bildeten als „schwarze"

---

[1]) Die demselben ertheilte Instruction des Kaisers findet sich unter den „Aktenstücken" bei d'Haussonville l. c., T. III, p. 469 s., aber nicht in der großen Sammlung. Ebendas. p. 271 findet sich ein Bruchstück des Berichtes, welchen der Cultusminister nach der Zusammenkunft erstattet hat.

[2]) Consalvi l. c., T. II, p. 209.

Cardinäle ein Gegenstück zu den „rothen", welche willig dem Winke des Kaisers folgten. So vergingen zwei Monate, in welchen die schwarzen Cardinäle ihre Equipagen und Diener abschafften und sich dürftige Wohnungen mietheten, weil sie in Zukunft für ihre Subsistenz auf milde Gaben angewiesen waren [1]). Im Anfang des Monats Juni wurden sie wieder zu dem Cultusminister bestellt, dieses Mal, um die Nachricht entgegenzunehmen, daß sie nach verschiedenen Orten ringsum im Lande verwiesen worden seien. Consalvi und Brancadoro wurden nach Rheims verbannt; und hier hat der vormalige Staatssekretär seine Memoiren geschrieben. Zugleich saß Card. Pacca in Fenestrelles in strenger Gefangenschaft, und schrieb dort insgeheim seine Erlebnisse nieder. Er litt in dem Maße unter dem Druck seiner Lage, daß er Napoleon das Recht abstritt, sich auf St. Helena über Hudson Lowe's Verhalten gegen ihn zu beklagen, nachdem der Kaiser selbst gegen Diener der Kirche mehr als tyrannisch gewesen sei [2]).

Während alles Dieses geschah, weilte Papst Pius VII. als Gefangener in Savona. Hier war er am 20. oder 21. August 1809 eingetroffen. Anfangs logirte er bei dem Maire; nach einigen Tagen aber erhielt er den bischöflichen Palast zur Wohnung angewiesen. Napoleon hatte angeordnet, daß ihm monatlich 100,000 Fr. ausgezahlt, auch Pferde und Wagen zur Verfügung gestellt würden. Für seine Diener war eine saubere Livrée hergestellt, und auch sie sollten aus der Staatskasse eine monatliche Gage beziehen. Indeß weigerte Pius sich, irgend Etwas anzunehmen, und bat seine Diener, sie möchten sich mit möglichst geringem Lohne behelfen. Seine Lebensweise

---

1) Consalvi l. c., T. I, p. 449.
2) Pacca a. a. O., Bd. II, S. 69.

war durchaus die eines Asceten, etwas Gemüse und Fisch seine einzige Nahrung. Er ging gar nicht aus, hielt aber alle Tage Messe in seiner kleinen Privatcapelle; und hier hat sein Diener ihn öfter beten hören für den Mann, welcher früher ein Beschützer der Kirche, jetzt ihr Verfolger sei. Dabei ließ er sich die Erfüllung der Pflichten, welche ihm als Papst oblagen, soweit dies unter den obwaltenden Verhältnissen möglich war, bestens angelegen sein. Seinen Sekretär bei sich zu haben, war ihm einmal nicht erlaubt worden; so mußte er einen Diener, welcher eine einigermaßen leserliche Hand schrieb, als Schreiber gebrauchen. Allein er wünschte überdies auch einen Rathgeber an seiner Seite zu haben, und namentlich waren eine Zeitlang seine Augen auf den achtzigjährigen Antonelli gerichtet, welcher seines Alters wegen in Italien zurückgeblieben war. Briefe zu empfangen, war ihm erlaubt, das heißt, nachdem diese an den Bischof von Savona gesandt und in dessen Gegenwart von dem dortigen General und Präfecten durchgesehen waren; denn Napoleon wollte auf diese Weise die päpstliche Correspondenz unter Controle behalten. Der Kaiser wünschte noch tiefer in des Papstes geheime Gedanken einzudringen, und insbesondere zu erforschen, ob der Augenblick gekommen sei, Frieden zu schließen. In Frankreich hatte sich eine äußerst schwierige Frage erhoben. Napoleon hatte nämlich neue Bischöfe ernannt. Diese mußten aber auch kanonische Einsetzung von Seiten des Papstes erlangen, und es war zu vermuthen, daß sie unter den gegenwärtigen Umständen werde verweigert werden. Dieses sollte der letzte Nachklang sein des mittelalterlichen Investiturstreites. Der Cultusminister hatte Napoleon gerathen, ohne Weiteres die neugewählten Bischöfe in ihre Bisthümer zu senden [1]), was

1) S. seinen Brief bei d'Haussonville l. c., T. III, p. 378.

aber als offenbare Verletzung des Concordats eine kühne Maßregel gewesen wäre. Allein seit dem Augenblicke, da erst die Ehe des französischen Kaisers mit Maria Louise stipulirt war, schreckte Napoleon auch vor jenem Auswege nicht länger zurück. Hatte er den ehemaligen römischen Kaiser auf seiner Seite, so glaubte er Alles thun zu dürfen. Von alter Zeit her hatte sich das Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich als für den päpstlichen Stuhl unheilvoll erwiesen.

Jedoch versuchte er zunächst, des Papstes Gesinnungen auszuforschen. Metternich hatte um die Erlaubniß nachgesucht, einen österreichischen Agenten nach Savona senden zu dürfen, um über einige kirchliche Verhältnisse, die eben in Oesterreich vorlagen, Abrede zu treffen. Diese Erlaubniß gab Napoleon mit Freuden, unter der Voraussetzung, daß der österreichische Agent, Lebzeltern, auch das Interesse Frankreichs dabei vertreten werde. Und in dieser Erwartung fand er sich nicht getäuscht. In dem Schreiben, das Lebzeltern den 16. Mai 1810 an Metternich richtete [1]), ist weit mehr von Frankreich die Rede, als von Oesterreich. Der Papst hatte ihm erklärt, daß, was er am schmerzlichsten empfinde, die Unmöglichkeit sei, mit den Bischöfen und Gläubigen frei zu verkehren; sonst habe er keine Wünsche. „Ich bin alt und ohne Bedürfnisse. — Ich will weder eine Pension noch Ehrenbezeugungen haben. Die Almosen der Gläubigen sind für mich hinreichend; es hat andere Päpste gegeben, die ärmer waren als ich." Derartige Aeußerungen konnten dem Kaiser eben keine Aussicht eröffnen, daß er den Papst durch harte Behandlung fügsam mache. Und denselben Eindruck bekam er, als die Cardinäle Spina und Caselli, welche wir aus der Geschichte des Concordats kennen, über ihren dem Papste abgestatteten Besuch an ihn berichteten.

---

[1]) d'Haussonville l. c., T. III, p. 384 ss.

Daher beſchloß er ſeinen Willen mit Gewalt durchzuſetzen. Einige der neuen Biſchöfe erhielten den Befehl, ſich ſogleich nach ihren Biſchofsſitzen zu begeben und in allen Ausſchreiben ihren biſchöflichen Titel zu führen, „ohne weiter auf die kanoniſche Einſetzung zu warten". Daſſelbe Verfahren wollte er innehalten dem höchſten Biſchofe Frankreichs gegenüber. Cardinal Feſch, Erzbiſchof von Lyon, welcher den Titel eines „Primas Galliae" führte, hatte ſeit dem Ende des Jahres 1808 zugleich das Erzbisthum Paris verwaltet. Der edle Abt Emery, einer der wenigen Geiſtlichen, welche auch einem Napoleon noch Achtung und Bewunderung abnöthigten, hatte ſich bemüht, dem Cardinal es einleuchtend zu machen, daß er unmöglich in ſolcher Weiſe die Aemter häufen könne, was ihm aber nicht geglückt war. „Wenn Napoleon zu gleicher Zeit Kaiſer ſei und König: ſollte alsdann nicht auch ſein Onkel an zwei Orten zugleich Erzbiſchof ſein können?" So dachte Feſch. Indeß verlangte jetzt Napoleon, daß Feſch das Erzbisthum von Paris nicht allein aus der Ferne verwalte, ſondern dieſes Erzbisthum ordentlich antrete und auch den entſprechenden Titel führe. „Sire", antwortete der Cardinal, „ich will warten auf die kanoniſche Einſetzung durch den heiligen Vater." „So verdammen Sie demnach", fuhr Napoleon fort, „die Biſchöfe, die ohne dieſelbe in ihre betreffenden Bisthümer eingezogen ſind. Ich werde übrigens Sie dazu zwingen." — „Sire, potius mori" (lieber ſterben) — erklärte der Cardinal. Napoleon brauſte auf; aber plötzlich bekam er den Einfall, dem Familienzwiſte aus dem Wege zu gehen durch — ein Wortſpiel, einen Witz. „Ja, ja! potius mori, lieber Maury! — Gut, gut! Maury ſoll Erzbiſchof von Paris werden." [1])

---

[1]) Lyonnet, Vie du cardinal Fesch, T. II, p. 174 (citirt bei d'Haussonville, T. III, p. 402 s.).

Maury war nun durchaus nicht der Mann, der Schwierigkeiten machte. Die bewegten Zeiten hatten ihn gelehrt, daß es nicht ohne manche Unbequemlichkeiten abgehe, wenn man den Forderungen des Gewissens folge, eine Lehre, welche er nicht vergaß. Obgleich er zum Bischof von Montefiascone (am See Bolsena) gewählt war, gab er dennoch dieses Bisthum sofort auf und übernahm das Pariser Erzbisthum, ohne kanonische Einsetzung. Als er von der Audienz beim Kaiser eben heraustrat, begegnete er in den Gängen des Schlosses dem neuernannten Polizeipräfekten, Pasquier. In familiärem Tone und mit vergnügter Miene sagte er zu ihm: „Schön! So hat der Kaiser denn zwei der größten Bedürfnisse der Residenz abgeholfen. Mit einer guten Polizei und einer guten Klerisei kann er immer darauf rechnen, daß öffentliche Ruhe herrscht; denn ein Erzbischof ist eigentlich auch eine Art Polipräfekt.“ Eine solche Sprache führte das Oberhaupt der französischen Geistlichkeit, der vormalige Cabinetsprediger Ludwig's XVI.

Jedoch sollte Maury selbst seine hohe Stellung nicht in Ruhe genießen. Das Domkapitel der Notredame-Kirche zählte in seiner Mitte einige Mitglieder, welche nicht geneigt waren, eine solche Hintansetzung der kirchlichen Ordnung sich gefallen zu lassen, unter ihnen der Capitular-Vicar, Abbé d'Astros. Bei mehreren kleinen Veranlassungen that er Einspruch gegen Maury's Berechtigung zur erzbischöflichen Würde; aber der Einspruch kam bald auch noch von einem Größeren. Es hatte sich ein Verein katholischer Christen gebildet, welcher seinem ausgesprochenem Zwecke nach dem Papste Liebesgaben zusandte, insgeheim aber die Briefe desselben in alle Welt hinaus beförderte. Durch diesen Verein erfuhr d'Astros, daß Pius die Ernennung Maury's mißbilligte. Daß dem also sei, verbreitete sich in Paris. Gegen Schluß d. J. 1810 fing die

französische Polizei einen an d'Astros addressirten Brief des Papstes auf, in welchem es hieß: um allen Zweifeln ein Ende zu machen, sowie auch zu größerer Vorsicht, entziehe der Papst dem ernannten Erzbischof (Maury) alle Vollmacht und alle Jurisdiction, indem er „Alles für nichtig und wirkungslos erkläre, was gegen seinen (päpstlichen) Befehl geschehe, möge es aus Unwissenheit oder sonstwie geschehen". Dieser Brief setzte Napoleon in Feuer und Flamme. Als am Neujahrstage 1811 die Geistlichkeit ihre Glückwünsche darbrachte, sagte er zu Maury: „Wo sind Ihre Vicare?" Als darauf d'Astros vorgestellt wurde, rief der Kaiser ihm zu: „Vor Allem, mein Herr, soll man Franzose sein; dieses ist das Mittel, um auch ein guter Christ zu sein. Bossuet's Lehre ist die einzige Richtschnur, welcher man folgen muß. Mit ihr ist man sicher, nicht in die Irre zu gerathen. Bossuet's Religion ist von der eines Gregor VII. so verschieden, wie der Himmel von der Hölle. Ich weiß, mein Herr, daß Sie im Kampfe stehen wider die Verhaltungsmaximen, welche meine Politik vorschreibt. Sie sind der einzige verdächtige Mann in meinem Reiche. Uebrigens (und hierbei legte der Kaiser die Hand an seinen Degen) trage ich an meiner Seite das Schwert. Nehmen Sie Sich in Acht!" [1]) — Nach der Audienz machte Maury seinem Vicar d'Astros die Mittheilung, daß „der Polizeiminister einige Fragen an ihn richten wolle", und der Erzbischof begleitete ihn in seiner Equipage selbst dahin. Nachdem man in unwürdiger Weise dem Abbé das Bekenntniß abgedrungen hatte, daß er in Verbindung mit

---

[1]) d'Haussonville l. c., T. III, p. 428 nach Abbé d'Astros' eigener handschriftlicher Erzählung.

[2]) d'Haussonville l. c., T. IV, p. 7 note.

dem Papste gestanden habe, bekam er die Erlaubniß, nach Hause zu fahren; Napoleon aber ward bei der Nachricht von seinem Bekenntniß so aufgebracht, daß er Willens war, ihn erschießen zu lassen. Dieses Urtheil wurde inzwischen verändert in das zu lebenslänglicher Gefangenschaft; und Abbé d'Astros mußte in Vincennes sitzen bis zum Sturze des Kaisers. Jedoch genügte diese Bestrafung dem Kaiser noch nicht; auch der Papst sollte gestraft werden. Zur nächtlichen Stunde im Anfang des Januar 1811 drang plötzlich der Präfect von Savona in die Wohnung des Papstes und stellte eine Haussuchung an. Alle Schubladen wurden geöffnet, ja man trennte sogar die Kleidungsstücke des Papstes, wie auch seiner Diener auf, um nachzusehen, ob in ihnen Etwas versteckt sei. Nachher erbrach man heimlich den Sekretär des Papstes, während dieser eben in seinem Gärtchen etwas auf- und abwandelte. Man entzog ihm Feder und Tinte, auch alle Bücher, sogar sein Brevier und Ritual für den Marien-dienst. Alles wurde nach Genua eingesandt, wo französische Polizeibeamte eine genaue Untersuchung vornahmen. Man erlaubte ihm nur den „Moniteur" zu lesen, eine immer weniger erfreuliche Lectüre: denn längst waren die Zeiten vorüber, da er noch von Huldverweisungen des Kaisers gegen die Kirche zu erzählen wußte. Seine liebsten Diener, u. A. sein alter Barbier, wurden nach Fenestrelles geschickt; und man vergriff sich selbst an ein paar Goldstücken, die das Geschenk einiger frommen Katholiken waren. Seine Haushaltung durfte fortan nicht mehr kosten als 12- bis 1500 Fr. monatlich [1]), und die

---

1) Dieß ist aber so zu verstehen, wie es in den Aufzeichnungen seines Kammerdieners dargelegt wird: „Jedem Individuum, einschließlich des Papstes (compresse il papa), waren fünf Paoli

Wagen, die bisher ihm zu Gebote standen, wurden nach Turin geschafft, zwei ganz bedeutungslose Einschränkungen, nachdem der Papst für seinen Unterhalt beinahe nichts aufgewandt, jedenfalls von den Wagen niemals Gebrauch gemacht hatte. [1]) Selbst der Fischerring (annulus piscatorius, das goldene Papstsiegel) wurde ihm nicht gelassen, damit er ihn nicht zum Versiegeln anwende. Der Kaiser forderte, daß er ihm abgeliefert werde, und er bekam ihn, aber auseinandergebrochen (wie er beim Tode eines jeden Papstes zerbrochen wird).

Um diese Zeit erschienen auf des Kaisers Veranlassung einige Schriften, welche das Verfahren des Kaisers vertheidigen sollten. Eine derselben führte den Titel: „Essai sur la puissance temporelle des papes, sur l'abus qu'ils ont fait de leur ministère (Amt) et sur les guerres qu'ils ont déclarées aux souverains, spécialement à ceux qui avaient la prépondérance en Italie." Und der kaiserliche Bibliothekar, Barbier, war schon seit dem Januar d. J. 1810 beschäftigt, Beispielen davon nachzuforschen, daß Päpste durch Kaiser suspendirt oder auch abgesetzt worden [2]). Also sollte vor des Kaisers Triumphwagen auch die Wissenschaft gespannt werden; aber mehr als diese war jedenfalls die Leidenschaft dabei thätig. Napoleon war damals steif und fest überzeugt, daß das ganze Pfaffengeschmeiß (la prêtraille) sich gegen ihn verschworen habe, und er wüthete zur Rechten und zur Linken. Ein Diener der Kirche wurde nach dem andren „beseitigt" (éloigné), vom

(ungefähr 2 R.-Mark) für den Tag angewiesen, um mit diesem Gelde jede Art von Ausgaben (ogni sorta di spese) zu bestreiten". d'Haussonville l. c., T. IV, p. 129.

[1]) Napoleon's Briefe über diese Angelegenheit waren bisher nirgend gedruckt, bis d'Haussonville (T. III, p. 437) sie mittheilte.

[2]) Corresp. de Napol. I, T. XXI, No. 17266.

Cardinal bis zu den Dorfpriestern herab; und selbst Frauen, die ihrer Frömmigkeit und kirchlichen Gesinnung halber bekannt waren, wurden ins Staatsgefängniß geworfen. Hierdurch aber wurde über die kirchliche Politik des Kaisers noch immer nicht der nöthige Nimbus der Gesetzlichkeit ausgebreitet. Diesen sollte eine französisch-italienische Kirchenversammlung besorgen.

Schon im Jahre 1809 hatte Napoleon eine kirchliche Commission berufen und verschiedene Fragen ihr vorgelegt, welche theils die ganze Christenheit, theils Frankreich betrafen, u. A. die Frage über die Berufung eines Concils. Der Einzige in dieser Commission, welcher kirchlichen Sinn und Urtheil hatte [1]), war Abbé Emery. Ihn bewegte es aufs Schmerzlichste, zu sehen, wie seine Collegen so weit gingen, daß sie zu den Wohlthaten, mit welchen der Kaiser die Kirche (la religion) begünstigt habe, auch die ausgetheilten Orden der Ehrenlegion und äußere Rangerhöhungen zählen mochten. Aber noch mehr bekümmert wurde er als Zeuge der schmählichen Selbsterniedrigung, zu welcher die Commission sich verstand, da sie im Jahre 1811 wieder zusammentrat. Er entschloß sich daher, als die Commission in solchem Sinne ihre Arbeiten vollendet hatte und nun am 16. März 1811 [2]) Audienz bei Napoleon haben sollte, seine persönliche Anschauung von den Verhältnissen offen und rückhaltlos auszusprechen. Mit großer Kühnheit erinnerte er den Kaiser, daß in dem kaiserlichen Katechismus selbst zu lesen sei: „Der Papst ist das sichtbare Haupt der Kirche." Und in der Einleitung zu den Gallicanischen Propositionen von 1682 heiße es gerade zu, daß der Primat des heil. Petrus sich von Christus

1) Vgl. Revue des quest. histor., T. I, 2. p. 564 ss.
2) d'Haussonville l. c., T. IV, p. 80 ss.

selbst herschreibe, und daß die Christen dem Papste Gehorsam schuldig seien. Der muthvolle Geistliche imponirte dem Kaiser sichtlich, der nicht gegen ihn zornig ward. Er ließ sich mit Emery in eine Erörterung ein und bemerkte unter Anderem, daß er die geistliche Superiorität und Auctorität des Papstes nicht bestreite, sofern er diese von Christus habe. „Aber", sagte er, „Christus ist es nicht, welcher ihm die weltliche Macht gegeben hat. Das that Karl der Große. Ich bin der Nachfolger Karl des Großen, und ich entziehe sie dem Papste wieder, weil er sie nicht zu gebrauchen versteht und weil sie ihn nur hindert, sein geistliches und kirchliches Werk auszurichten." Als der Abbé sich auf Bossuet berief, welcher ausdrücklich hervorhebe: der Papst müsse vollkommene Freiheit genießen, damit er seine kirchliche Vollmacht ausüben könne, so machte Napoleon ihn aufmerksam, daß jetzt andere Zeiten seien. Zu Bossuet's Zeiten habe Europa mehrere Herren gehabt: jetzt habe es nur Einen; und wenn alle anderen Fürsten sich vor diesem Einen beugen, warum sollte der Papst es nicht auch thun? Der Abt ergab sich nicht, sondern antwortete so, daß der Kaiser verstummte. Alle Hofleute erstaunten über des Mannes Muth; und einige der Bischöfe waren charakter- und taktlos genug, um Entschuldigungen wegen der Kühnheit des Abbé vor dem Kaiser auszusprechen; aber dieser erklärte: Emery habe gesprochen als ein Mann von Verstand. Einige Tage nachher erhielt Fesch, als er mit einigen Bemerkungen kommen wollte, den Bescheid: „Schweigen Sie doch! Sie sind ein Ignorant. Wo haben Sie Theologie gelernt? Ich muß mit Mr. Emery über diese Dinge reden; er versteht sich darauf." Zum Unglück für die französische Kirche waren Emery's Tage gezählt. Die Drangsal der Kirche nagte und zehrte an seinem Lebensmark; und als er hörte, der Kaiser denke ernstlich daran, seinen Plan wegen

des Concils ins Werk zu ſetzen, brach ihm das Herz. Er ſtarb den 28. April 1811.

„Um einem Zuſtande vorzubeugen, welcher in gleichem Grade mit der Religion, den Principien der gallicaniſchen Kirche und den Intereſſen des Staates ſtreite" — ſo heißt es in der Einladung zu der Kirchenverſammlung —, habe der Kaiſer beſchloſſen, „alle Biſchöfe Frankreichs und Italiens zu einer Synode in der Notredamekirche am 9. Juni d. J. zu verſammeln". Nachdem das Berufungsſchreiben erlaſſen war, ſandte er drei ſeiner getreuen Biſchöfe nach Savona, um mit Pius neue Verhandlungen aufzunehmen, in der Hoffnung, daß die Ausſicht auf die Kirchenverſammlung ihn ſchrecken werde. Napoleon ſtellte ihm Zweierlei zur Auswahl: entweder Aufenthalt in Rom, falls er denſelben Eid ablegen wolle, den die franzöſiſchen Biſchöfe in Folge des Concordats abgelegt hätten, oder Aufenthalt in Avignon, falls er die vier gallicaniſchen Propoſitionen anerkennen wolle [1]). Am 9. Mai 1811 kamen die Biſchöfe nach Savona, und am nächſten Tage wurden ſie von Pius empfangen. Unter den Verhandlungen, die ſie mit einander führten, bewies der Papſt große Feſtigkeit, aber nicht weniger Zuvorkommenheit. Er wolle nichts gegen die Declaration von 1682 thun; aber er wolle auch nicht die Bannbulle, welche Alexander VIII. am Tage vor ſeinem Tode über dieſelbe ausgeſtellt habe, widerrufen. Hinſichtlich der nachträglichen kanoniſchen Einſetzung der franzöſiſchen Biſchöfe würde er vielleicht auch zum Entgegenkommen bereit geweſen ſein, wenn nur die Regierung nicht ſo grauſame Maßnahmen gegen die Kirche beliebt hätte. Die Biſchöfe konnten bei ihm nichts ausrichten; aber da griff der Präfect

1) Corresp. de Napol. I, T. XXII, No. 17656 (p. 112—114).

die Sache ebenfalls an. Bald wandte er Drohungen an, bald Ueberredungen, ja, bot alle Mittel (wie es heißt, sogar medicinische) auf, um den alten Herrn mürbe zu machen. Das fortgesetzte Andringen setzte Pius in einen unruhigen Fieberzustand; er konnte Nachts nicht schlafen, und Tags war er matt. Nachdem er so müde gehetzt worden, gab er nach und ging darauf ein, daß eine Zusatzbestimmung zum Concordate verabredet wurde, durch welche er sich verpflichtete, innerhalb der nächsten sechs Monate den vom Kaiser ernannten Bischöfen die kanonische Einsetzung zu ertheilen; sollte indeß längere Zeit darüber verlaufen, das heißt aus irgend welchen anderen Gründen als etwaige persönliche Unwürdigkeit des Betreffenden, alsdann sollte der Metropolitan oder der älteste Bischof der kirchlichen Provinz das Recht haben, die kanonische Weihe zu verleihen. In dem diese Abrede enthaltenden Aktenstücke ist hinzugefügt, daß die angeführten Concessionen in der Hoffnung gemacht seien, daß der päpstliche Stuhl bald seine Freiheit und Unabhängigkeit wieder erlangen werde! [1]) Dasselbe wurde jedoch nicht unterschrieben, weil es nicht den Stempel eines Traktats haben sollte, sondern nur als der Ausdruck des päpstlichen Willens gelten [2]). Nachdem die Bischöfe mit Hülfe des Präfekten und des päpstlichen Arztes dem Papste diese Concessionen abgelockt hatten, reisten sie sogleich ab; aber kaum hatten sie Savona verlassen, da verdroß den Papst seine Nachgiebigkeit. Er wünschte die Bischöfe zurückzurufen, und er corrigirte an den Artikeln, die man aufgesetzt hatte. Aber hierzu war's zu spät. Da dieses Gefühl

---

[1]) Vgl. den Bericht des Erzbischofs von Tours unter den „Aktenstücken" bei d'Haussonville, T. IV, p. 422 ss., namentlich p. 430.

[2]) Thiers l. c., T. XIII, p. 126.

über ihn kam, versank er in einen an Wahnsinn grenzenden Zustand.

Während so der unglückliche Papst leibliche und geistige Qualen erduldete, wurde in Paris (am 17. Juni 1811) die Kirchenversammlung eröffnet [1]). Der Bischof von Troyes hielt zu Anfang eine Rede, in welcher er sich bemühte, dem Kaiser und dem Papste zu geben, was ihnen gebührte. Man war indessen schon so gewohnt, den Kaiser rühmen zu hören, daß die dem Letzteren dargebrachte Huldigung fast unbeachtet vorüberging; dagegen hörte man mit Verwunderung zu, wie der Bischof die tiefste Verehrung gegen den Papst aussprach. Fesch hatte die Rede, ehe sie gehalten wurde, durchgelesen und mehrere Stellen gestrichen; der Bischof von Troyes aber achtete seiner Censur gar nicht. Darauf trat Cardinal Fesch auf und ließ die Versammlung, nach Weise der alten Concilien, dem Papste Gehorsam schwören. Der Kaiser gerieth in heftigen Zorn, sowohl über den Inhalt der Eröffnungsrede, als über die Eidesleistung, welche letztere jedoch unumgänglich nöthig war, wenn nicht von vornherein die Synode einen ketzerischen Anstrich haben sollte. Wie gewöhnlich ergoß Napoleon zuvörderst seinen Aerger über den Oheim; dann trug er dem Moniteur und den übrigen Blättern in Betreff jener beiden Dinge das tiefste Stillschweigen auf, gab sich aber auch hiermit noch nicht zufrieden. In der ersten Sitzung der Synode traten die zwei Cultusminister, sowohl der Frankreichs, wie auch der Italiens, in ihrer Amtstracht vor die Versammlung, und der Erstere verlas ein kaiserliches Dekret, durch welches Fesch zum Präsidenten ernannt, dann aber auch die

---

1) Vgl. zum Folgenden die ausführliche, durchweg urkundlich beglaubigte Darstellung bei d'Haussonville, T. IV, p. 166—371, ferner Gams, Bd. II, S. 294 ff. und de Pradt, T. II, p. 473 ss.

Einsetzung eines Polizei- oder Ordnungsbüreau's verlangt wurde (un bureau chargé de la police de l'assemblée), welches, wie in einigen früheren Concilien, die Ordnung aufrecht halten sollte; endlich wurden beide Minister als ständige Mitglieder der Synode angemeldet. Die Versammlung wurde über die erwähnte Forderung höchlich bestürzt, insbesondere über den gehässigen Namen „Polizei-Bureau"; sie fügte sich aber dem Belieben des Imperator und wählte die Mitglieder dieser Behörde, deren Namen sie zuvor änderte in „die innere Administration", während der Kaiser fortfuhr, in der officiellen Sprache den von ihm einmal gewählten Namen zu gebrauchen. Darauf verlas der französische Cultusminister die kaiserliche Botschaft an die Synode. Dieselbe war voll der stärksten Ausfälle auf den Papst und seine Bullen, „welche in der Sprache Gregor's VII. abgefaßt seien und Allen mißfallen". Sie redete von „den unglückseligen Plänen" des Papstes, welche sich doch in nichts auflösten, und schloß endlich mit Drohungen. Seine Majestät ließ die Versammelten wissen: er werde niemals dulden, daß der Papst in Frankreich auf die Besetzung lediger Bischofssitze den nämlichen Einfluß übe, wie in Deutschland mittels der apostolischen Vicare. Er sei völlig überzeugt, daß die Engländer und andere Nationen Recht hätten in der Behauptung: die katholische Religion hindere die Unabhängigkeit der Regierung. Demnach wolle er „als Kaiser und König, als Schirmherr der Kirche und Vater seiner Völker", daß die Bischöfe ebenso wie vor der Zeit des Concordates eingesetzt würden, und daß kein Bischofsstuhl je länger als drei Monate ledig bleibe.

Dieses war angesichts eines zahlreichen Kreises von Dienern der römischen Kirche eine äußerst rücksichtslose Sprache, und sie bezeichnete einen Bruch mit dem Concordate sowohl als auch den letzten Abmachungen mit dem Papste; aber die

Synode war ja vollkommen unfrei. Napoleon beanspruchte auch einen Einfluß auf die Bildung der einzelnen Commissionen; ferner, die Versammlungen sollten nicht-öffentlich sein, auch kein Bericht gedruckt werden, ohne daß ihn der Kaiser zuvor durchgesehen habe. Die überwiegende Mehrheit der anwesenden Prälaten war allerdings von Bewunderung durchdrungen vor dem mächtigen Genie Napoleon's; aber nur ein kleiner Kreis von Männern, wie Maury, de Pradt, Duvoisin (Beichtvater der Kaiserin) [1]), und jene Kirchenfürsten, welche jüngst in Savona die Sache des Kaisers geführt hatten, waren für Napoleon's Pläne gänzlich gewonnen. Der durch die Botschaft hervorgerufene Schrecken war wohl geeignet, die meisten Anwesenden dem Kaiser zu entfremden; auch den bewundernden Bischöfen ward dabei zu Muthe, wie „einer Schaar von Pilgern in der Wüste, die plötzlich das Gebrüll des Löwen vernehmen". Die unsichere, charakterlose Haltung, welche das Gepräge der ganzen Versammlung war, fand ihren sprechendsten Ausdruck in der Haltung des Präsidenten. Cardinal Fesch repräsentirte abwechselnd den Oheim des Kaisers und den Bischof der römischen Kirche.

Die erste Aufgabe der Kirchenversammlung war eine Antwortadresse auf die kaiserliche Botschaft, und zur Abfassung derselben wurde ein Ausschuß niedergesetzt. Als dieser zuerst zusammentrat, zog Duvoisin eine Antwort hervor, welche, wie er sagte, „von Napoleon gutgeheißen" war, wofür er füglich sagen durfte: von Napoleon niedergeschrieben war. Er ging in derselben etwas gar zu plump vor, und der Ausschuß fand sein Verfahren so anstößig, daß jener Entwurf sehr stark

---

[1]) Ueber seine Stellung und Wirksamkeit als Beichtvater siehe Memorial, T. V, p. 328 ss. Napoleon nennt ihn daselbst „mon oracle, mon flambeau". Vgl. Pacca l. c, T. III, p. 64.

geändert wurde, ehe man ihn der ganzen Versammlung vorlegte. Hier begegnete er indessen keinerlei milderen Beurtheilung. Der Weihbischof von Münster, Caspar Maximilian Droste zu Vischering erhob sich und sagte, daß er in dem Adresse-Entwurfe das Allerwesentlichste vermisse: die Bitte, den Papst in vollkommene Freiheit gesetzt zu sehen. Da man dagegen einwandte: es möchte jetzt nicht der Augenblick sein zum Vortrage eines solchen Wunsches, erklärte ein andrer Bischof: Eben jetzt sollen wir die Ermahnung des Apostels befolgen: „Halt an, es sei zu rechter Zeit oder zur Unzeit; strafe, dräue, ermahne!" (2 Tim. 4, 2.) Darauf nahm Fesch das Wort und sagte: eine Verwendung zu Gunsten des Papstes würde unter den Beschlüssen über die kanonische Einsetzung der Bischöfe ihren natürlicheren Platz finden, eine Ansicht, welche indessen nicht durchschlug. In der nächsten Versammlung zeigte sich eben so wenige Neigung, dem Kaiser nachzugeben, obgleich Duvoisin versicherte: Napoleon wolle den Entwurf haben, welchen er zuerst vorgelegt habe. Man gab insoweit nach, daß man die Aenderungen etwas mehr beschränkte, beschloß aber zugleich, daß nur der Präsident und die Sekretäre die Adresse unterzeichnen sollten. Dieser Schluß der Adresse-Verhandlungen weckte von Neuem Napoleon's Zorn. Er wollte im Voraus wissen, worin die Aenderungen beständen, und erklärte: er wolle gar nichts mehr von der Adresse hören, geschweige denn sie entgegennehmen; ja, er ließ sogar den zur Audienz angemeldeten Bischöfen — absagen. Dagegen forderte er, daß im Laufe der nächsten acht Tage die Synode sich erkläre, wie sie über die Frage von der kanonischen Einsetzung der Bischöfe denke. Wie aufgebracht er war, bekamen ein paar Bischöfe zu erfahren, zu welchen er sagte: „Ich habe Sie zu Kirchenfürsten machen wollen. Es ist Ihre Sache, ob Sie zu dem Range von Pedellen hinabsinken wollen.

Der Papst weigert sich, die Bestimmungen des Concordats auszuüben. Nun wohl! so werden wir künftig gar kein Concordat haben."

In der That bildete die Ordnung der kanonischen Einsetzung die Hauptfrage [1]). In einer beschleunigten Ordnung dieser Angelegenheit sah de Pradt, und Andere mit ihm, ein unerläßliches Mittel der Selbsterhaltung; es würde, meinten sie, ein moralischer und kirchlicher Selbstmord sein, wenn die Diener der Kirche die Sache nicht baldigst in Ordnung brächten. Aber sie hatte ihre Schwierigkeit. Am nächsten lag es, mit dem Papste sich dieser Frage wegen in Beziehung zu setzen. Das wollte aber Napoleon nicht. Die letzte Verhandlung und Uebereinkunft mit dem Papste war den Mitgliedern der Synode unbekannt. So ahnten sie auch nicht, was Napoleon wußte, daß der Papst damals vor Bekümmerniß über die ihm abgelockte Concession beinahe von Sinnen war. Der Kaiser verlangte nun, daß das Concil in erster Linie einen bezüglichen Synodalbeschluß zu Stande brächte und darnach Botschaft an den Papst gelangen ließe. Man ernannte ein Comité zur Behandlung der Frage von der kanonischen Einsetzung; und in demselben legte Fesch einen Brief vor, welchen der Cultusminister im Namen des Kaisers geschrieben hatte, die Vorfrage enthaltend, ob das Concil sich berechtigt glaube, hinsichtlich des fraglichen Punktes eine endgültige Entscheidung zu treffen [2]). Er bekam zur Antwort: Das Comité erbittet sich die Erlaubniß, mit dem Papste zu verhandeln. Fesch begegnete wieder der gewöhnlichen Begrüßung. Als er einige Worte zur Rechtfertigung vorbringen wollte, fuhr Napoleon ihn an: „Schweigen Sie nur völlig von Theologie! Hätte ich nur sechs Monate studirt, so würde

---

1) de Pradt l. c., T. II, p. 479.

2) Die Aktenstücke bei d'Haussonville l. c., T. IV, p. 418.

ich mehr davon verstehen, als Sie." Später stieß er die Drohung aus, „die ganze Synode zu cassiren"; dann könnten die Geistlichen ja durch die Präfecten ernannt werden, ebenso auch die Domcapitel und die Bischöfe. Verweigerte darnach der Metropolitan diesen die kanonische Einsetzung, so würde er die Priesterschulen schließen, und die Religion würde keine Lehrer mehr haben. In diesem Augenblicke gewann einmal der Bischof in der Brust des Cardinal Fesch die Oberhand über den Onkel, und er sagte freimüthig zum Kaiser: „Wollen Sie Märtyrer haben, so machen sie den Anfang in ihrer eigenen Familie! Ich bin bereit, meinen Glauben mit meinem Leben zu besiegeln. So lange der Papst nicht seine Zustimmung dazu giebt, werde ich, der Erzbischof, nicht einen einzigen meiner Suffraganbischöfe weihen. Ich werde sogar noch weiter gehen. Sollte ein einziger meiner Suffraganbischöfe es wagen, einem Bischofe in meiner Provinz die Weihe zu ertheilen, so würde ich augenblicklich einen solchen excommuniciren."

In diesem Tone pflegte der vormalige Magazinverwalter nicht zu reden; und seine Worte scheinen Napoleon etwas bedenklich gemacht zu haben. Zugleich kamen Nachrichten aus Savona, dahin lautend, daß die fieberhafte Erregtheit bei dem Papste einer stillen Melancholie gewichen sei, welche eine friedliche Verständigung als nicht unerreichbar erscheinen lasse. Unter diesen Umständen veränderte Napoleon etwas seine Taktik. Die oben erwähnten Gesandten und Unterhändler in Savona erhielten Ordre, zu erzählen, was sie bisher über Zweck und Erfolg ihrer Reise verschwiegen hatten. Darauf ließ der Kaiser einen Sekretär rufen, und diktirte diesem ein Aktenstück [1]), welches fortan für alle Verhandlungen des Concils die Grundlage bringen sollte. Hierin wird zuerst mitgetheilt: eine De-

[1]) d'Haussonville l. c., T. IV, p. 328—330.

putation sei bei dem Papste gewesen, um in Betreff der verhandelten Frage mit ihm eine Uebereinkunft zu treffen, dann aber dem Concile der Vorschlag gemacht, einen Synodalbeschluß zuwege zu bringen, welcher das Ersuchen an den Kaiser richte, das letzte Abkommen mit dem Papste zum Staatsgesetz zu erheben und wiederum einen Gesandten an den Papst abzuordnen, „um ihm dafür, daß er durch diese Concession den Leiden der Kirche ein Ende gemacht habe, seinen Dank auszusprechen".

Dieses war eine Schwenkung, welche man als eines großen Feldherrn würdig bezeichnen möchte. Fesch und Duvoisin, welche ja von der nachfolgenden Reue des Papstes über die gemachten Einräumungen nichts wußten — denn diese blieb auch ferner ein Geheimniß — nannten das Dictat des Kaisers „eine Inspiration"; und ihr Jubel theilte sich auch den übrigen Mitgliedern des Ausschusses mit. Bis auf wenige Ausnahmen gingen sie mit Freuden auf den kaiserlichen Gedanken ein, und waren alle dadurch bestochen, daß wieder von dem Papste die Rede war. Bald trat aber eine ruhige Ueberlegung an die Stelle der ersten Begeisterung, und sie gewannen von der Sache eine andere Ansicht. Fesch war auch ehrlich genug, um sie nicht überlisten zu wollen. Als er den Umschlag der Stimmung wahrnahm, legte er am nächsten Tage das kaiserliche Decret zu neuer Erwägung vor, und dies wurde verworfen. Dieses Resultat war nun ein deutliches Zeugniß, daß der Synodalausschuß seiner Mehrzahl nach mißtrauisch geworden war hinsichtlich der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit des Kaisers. Fesch hatte wieder den unerquicklichen Auftrag, dem Kaiser mitzutheilen, daß auch sein letzter Vorschlag keine Aussicht habe, angenommen zu werden. Da brach Napoleon's Geduld. Am 10. Juni fand noch eine allgemeine Versammlung ohne Bedeutung statt; schon am nächsten Tage

erfolgte die Anzeige, daß das Concil geſchloſſen ſei. Am zweiten Tage darnach wurde das gewöhnliche Nachſpiel aufgeführt. Der Biſchof von Troyes und zwei andere der Oppoſition angehörige Biſchöfe wurden von Polizeiagenten aus ihren Betten geholt und nach Vincennes gebracht. Hier wartete ihrer ein ſtrenges Gefängniß.

Da liefen neue Nachrichten ein von dem Präfecten zu Savona. Der Papſt, hieß es, befinde ſich beſſer, und es zeige ſich mehr Ausſicht zu einer Verſöhnung. Napoleon war ſogleich entſchloſſen, die eröffnete Ausſicht auf einen Vergleich zu benutzen, und die Kirchenverſammlung wurde wieder zuſammenberufen. Einige Biſchöfe, welche dem Plane des Kaiſers am meiſten entgegengeſtanden hatten, waren freilich ſchon von Paris abgereiſt, was aber dem Fortgange der Verhandlungen nur zu gute kam. Die Uebrigen erhielten Befehl zu bleiben. Ehe das Concil von Neuem zuſammentrat, ſuchte Napoleon auf die Prälaten durch Verſprechungen und Drohungen einzuwirken, was ihm zwar im Allgemeinen, aber doch keineswegs bei Allen glückte. So ging er eines Tages dem Biſchof Miollis, einem Bruder des uns bekannten Gouverneurs in Rom, in ſeiner gewohnten Weiſe zu Leibe, um ihn zu ſeiner Partei hinüberzuziehen. „Sire", antwortete der fromme Biſchof, „ich pflege keinen wichtigen Entſchluß zu faſſen, ohne mich mit dem heiligen Geiſte zu berathen; ich bitte daher um Zeit zur Ueberlegung." Vier Tage nachher traf Napoleon wieder mit Miollis zuſammen und fragte ihn: „Nun, Herr Biſchof, was hat Ihnen denn der heilige Geiſt geſagt?" „Sire", antwortete der Biſchof, „gerade das Gegentheil von dem, was Ew. Majeſtät mir geſagt haben." [1])

[1]) Biſchof Miollis ſoll, wie man in Frankreich behauptet, Victor Hugo zu ſeinem Buche: „Les misérables", und zwar zu der Schilderung des Biſchofs, mehrere Züge an die Hand gegeben haben.

Am 5. August hielt die Synode ihre letzte Versammlung. Der Erzbischof von Tours verlas einen vollständigen Bericht über die mit dem Papste gepflogene Verhandlung und eine wortgetreue Wiedergabe der Punkte, auf die er eingegangen war. Von einer Discussion war da keine Rede mehr; die Synode sollte sich lediglich beugen unter des Kaisers Willen und zu seinem Dictate Ja und Amen sprechen. Maury beeilte sich daher zu sagen, daß alle Prüfung „unnütz" sei, denn man sei ja einig. Und über welchen Beschluß? — „Das Nationalconcil" — so beschloß man —, „hat in Nothfällen das Recht, über die Einweihung der Bischöfe Entscheidung zu treffen." Und was sind Nothfälle? „Sofern der Papst" — beschloß man weiter — „sich weigert, das Decret, über welches das Concil betreffs der Einweihung der Bischöfe schlüssig geworden ist, zu bestätigen, findet ein Nothfall statt." Demnach ging ein Dekret durch, dahin lautend, daß in Zukunft der Kaiser die Bischöfe ernennen und der Papst ihnen die kanonische Weihe ertheilen solle. Falls der Papst nicht diese innerhalb sechs Monate gewähre, so könne der Erzbischof oder der älteste Bischof der Provinz es thun. Die Versammlung bat den Kaiser, dieses Dekret zu bestätigen und zu erlauben, daß „eine Deputation von sechs Bischöfen *den Papst ersuche*, dieses Dekret zu *bestätigen*, welches allein den Bedrängnissen der Kirche *Frankreichs* und *Italiens* eine Grenze setzen könne". Mehr als fünf Sechstel der anwesenden Prälaten fügten sich, nachdem sie, einer nach dem andern [1]), mit Glimpf und Unglimpf gewonnen waren, und das Decret wurde angenommen!

---

1) „Unser Wein wurde nicht gut befunden auf der Tonne", sagte Cardinal Maury; „auf Flaschen ist er besser" — eine Anspielung auf den Umstand, daß man die Prälaten *einzeln* überredete.

Pius erfuhr inzwischen von dem Pariser Concile beinahe nichts. Der Präfect von Savona hatte von den kirchlichen Vorgängen und Zuständen selbst nur geringe Kunde, und das Wenige, was er wußte, verhehlte er vor dem Papste. Dieser mußte daher höchlich überrascht werden, als er eine Gesandtschaft von Seiten des Concils erhielt. Selbstverständlich hatte Napoleon die Mitglieder derselben ernannt, und nur ergebenste Freunde des Kaiserthums. Sie hatten Ordre, die vollständige und unbedingte Annahme des Dekrets zu verlangen. Um Pius zur Fügsamkeit zu stimmen, sandte die kaiserliche Regierung zugleich einige Cardinäle nach Savona, u. A. Ruffo. Diese sollten alle Skrupel des Papstes beseitigen. Der unglückliche Papst, so von allen Seiten verrathen und geplagt, gab nach und unterzeichnete ein Breve [1]), welches die Anerkennung des Dekretes aussprach. Er opferte dadurch das ausschließliche Recht des päpstlichen Stuhles, die kanonische Einsetzung zu ertheilen, was mit Recht ein verhängnißvoller Schritt heißen durfte. Zwar hatten auch schon in der Zeit vor dem Concordate Franz' I. (1515) die Erzbischöfe in Frankreich die kanonische Einsetzung vollzogen; damals aber lag die Ernennung selbst in den Händen der Kirche, nicht des Staates, wie es nach Napoleon's Concordat der Fall war. Sobald das Breve ausgefertigt war, wurde es zugleich mit einem sehr wohlwollenden Schreiben an den Kaiser abgesandt. Dieser befand sich damals in Vliessingen, lebhaft in Anspruch genommen von dem bevorstehenden Kriege mit Rußland. Obgleich der Papst Alles eingeräumt hatte, war Napoleon noch nicht zufrieden. Er wollte den Brief gar nicht beantworten, stellte sich, als habe er ihn gar nicht erhalten, und suchte einen neuen Anlaß zum Hader mit seinem Gefangenen.

---

[1]) Die Aktenstücke bei d'Haussonville l. c., T. V, p. 399 ss.

Vielleicht war der Kaiser darüber ungehalten, daß der Papst nicht gänzlich und für alle Zeit sein Herrschaftsrecht über die ewige Stadt daran geben wollte. Jeder Schatten eines Widerstandes war dem Manne damals unerträglich. Wäre Napoleon von Moskau als Sieger zurückgekehrt, so würde der Papst zum Hofbischof herabgesetzt und der Kaiser zum eigentlichen Khalifen der abendländischen Welt erhoben sein. Später hat er seine Gedanken uns selber verrathen.

Am 16. August las er auf St. Helena nach der Mittagsmahlzeit mit den Genossen seines Exils Voltaire's „Zaira" und einige Scenen des „Oedipus", worauf das Gespräch auf Christenthum und Kirche kam. „Was würde dann geschehen sein", sagte er [1]), „wenn ich als Sieger und Triumphator von Moskau heimgekommen wäre? Ich würde dann endlich die völlige Trennung des geistlichen von dem weltlichen Wesen — und dieses ist für Se. Heiligkeit so nachtheilig — durchgesetzt haben, da ja die Vermengung beider so viel Verwirrung in die menschliche Gesellschaft bringt, und das gerade durch dessen Hand, der berufen ist, den harmonischen Mittelpunkt zu bilden. Darauf würde ich den Papst überschwenglich hoch gestellt haben; ich hätte ihn umgeben mit Pracht und Huldigungen und es dahin gebracht, daß er die weltliche Macht selbst gar nicht vermißte. Ich hätte ihn zu einem Abgotte (un idole) gemacht. Er hätte seine Wohnung in meiner Nähe erhalten: Paris wäre die Hauptstadt der christlichen Welt geworden, und ich hätte sowohl die religiöse als die politische Welt regiert. Dieses wäre ein neues Mittel gewesen, um alle mit dem Kaiserreiche verbündeten Staaten fester zu verknüpfen und den Frieden aufrecht zu halten. Ich hätte meine

---

[1]) Mémorial de Sainte Helène, T. V, p. 339 ss.

kirchlichen Versammlungen neben den gesetzgebenden gehalten; meine Concilien wären eine Repräsentation der ganzen Christenheit gewesen, und die Päpste nur die Präsidenten derselben. Ich selber hätte diese Versammlungen eröffnet und geschlossen, ihre Beschlüsse genehmigt und veröffentlicht, wie es auch Constantin und Karl der Große gehalten haben. Diese Oberherrlichkeit ist den Händen der Kaiser dadurch entglitten, daß sie den Fehler begingen, die Päpste zu fernab von ihnen wohnen zu lassen." Weiter äußerte er: „Er habe es immer wünschenswerth gefunden, daß die religiöse (kirchliche) Führung in der Hand des Souveräns ruhe. Ohne sie lasse sich gar nicht regieren; ohne sie werde ein Volk jeden Augenblick in seiner Ruhe, seiner Würde, seiner Unabhängigkeit gestört." Dieses ist eine Sprache, welche zur Hälfte an jene französischen Philosophen [1]) erinnert, zur Hälfte an den extremsten Absolutismus. Da war Napoleon auf einen sehr hohen Berg geführt, und der Blick auf die vielen Reiche und ihre Herrlichkeit bezauberte und berauschte ihn. Es war ein Moment, in welchem er uns an jenen König des Morgenlandes erinnert, welcher sagte: „Das ist die große Babel, die ich erbauet habe zum königlichen Hause, durch meine große Macht, zu Ehren meiner Herrlichkeit" (Dan. 4, 27). Es war seine dämonische Stunde, in welcher er eine Weissagung, ein Vorbild auf den künftigen Antichrist werden sollte (2 Thess. 2, 4). Nabuchodonosor's Strafe ward Wahnsinn; die Napoleon's aber die empfindlichste Strafe für einen Heerführer, welcher bisher überall den Sieg an seine Fahnen gefesselt hatte, nämlich eine totale Niederlage.

Indessen, was damals die Seele des Kaisers am mächtigsten erfüllte, war nicht jener cäsareo-papistische Plan: der

[1]) S. die Einleitung.

Feldzug nach Rußland nahm ihn besonders hin. Aber auf dem Wege nach Moskau schwebte ihm der Gedanke, doch einmal „die beiden Schwerter" führen zu sollen, vor seiner Seele wie eine glänzende Fata Morgana. Als ihm im königlichen Schlosse zu Dresden gehuldigt wurde von seinem kaiserlichen Schwiegervater, von Königen und Fürsten, wandte sein Gedanke sich zurück zu dem Gefangenen in Savona. „Ich höre, daß englische Schiffe sich in der Nähe von Savona bewegen", schrieb er damals an den Fürsten Borghese [1]; „ich denke, es wird jetzt nothwendig sein, den Papst in Sicherheit zu bringen. Daher müssen Sie dem Präfekten und Commandanten auftragen, dafür zu sorgen, daß der Papst mit seinen Leuten in zwei guten Wagen fortkomme. Der Papst mag den Arzt in seinem Wagen haben." In dem weiteren Verlauf des Briefes wird noch einmal daran erinnert, daß der Wagen jedenfalls ein guter sein müsse, und befohlen, daß der Papst in gewöhnlichem schwarzem Priesterrocke reise, und daß er durch die Städte nicht anders als zur Nachtzeit geführt werde, um Aufläufe zu verhüten. Das Ziel der Reise sollte Fontainebleau sein, wo er sich in der Nähe des Kaisers befinden werde. Der in diesem Briefe berührte Plan, den die Engländer gehabt hätten, den Papst zu befreien, war ein Gebilde der Phantasie Napoleon's. d'Haussonville hat nach Spuren dieses Planes geforscht, im Foreign Office, im Archiv der englischen Admiralität, in den persönlichen Papieren des Admiralitätssekretärs Croker, aber vergebens; nirgends der Schatten eines positiven Anhaltes für die Befürchtung des Kaisers [2]. Aber natürlich wurde die gegebene Ordre pünktlich ausgeführt. Pius mußte seinen päpstlichen Amtsschmuck ablegen, ja sogar seine Schuhe

1) Correspondance de Napol. I, T. XXIII, No. 18710.
2) d'Haussonville l. c., T. V, p. 153 ss.

ausziehen, damit die Diener das darauf gestickte Kreuz entfernten und sie mit Schwärze überzögen; auch das goldene Kreuz, welches um seinen Hals hing, wurde ihm abgenommen. „Das hilft nichts", sagte er; „meine Gesichtszüge sind aller Welt bekannt." Auf der Reise erkrankte er, und man mußte den Arzt Claraz zu ihm rufen. Dieser hat eine handschriftliche Schilderung seines Zusammentreffens mit dem Papste hinterlassen [1]), aus welcher man ersieht, daß er sogar mit dem Tode bedroht worden ist, falls er den Namen des ihm anvertrauten Patienten verrathe. Unter unsäglichen Martern und Quälereien kam der beklagenswerthe Papst am 19. Juni 1812 in Fontainebleau an, wo aber zu seiner Aufnahme nicht die geringste Vorbereitung getroffen war. Man wollte nämlich auch hier der Möglichkeit jedes Triumphes vorbeugen, welcher ihm durch den Willkommen gläubiger Schaaren konnte bereitet werden.

In der ersten Zeit befand er sich so leidend, daß er das Sprechen nicht aushalten konnte, weßhalb er die Tage in Einsamkeit verbrachte. Später aber bekam er zahlreiche Besuche. Die „rothen" Cardinäle und die für Napoleon schwärmenden Bischöfe hatten sogar ausdrückliche Ordre, ihn zu besuchen, um ihn im Voraus zu neuen und großen Opfern geneigt zu machen, auf die bevorstehende Zeit, wann der Kaiser als Sieger zurückgekehrt sei. Fontainebleau war die letzte Station auf dem Wege nach Paris, und hier wurde der erzbischöfliche Palast schon für die Aufnahme des Papstes in Stand gesetzt. In einem kleinen Reisehandbuche aus jener Zeit heißt es sogar bei Erwähnung des erzbischöflichen Palastes: „jetzt die Wohnung des Papstes, bisher des Erzbischofs". Indessen

[1]) Die Handschrift findet sich im Britischen Museum zu London. S. d'Haussonville l. c., T. V, p. 161 ss.

war nur schwache Aussicht, daß der Papst in eine Uebersiedelung nach Paris einwilligen werde. War er doch durchaus nicht dazu zu vermögen, daß er in Fontainebleau seine Lebensweise irgendwie anders einrichte, als in Savona. Er las die Messe in einem Stübchen neben seinem Schlafzimmer, und wollte weder in die Schloßkapelle noch in den Garten gehen. Er lebte so genügsam wie möglich und suchte in aller Beziehung sich selber zu helfen. Der Herzog von Rovigo [1]) erzählt sogar: der Papst habe an seinen Kleidern selbst genäht und seine Zimara gewaschen, wenn sie durch Schnupftabak beschmutzt worden. Wenn aber derselbe weiter sagt, daß Pius sich niemals mit Lektüre beschäftigt habe, obgleich eine gute Bibliothek im Schlosse war, so verhält es sich anders [2]). Fontainebleau, voll Erinnerungen an Heinrich II. und seine Diana von Poitiers, an Heinrich IV. und seine Gabrielle d'Estrées, bot vielleicht keine Bücher, die mit dem Geschmacke des Papstes übereinstimmten; aber Thatsache ist, daß er anderswoher Cyprians, des Kirchenvaters, Schriften borgte, sowie außerdem — von Espens' Kirchenrecht [3]).

Als die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange des russischen Feldzuges nach Frankreich kam, wurde dieser Ausgang in kirchlichen Kreisen als ein Gottesgericht aufgefaßt. Damals, da Pius den Kaiser in den Bann gethan hatte, schrieb Napoleon an Eugen: „Weiß der Papst nicht, daß die Zeiten andere geworden sind? Glaubt man, die Excommunicationen können bewirken, daß meinen Soldaten die Waffen aus ihren Händen fallen?" — „Gott der Herr", so schreibt Cardinal Pacca [4]), „ließ es thatsächlich geschehen."

---

1) Mémoires du duc de Rovigo, T. VI (Par. 1828), p. 72 s.
2) d'Haussonville l. c., T. V, p. 175.
3) S. oben Einleitung, S. 15.
4) Pacca l. c., T. II, p. 118.

Man hörte nämlich, daß „die Soldaten nicht im Stande waren, ihre Waffen festzuhalten; sie entglitten auch den Händen der Kühnsten". Er und viele ernstgesinnte Katholiken sahen in den grauenhaften Niederlagen auf Rußlands Schnee- und Eisfeldern eine Erfüllung jenes Psalmwortes: „Feuer, Hagel, Schnee und Dampf, Sturmwinde, die sein Wort ausrichten" (Ps. 148, 8). Am 18. Dezember 1812 kam Napoleon um Mitternacht in die Tuilerien zurück; und sofort begann er seinem Unglücke Abhülfe zu schaffen durch neue Soldatenaushebungen. Er begriff, daß unter diesen Umständen eine wirkliche oder anscheinende Aussöhnung mit dem Papste ihm von großem Nutzen sein könne, sowohl im Blicke auf die Katholiken in Frankreich wie auch in Deutschland; es hielt aber schwer, dem Papste sich wieder anzunähern. Er hatte auf dessen eigenhändigen Brief nicht geantwortet und seitdem sich offene Gewaltschritte erlaubt gegen das Oberhaupt der Kirche. So benutzte er denn den Jahreswechsel als die beste Gelegenheit, neue Verhandlungen einzuleiten, und schrieb den 29. Dezember einen Brief an Pius [1]). Hier drückt er seine Freude darüber aus, daß er höre, der Gesundheitszustand des Papstes sei jetzt ein besserer, und er versichert ihn seiner Freundschaft trotz Allem, was zwischen ihnen beiden vorgefallen sei. „Vielleicht wird es uns glücken, zu dem so sehr erwünschten Ziele zu gelangen, der ganzen Spannung zwischen Staat und Kirche ein Ende zu machen. Ich an meinem Theile bin hierzu sehr aufgelegt; es wird von Ew. Heiligkeit abhängen." Die Höflichkeit brachte es mit sich, daß auf diesen Brief eine Antwort erfolgte. So wurde denn Cardinal Doria, der frühere französische Nuntius, welcher gut mit dem

[1]) Correspondance de Napol. I, T. XXIV, No. 19402. Zum Folgenden Pacca l. c., T. III, p. 63 ss.

Kaiser stand, zu ihm abgesandt. Während des kurzen Aufenthaltes des Cardinals in Paris wurde die Aufnahme neuer Verhandlungen verabredet, und einige Tage später begab sich Duvoisin nach Fontainebleau mit einem neuen kaiserlichen Vorschlage, welcher als Grundlage einer schließlichen Uebereinkunft dienen sollte. Doria, Ruffo und ein paar andere Cardinäle bildeten eine Art kirchlicher Commission, mit der Bestimmung, den Papst zu berathen.

Man hätte nun nach Allem erwarten sollen, daß der neue Vorschlag Napoleon's milder und annehmlicher laute, als der frühere. Doch war dieses nicht der Fall. Dieselbe Rücksicht auf das Urtheil der Welt, welches den Kaufmann am Rande des Bankerotts veranlaßt, einen verschwenderischen Luxus zu entfalten, brachte auch Napoleon dazu, in einem so kritischen Zeitpunkte seine Forderungen noch höher zu schrauben. „Der Papst solle, so wie auch seine Nachfolger vor der Erhebung auf den päpstlichen Stuhl, schwören, nichts zu thun oder zu verfügen, was den Gallicanischen Propositionen widerstreite, und der Papst künftig nur das Recht haben, das eine Drittheil der Mitglieder des Cardinal-Collegiums zu ernennen. Hinsichtlich der Besetzung der Bisthümer müsse die letzte Abrede in Kraft bleiben. Der Papst solle über das Verhalten der Cardinäle, welche der Trauung des Kaisers nicht beigewohnt hatten, seine Unzufriedenheit und verwerfendes Urtheil aussprechen, worauf aber der Kaiser ihnen Amnestie gewähren werde. Von dieser seien alsdann nur di Pietro und Pacca auszuschließen. Der Papst wohne hinfort in Paris, mit einem jährlichen Einkommen von 2 Millionen Francs.“ Durch diesen Vorschlag wurde der Papst wieder in die größte Aufregung und Herzensangst versetzt. Er schlief nicht und gerieth in einen Zustand, daß Duvoisin Bedenken trug, die Verhandlungen mit ihm fortzusetzen. Als Napoleon hiervon hörte,

beschloß er persönlich einzugreifen. Am 18. Januar befand er sich in der Nachbarschaft von Fontainebleau auf der Jagd, von wo er sich plötzlich in einem Postwagen nach dem dortigen Schlosse fahren ließ. Zur Abendzeit, während der Papst im Kreise der Cardinäle und Bischöfe saß, und „zur Ermüdung der Zuhörer, wenn auch dem Erzähler zur Freude", die Anekdoten von Tivoli, Imola und Cesena wiederholte [1]), trat unerwartet Napoleon ein. Alle Anwesenden zogen sich eiligst zurück; Napoleon aber ging gerade auf den Papst zu, umarmte und küßte ihn. An diesem Abende wurde gar nicht von Geschäften geredet; sondern Napoleon legte es allein darauf an, seine Herzlichkeit und Freundschaft an den Tag zu legen. Der Papst wurde durch diesen Besuch sehr erfreut, und erzählte voll Entzücken seinen Dienern, wie der Kaiser ihn umarmt und geküßt habe, worin Cardinal Pacca ein Symptom seiner damaligen Geistesschwäche erkennen will.

An den darauf folgenden Tagen fanden zwischen Kaiser und Papst Unterhandlungen statt, von welchen zwar allerlei Anekdotenhaftes erzählt und gedruckt worden ist, Niemand aber genau unterrichtet ist. Chateaubriand, in seiner Schrift: „Bonaparte et les Bourbons", berichtet: Napoleon habe den Papst bei den Haaren gerissen und aufs Aergste gekränkt. Indessen hat Pius selbst, nach Pacca's Versicherung [2]), Dieses immer abgeleugnet; das Einzige, worüber er geklagt habe, sei, daß Napoleon ihn wie einen Ignoranten in kirchlichen Dingen behandelt habe." Dagegen übergeht Napoleon in seinen Diktaten auf St. Helena stillschweigend die in Fontainebleau gepflogenen Verhandlungen. Wenn wir indessen auch die Art und Weise, wie es schließlich zu einem Compro-

[1]) Pacca l. c., T. III, p. 115.

[2]) Dieses bestätigt auch de Prabt (l. c., T. III, p. 5).

miß gekommen ist, nicht kennen, so ist uns wenigstens dieses selbst genau bekannt. Bonaparte stimmte seine Forderungen bedeutend herab. In dem Concordate, welches der Papst nach langer Weigerung und bebenden Herzens endlich unterschrieb, ist weder von den gallicanischen Freiheiten die Rede, noch von der Einmischung der Staaten in die Wahl der Cardinäle. Ebensowenig wurde der Papst gezwungen, seinen Wohnsitz in Paris zu nehmen; auch wurden gewichtige Zugeständnisse gemacht rücksichtlich der Ernennung einzelner Bischöfe in der Nähe Roms und in Frankreich, obgleich im Ganzen die früher beliebten Stipulationen hierüber bestätigt wurden [1]). Aber trotz alles ihm bewiesenen Entgegenkommens war der Papst wenig aufgelegt, seinen Namen darunterzusetzen. Ehe er unterschrieb — nämlich den 25. Januar Abends —, ließ er seine Augen in dem ihn umgebenden Kreise umhergehen; die Meisten aber schlugen die Augen nieder, oder zuckten die Schultern, zum Zeichen, daß nichts übrig sei, als nachzugeben [2]). So wie das Concordat unterschrieben war, wurde Befehl ertheilt, die ausgewiesenen Cardinäle zurückzurufen und die gefangenen auf freien Fuß zu setzen. Nur wegen Pacca's Person wurde, wie der Papst selbst nachher sagte, eine wahre Bataille geliefert; „denn", sagte der Kaiser, „Pacca ist mein Feind". Endlich gab Napoleon dennoch nach, und sandte einen Courier nach Turin, mit der Ordre, auch diesem Cardinal die Freiheit zu schenken. Noch am selben Abend diktirte er Duvoisin einen Brief an den Papst, in welchem es heißt: „der Kaiser habe mit ihm nur in seiner Eigenschaft als Kirchenfürst unterhandelt, und der Papst habe daher durch dieses Concordat, weder direkt

---

1) Das Concordat findet sich abgedruckt in Correspondance de Napoléon I, T. XXIV, p. 450 ss.

2) Pacca l. c., T. III, p. 66.

noch indirekt, der Souveränetät über die römischen Staaten entsagt" [1]). Sollte das eine Wohlwollensäußerung sein, oder ein Spott?

Indessen wurde sogleich in allen Kirchen ein Tedeum gesungen; ebenso wurde den Regierungsbehörden in Mailand und in Rom der in Fontainebleau geschehene Abschluß des Concordates officiell angezeigt. Der Kaiser blieb daselbst noch drei Tage; dann aber zog er wieder nach Paris, um einen neuen großen Feldzug anzuordnen. Dagegen versammelten sich die Cardinäle um ihren eigentlichen Fürsten und Herrn; und sowohl Pacca als Consalvi schlugen ihren Wohnsitz in der unmittelbaren Nähe des Papstes auf. Pius legte alsbald den Cardinälen die einzelnen Artikel des Concordats vor, um ihre Meinung über dasselbe zu hören. Daher fingen die Cardinäle an, sich mit einander zu berathen, was aber seine Schwierigkeit hatte. „Wir sollten", sagt Pacca, „ferne von Rom diese Prüfung anstellen; wir befanden uns in einem der Paläste Napoleon's, von seinen Ministern und Dienern umgeben, mußten daher in größter Heimlichkeit zusammenkommen, um nicht zu der Meinung Anlaß zu geben, daß wir Ränke schmiedeten. Das heil. Collegium war in die ‚schwarzen' und ‚rothen' Cardinäle getheilt; und ich hatte Grund zu glauben, daß man auf einige unter uns das Wort Tertullian's von den Hirten anwenden könne, die in friedlicher Zeit Löwen, im Kampfe aber zahme Hirsche seien." Einige der Cardinäle

1) Dieser Brief, welcher in die große Correspondenz nicht aufgenommen ist, befindet sich unter den „Aktenstücken" bei d'Haussonville, T. V, p. 530 und auch bei Pacca, T. III, p. 72 s. Der Erstgenannte sagt l. c., p. 228: „Il est assez difficile de deviner si elle (jene Aeußerung) était dictée par une intention gracieuse, ou si elle contenait un sarcasme amer contre le saint-père. Pacca (T. III, p. 73) versteht sie als „einen neuen, beleidigenden Spott".

traten mit dem Votum auf: das Concordat sei augenblicklich zu widerrufen, wogegen Andere jedoch ihren Widerspruch aus dem Gesichtspunkte erhoben, daß hiermit die Hoheit und Unfehlbarkeit des Papstes nicht bestehen könne [1]). Indessen trug die erstgenannte Ansicht den Sieg davon; und Consalvi theilte Pius mit, daß die Stimmung im Kreise der Cardinäle überwiegend für einen Widerruf sei. Consalvi faßte darauf den Entwurf desselben ab, welchen der Papst abschrieb. Alle Morgen gingen di Pietro und Consalvi mit dem Dokumente zu ihm, damit er ein Stück nach dem anderen abschreiben könne, worauf Pacca Nachmittags es wieder forttrug, indem er es unter seinen Kleidern versteckte. In den Zimmern des Papstes es liegen zu lassen, war gefährlich, weil hier Allem nachgespürt wurde. Pacca erzählt, er habe trotz der Winterkälte „Angstschweiß geschwitzt", so oft er mit dem wichtigen Papiere unter seinen Kleidern an der Schildwache vorüberging.

Am 24. März war die Abschrift fertig, und das Dokument wurde dem Kaiser zugesandt. Der Papst gesteht in demselben, daß er während der Unterschrift des Concordates von Gewissensbissen und Reue geplagt worden sei, so daß er

[1]) Pacca (l. c., T. III, p. 77) berichtet ausdrücklich, daß viele der Cardinäle (sowohl der rothen als der schwarzen) damals folgende Einwendung machten: „Wie könnet ihr Italiener diese große Verirrung, diesen päpstlichen Fall (cette chute papale) in Uebereinstimmung bringen mit der Lehre von der Unfehlbarkeit bei dem Oberhaupte der römischen Kirche?" So galt also diese Lehre, und zwar ohne jede Einschränkung, schon längst in den Umgebungen des Papstes als Voraussetzung. Daß das Vaticanum später, übereinstimmend mit den meisten katholischen Theologen (vgl. Pacca l. c., T. III, p. 79), die Unfehlbarkeit begrenzt hat (auf die Aussprüche ex cathedra), ist eine Sache für sich. Im Jahre 1813 war das Dogma noch nicht kirchlich festgestellt, und so gab es ohne Zweifel damals sowohl eine weitere (also die oben angewandte) wie eine engere Auffassung desselben.

weder Ruhe noch Frieden gehabt habe. Er beklagt das seinerseits der Kirche gegebene Aergerniß; und so wie Paschalis II. seiner Zeit die dem Kaiser Heinrich V. gemachten Concessionen widerrufen habe, so widerrufe er jetzt die seinigen [1]). Natürlich waren die Cardinäle höchst gespannt, zu erfahren, wie Napoleon die Kündigung des Concordats aufnehmen werde; und die darüber einlaufenden Nachrichten lauteten eben nicht günstig. Als er dem Staatsrathe die Sache anzeigte, soll er gesagt haben: „Das kommt niemals in Ordnung, wenn ich nicht einigen dieser Priester in Fontainebleau ihre Köpfe vor die Füße lege"; als aber eines der Mitglieder des Staatsraths ihn aufforderte, sich zum Oberhaupte der französischen Kirche zu erklären, antwortete er: „Nein, das hieße die Fenster einschlagen." Er ging einen anderen Weg. Am nächsten Tage schrieb er dem Cultusminister [2]): „Sie müssen in Betreff des päpstlichen Schreibens vom 24. März das strengste Geheimniß beobachten, so daß ich je nach Umständen entweder sagen darf, daß ich's empfangen habe, oder daß ich's nicht empfangen habe." Die Bischöfe sollten „aus Rücksicht auf die stille Woche und ihre Amtspflichten" nach Hause geschickt werden, das Concordat von Fontainebleau aber, trotz des päpstlichen Widerrufes, als Staatsgesetz gelten. Die Bischöfe des Landes sollten von demselben (wenigstens amtlich) nichts erfahren, vielmehr sämmtlich eine Adresse unterschreiben, zu welcher Napoleon selber den Entwurf vorlegte. In diesem wird das Concordat eine „Inspiration des heiligen Geistes genannt, mit deren Hülfe die Leiden der Kirche ein Ende haben sollten". Der Kaiser nahm die ganze Sache in seine

[1]) Pacca l. c., T. III, p. 83—90.

[2]) Der Brief ist abgedruckt bei d'Haussonville l. c., T. V p. 532—534, in den „Aktenstücken", findet sich aber nicht in der officiellen Ausgabe der Correspondance.

Hand und leitete sie so, als wäre sie das Einzige, was er zu thun habe; und doch war er damals beschäftigt, seine Armeen für einen gewaltigen Feldzug neu zu ordnen.

Er sandte Maury nach Fontainebleau hinaus, damit dieser den Papst und seine Rathgeber umstimme; aber Maury verschwendete seine Beredsamkeit. Er war und verblieb bei dem Papste in Ungnaden. Darauf griff Napoleon zu strengen Maßregeln. Di Pietro wurde ins Gefängniß geworfen, und jedem Anderen, außer den Cardinälen, wurde es verboten, der Messe des Papstes beizuwohnen. Sie erhielten Befehl, sich in gar nichts einzumengen, „damit sie wenigstens nicht in die Staatsangelegenheiten Verwirrung brächten, wenn sie einmal die der Kirche nicht ordnen wollten". Jetzt begab sich der Kaiser zur Armee; aber auch nachher erließ er gegen die Männer der Kirche eine gewaltsame Maßregel nach der anderen, und der Papst wurde nach wie vor in Gefangenschaft gehalten. In Dresden empfing Napoleon einen Brief von seinem treuesten Diener, Bischof Duvoisin. Dieser Brief war auf dem Sterbebette des Bischofs geschrieben und enthielt folgende Worte: „Inständigst bitte ich Sie, den Papst in Freiheit zu setzen. Seine Gefangenschaft verdunkelt die letzten Augenblicke meines Lebens. Schon wiederholt habe ich die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, in welchem Grade diese Gefangenschaft der ganzen Christenheit zum Schmerze gereicht, und welche mißliche Verhältnisse aus der Fortdauer derselben hervorgehen. Ich glaube, die Rückkehr des heil. Vaters nach Rom wird nothwendig sein für Ew. Majestät Wohlergehen." [1]) Nach dem Tode des Bischofs ordnete Napoleon an, daß in der Domkirche von Nantes demselben ein Denkmal errichtet werde; aber den letzten Wunsch seines sterbenden Dieners erfüllte er nicht.

---

1) d'Haussonville l. c., T. V, p. 288 s.

Damals träumte er wieder seinen Siegestraum, nachdem die Schlacht bei Dresden glücklich ausgefallen war.

Aber sein Glücksstern verdunkelte sich; und anstatt als Siegesherr gegen die Diener der Kirche von oben herab Drohungen auszustoßen, mußte er als geschlagener Feldherr, auf allen Seiten von Feinden umringt, die Priester auffordern, Gebete zu halten für Vaterland, Armee und Kaiser. Daß die Kirchengebete überall stattfanden, ist zwar nicht zu bezweifeln; aber der Bruch zwischen Kaiser und Papst blieb ungeheilt. Schon am 9. Mai 1813 hatte der Papst alle neu eingesetzten Bischöfe für illegitime, aufgezwungene Hirten, und ihre Amtshandlungen für ungültig erklärt. Ein neuer Annäherungsversuch von Seiten des Kaisers führte zu nichts; denn die Cardinäle hatten zu der Aufrichtigkeit des Kaisers kein Vertrauen. Am 22. Januar 1814 kamen von Paris zwei leere Reisewagen, und blieben auf dem Schloßhofe stehen. Da erzählte Oberst Lagorse, welcher in den Unterhandlungen zwischen Napoleon und Pius eine Rolle gespielt hatte, den Cardinälen die wichtige Neuigkeit: er habe Ordre erhalten, den Papst am nächsten Tage nach Rom zu begleiten. Die Cardinäle glaubten diese Erzählung nicht; nachher hörten sie aber, daß dem Papste wirklich der Befehl ertheilt sei, die Reise anzutreten. Sie riethen ihm, zwei oder drei Cardinäle sich als Begleiter auszubitten, was aber nicht gewährt wurde. Am 23. Januar nahm der Papst von den Cardinälen Abschied; und nachdem er sie ermahnt hatte, unter allen etwa eintretenden Ereignissen das Beste der Kirche wahrzunehmen, sagte er ihnen Lebewohl und reiste nach Rom, nach einer Gefangenschaft von vier und einem halben Jahre. Kurz nachher bekamen auch die Cardinäle Ordre zur Abreise. Consalvi war in Bezières, als die Nachricht von der Thronentsagung Napoleon's ihm zu Ohren kam. Er verlangte zur selben

Stunde vom Unterpräfekten einen Paß; und da ihm dieser verweigert wurde, zog er seinen Cardinalshut hervor und erklärte, daß derselbe ihm als Paß dienen solle, sofern der Unterpräfekt auf seiner Weigerung bestehe. Auf der Reise nach Italien mußte Consalvi eine Nacht in einem kleinen Hause nahe bei Frejus zubringen, weil die Postpferde für die Beförderung des Kaisers bereit gehalten wurden. Am nächsten Morgen, als Napoleon vorüberfuhr, stand Consalvi sichtbar und frei auf einer Anhöhe neben dem Wege. Der Kaiser erkannte sehr wohl den vormaligen Staatssecretär und zeigte nach ihm mit dem Finger. Der Feldmarschall von Koller, welcher im Wagen Napoleon's saß, fragte darauf den Kaiser, wie dieser über den Cardinal urtheile. Napoleon antwortete: „Er ist ein Mann, welcher nicht als ein Priester erscheinen will, welcher es aber mehr ist als alle Uebrigen.“ [1]) Dieses war das letzte Mal, daß die beiden großen Männer zusammentrafen. Consalvi setzte die Reise nach Italien fort. In Imola begegnete er dem Papste wieder, welcher ihn aufs Neue zum Staatssekretär machte; aber zugleich erhielt er den Auftrag, unverzüglich nach Paris zurückzureisen, um mit den alliirten Mächten zu verhandeln. Zugleich traf Pius die Anordnung, daß della Genga als Nuntius ebendahin reisen solle, um Ludwig XVIII. zu beglückwünschen. Hierdurch legte er aber den Grund zu einer Feindschaft, welche späterhin seinem Freunde und ersten Minister theuer zu stehen kam.

Die Restauration.

Die Reise Pius' VII. nach Rom war ein Triumphzug. Die Bevölkerungen sanken auf die Kniee, wo er vorüberkam,

[1]) Bartholdy a. a. O., S. 55.

und die Fürſten huldigten ihm. In Ceſena kam Murat zu ihm, und vor dem Thore Roms begrüßte ihn Karl IV. von Spanien. Im Quirinal wurde er von der Königin Maria Louiſe von Etrurien empfangen, und in der Peterskirche wollte Karl Emanuel IV. von Sardinien ihm die Füße küſſen. Pius VII. war ja Derjenige, der am meiſten von Napoleon gelitten hatte, wodurch er als der eigentliche Held erſchien in der Reihe der Fürſten, welche alle jubelten, das franzöſiſche Joch abſchütteln zu können. Jedoch hatte die, dem heimkehrenden Pius erwieſene Gunſt auch einen tieferen Grund: ſie galt nicht dem Märtyrer allein, ſondern dem Kirchenfürſten. Die Herrſcher Europa's freuten ſich nämlich, mit Napoleon's Sturz der Revolution ſelbſt den Fuß aufs Haupt geſetzt zu haben. Die Revolution aber war ihrem Weſen nach antireligiös. Daher bekam denn die Reſtauration von vornherein ein religiöſes und kirchliches Gepräge, als Gegengewicht gegen alles gottloſe Treiben; und der Papſt wurde gefeiert als Repräſentant und Träger der religiöſen und ſo zugleich der conſervativen Intereſſen, und dieſes auch von Seiten der Proteſtanten [1]). Das in Frankreich aufgeführte blutige Drama hatte die Fürſten gelehrt, wie bald die Altäre auch die Throne in ihren Sturz mit hineinziehen; daher wurden die Fürſten der Reactionszeit zu lauter Wächtern der Altäre, und das Symbol der Reaction ward ein auf dem Altare ſtehender Thron. An Stelle jener Dreiheit der Revolution: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, ſetzte die Reaction die drei: Foi, Roi, Loi. In gewiſſer Weiſe hatte ſchon Napoleon ſelbſt ſie angebahnt. Seine Kaiſerkrönung und die Stiftung des neuen franzöſiſchen Lehnsadels waren

1) Wie weit die Letzteren es treiben konnten in ihrer Begeiſterung für das Papſtthum, erkennt man aus ihren Briefen, welche in der Einleitung zu Conſalvi's Memoiren geſammelt ſind, durchgehend weit devoter, als die der katholiſchen.

ja der erste starke Ausdruck der zum Mittelalter zurückstrebenden Richtung und alles, die Zeit nach 1814 kennzeichnenden, mittelalterlichen Wesens.

Indessen war bei gar Manchen, auf Seiten der Regierung, dieser Versuch, den Glauben des Mittelalters wieder zur Geltung zu bringen, ebenso wenig ein wohl und ernstlich gemeinter, als Napoleon's Fürsorge für die Kirche eine solche Bezeichnung verdiente. Es war vielmehr Politik nach außen, nach innen aber polizeiliche Rücksicht und Sorge für die bürgerliche Ordnung, was sehr Viele aufforderte, ihre Aufmerksamkeit wieder den Altären zuzuwenden. Man wollte den Völkern wieder „den knechtischen Geist, daß sie sich fürchten möchten", einflößen. Daher ist die neuere Zeit die Blüthezeit des Ultramontanismus geworden. Hingegen wurden alle freieren katholischen Regungen, wie der Gallicanismus, der Febronianismus, zurückgedrängt. Die Zeit des Mittelalters, welche Rom selbst wieder zurückzuführen wünschte, war nicht etwa die Zeit eines Waldez, eines Wiklif, eines Hus, nicht die jener mächtigen Hohenstaufen, der stolzen Metropoliten, der großen Kirchenversammlungen, sondern die Tage Gregor's VII. und Innocenz' III. So bildete denn auch das Papstthum in dem Ideenzusammenhange aller Männer der Restauration einen nothwendigen Faktor. Als Friedrich Schlegel in der Vergangenheit eine Arzenei suchte zum Gebrauche für die Zukunft, so blieb er beim Kaiserthum, Papstthum und Ritterwesen stehen; es war aber das Kaiserthum Karl's des Großen, das der Ottonen vor den Kämpfen zwischen Welfen und Ghibellinen, was er zurücksehnte. Das Ideal für das europäische Staatssystem und Völkerleben sollte das einträchtige Zusammenwirken von Kaiserthum und Papstthum sein. Joseph de Maistre hat diese damals anbrechende Papstvergötterung noch schärfer ausgedrückt. Ihm galt das Papst-

thum als das Wesentliche in der Religion; in ihm fand er die einzige Hülfe gegen „das constitutionelle Fieber". Der Papst solle der Mittler sein, der alle entstehenden Streitigkeiten beilege; er müsse daher über Fürsten und Völkern stehen. Die päpstliche Unfehlbarkeit werde in der sittlichen und religiösen Welt bedeuten, was in der weltlichen die Souveränetät bedeute. Vor Allem kam es, seiner Ansicht nach, darauf an, die mittelalterliche Staatenpyramide aufzurichten, mit dem Papste als höchster Spitze. Betrachtet man bei den Romantikern jener Zeit ihre Verherrlichung des Papstthums, so muß Jedem alsbald ein großer Mangel auffallen: es fehlt Wahrheit und Wärme. In der beredten Apologie, allen den schönen Worten, die dem Papstthume gewidmet werden, ist mehr Scholastik als Mystik, mehr Politik als religiöser Ernst; wenigstens verstehen sie trefflich, ihr Christenthum die Sprache der Politik reden zu lassen. Von dem Glück und Heil des alten Königthums ist weit mehr die Rede, als von der Seelen Seligkeit. Daher fühlen wir uns von dem religiösen Leben, wie es sich damals in den officiellen Kreisen kundgab, niemals recht angesprochen, und daher ist jenes romantische Christenthum nicht mit Unrecht die Zielscheibe für die Freidenker geworden. Es ist nicht eben schwer, demselben seine Ungesundheit, seine innere Unwahrheit nachzuweisen; der Unterschied zwischen dem parfümirten Hof- und Congreß-Christenthum einerseits, und dem der Apostel und der ersten Gemeinde anderseits, liegt offen genug am Tage. In einem andere Zusammenhange werden wir auf die einzelnen Repräsentanten jener religiösen und kirchlichen Romantik zurückkommen. Hier sollte nur an dieselbe erinnert werden, um aufmerksam zu machen, aus welchem Gefühlspunkte und in welchem Sinne die Zeit das Panier des Papstthums wieder erhob.

Am 24. Mai 1814 hielt Pius VII. in Rom seinen Einzug, vor ihm her Cardinal Pacca, welcher während Con-

salvi's Abwesenheit die Angelegenheiten der Curie als Vice-Staatssekretär verwaltete. In Cesena hatte Murat dem Papste eine an die alliirten Mächte gerichtete Petition gezeigt, in welcher viele angesehene und reiche Römer den Wunsch aussprachen, in Zukunft von einem weltlichen Fürsten regiert zu werden; der Papst aber hatte sie ins Feuer geworfen, ohne sie zu lesen. Als er in seiner Hauptstadt ankam, war das Gerücht von jener Scene zu Cesena ihm vorausgeeilt; und die Aussteller jener Petition beeiferten sich um so mehr, ihre Ergebenheit an den Tag zu legen, so daß er mit großem Jubel aufgenommen wurde [1]). Anfangs war in und außer der Curie die Rede von einigen Veränderungen in dem päpstlichen Regierungssystem, namentlich auch von der Reform verschiedener religiöser Orden [2]). Nachdem jedoch eine Zeitlang darüber hin und her geredet war, kehrte Alles wieder ins alte Geleise zurück. Cardinal Pacca war damals im Rathe des Papstes die Hauptperson; und mit allen Kräften arbeitete er für seinen Lieblingsgedanken: die Wiederaufrichtung des Jesuiten-Ordens. Schon während der Zeit des Exils zu Fontainebleau [3]) hatte er die Sache auf die Bahn gebracht; aber der Papst hatte damals seine Bedenken dagegen. In seiner Jugend hatte Pius, welcher bekanntlich dem Benediktiner-Orden angehörte, Lehrer gehabt, die entschiedene Widersacher der Jesuiten waren; und „man weiß ja", sagt Pacca, „welchen tiefen Eindruck alles das auf uns macht, was wir in der Jugend gelernt haben". Der Cardinal hatte auch selber gewisse Jugendeindrücke zu vergessen; denn er war mit Pascal's „Lettres provinciales" und

1) Artaud l. c., T. II, p. 372. 379 ss.
2) Coppi, Annali d' Italia dal 1750, T. IV, p. 286.
3) Pacca l. c., T. III, p. 116 ss.

dem Buch des edlen Jansenisten Arnauld: „Sur la morale pratique des Jésuites“ vertraut gemacht. Indessen hatte Pius schon früher die ersten Schritte auf einer schiefen Ebene gemacht, welche ihn zuletzt bis zur Restitution der Jünger Loyola's bringen mußte. Der alte Geist des Ordens hatte eine Heimath gefunden in den zwei neuen Orden, welche im vorigen Jahrhundert gestiftet waren: nämlich theils in der Congregation zum heiligen Herzen Jesu, einem Werk der Aebte de Broglie und de Tournely, theils unter den sog. Vätern des Glaubens, oder den Baccanaristen [1]), welche der Schneidergeselle Paccanari gesammelt hatte. Aber auch der Orden selbst war thatsächlich keineswegs aufgelöst. Friedrich II. hatte die Jesuiten nach Schlesien gezogen, theils als einen Schachzug gegen Oesterreich, welches sie gebannt hatte, theils weil er mit ihrer Hülfe den Volksunterricht billiger in Gang zu bringen hoffte, und überdieß in dem „aufgeklärten Jahrhunderte“ sie nicht als gefährlich ansah. Ebenso hatten sie in Rußland unter Katharina II. eine Zuflucht gefunden, da diese Kaiserin sie gegen Polen verwenden wollte. Schon 1782 hatten sie hier einen General-Vikar erhalten, und 1801 hatte der Papst selber die Gesellschaft wieder hergestellt, „intra tamen Russiaci imperii fines, et non extra“. Als Beweggründe machte er theils die Fürsorge für die Ausbildung der Priester geltend, theils die Thatsache, daß die Ernte groß, wenig aber der Arbeiter sei [2]). Im Jahre 1804 wurde der Orden, auf König Ferdinand's Bitte, für Sicilien in seine Rechte wieder eingesetzt; und ohne den Conflikt mit Napoleon wäre er vielleicht damals für den ganzen Umfang der Christenheit wieder

[1]) Der Anfangsbuchstabe des Namens des Stifters ist in dem Namen des von ihm gestifteten Ordens verändert worden. Ob absichtlich oder zufällig, läßt sich nicht sagen.

[2]) Bullarium Roman., T. XI, p. 106—108.

hergestellt worden. In dem Ordenshause al Gesù in Rom lebte ununterbrochen ein Kreis von Jesuiten, zum größten Theile heimgekehrte Missionare. Diese fuhren aber ruhig fort durch Seelsorge und Predigt wirksam zu sein; auch standen unter ihrer Leitung mehrere Seminare [1]). Alle diese römischen Jesuiten bemühten sich nunmehr, den Papst zur officiellen Anerkennung des Ordens zu bewegen. Ihr Sprecher war Card. Pacca, und der Druck der Zeiten redete mit. Dieser Schritt mußte freilich das höchste Mißfallen Derer erregen, welche Pius in einem Briefe an Consalvi als „die philosophische und jansenistische Clique" bezeichnet; aber gerade in dem Mißfallen dieser Leute sah er das beste Zeugnis dafür, daß es ein heilsamer Schritt sei [2]).

Am 14. August 1814 begab sich Pius VII. in großer Procession nach der Kirche al Gesù, und las eine Messe am Altare di St. Ignazio. Darauf ließ er, vor einem zahlreichen Kreise von Cardinälen, Bischöfen und Jesuiten aus Sicilien, welche in dem benachbarten Oratorium versammelt waren, den Ceremonienmeister die Bulle: „Sollicitudo omnium" vorlesen. In dieser Bulle heißt es [3]): „Die Fürsorge für die ihm anvertraute Kirche mache es ihm zur Pflicht, durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel den moralischen Bedürfnissen der Christenheit zu Hülfe zu kommen. Nachdem nun die Gesellschaft Jesu, mittels der Breves vom 7. Mai 1801 und vom 13. Juli 1804, in Rußland und dem Königreiche beider-Sicilien zugelassen worden, habe der beinahe einstimmige Wunsch der ganzen Christenheit zu inständigen und nachdrücklichen Aufforderungen geführt, den Orden vollständig wieder zu restituiren,

---

1) Huber, Der Jesuiten-Orden (Berlin 1873), S. 560.
2) Consalvi l. c., T. I, p. 76.
3) Bullarium Roman., T. XIII, p. 323 s.

namentlich, nachdem sich in allen Richtungen eine überschwengliche Fülle von Früchten ergossen, welche die Gesellschaft an allen den Orten, wo sie sich befand, hervorgebracht habe. Der Papst würde sich einer schweren Sünde gegen Gott schuldig machen, wenn er unter den heftigen Stürmen, die rings um das Schiff Petri brausten, die starken und bewährten Steuerleute zurückwiese, welche sich selbst darböten, um die tobenden Meereswogen zu brechen. Daher habe er beschlossen, jetzt zur Ausführung zu bringen, was längst sein lebhaftester Wunsch gewesen sei, von dem Tage an, da er den Stuhl Petri bestieg, und befehle nun durch gegenwärtige, unwiderrufliche Verordnung, daß die früheren, für Rußland und die beiden Sicilien erlassenen Bewilligungen von diesem Augenblicke an sollten erweitert werden, und Gültigkeit haben nicht nur „für alle Theile des Kirchenstaates, sondern für alle Staaten und Reiche". „Dieser Beschluß", heißt es, „solle alle Zeit unerschütterlich und unverletzbar bleiben, jede ihm widerstrebende Handlung solle, von wem sie auch ausgehe, ungültig und nichtig sein; und insbesondere werde das (den Orden aufhebende) Breve Clemens' XIV. durch Gegenwärtiges machtlos, ohne Anwendung und Wirkung." — Um die so folgenreiche Maßregel in das rechte Licht zu stellen, thut man am besten, einige Ausdrücke des oben erwähnten Breve Clemens' XIV. gegenüber zuzustellen, um zu sehen, in welchem Maße zwei Päpste in ihren officiellen, feierlichen Entscheidungen einander widerstreiten, ohne dadurch die römische Vorstellung von der päpstlichen Unfehlbarkeit umzustoßen. Clemens XIV. schreibt 1773 [1]): Durch Anwendung so vieler und noth-

[1]) Vgl. die Jubelausgabe des Breve, welche im Jahre 1873 auf Kosten der niederländischen evangelischen Gesellschaft erschienen ist. Sie folgt im Ganzen dem Bullar. Roman., T. IV, p. 607 ss. Da

wendiger Mittel (nämlich gründlicher Prüfungen) sind wir zu der Ueberzeugung gekommen, daß die erwähnte Gesellschaft [Jesu] nicht mehr die reichen Früchte und den Segen gewährt, um dessentwillen sie gestiftet, wieder und wieder bestätigt, und so reich privilegirt worden ist, ja, daß es kaum, oder richtiger gesagt, schlechterdings nicht möglich sein wird, der Kirche einen wahren und dauerhaften Frieden zu verschaffen, so lange sie (jene Gesellschaft) besteht; und wir handeln daher nur im Vertrauen auf die gnädige Eingebung des Geistes Gottes, und weil wir Kraft unsres Amtes die Verpflichtung haben, den Frieden und die Ruhe der Christenheit zu bewahren, zu pflegen und zu befestigen, und nach allem Vermögen auszurotten, was sie im Geringsten stören könnte, wenn wir aus diesen wichtigen Gründen, wie aus anderen noch — auf Grund unsrer zweifellosen Einsicht und in Kraft unserer ganzen apostolischen Machtvollkommenheit — diese Gesellschaft Jesu auflösen und unterdrücken. — Hiernach soll denn dieses unser Breve in keiner Weise jemals angefochten, bestritten, außer Kraft und Geltung gesetzt werden können —; sondern dieses Breve soll für immer gültig, fest und wirksam sein und bleiben."

„Es ist unmöglich", sagt Pacca [1]), „die Freudenrufe und Beifallsäußerungen zu schildern, mit denen die guten Römer Pius VII. auf dem Wege nach [der Kirche] al Gesù hin- und zurückbegleiteten." Allein er darf durchaus nicht als unparteiischer Zeuge in dieser Sache gelten. Consalvi [2]) und

jedoch der Text durch eine große Anzahl von Druckfehlern entstellt worden ist, so hat man Theiner, Clementis XIV. Epistolae et Brevia (Paris 1852) zu Hülfe genommen.

[1]) Pacca l. c., T. III, p. 117.

[2]) Artaud l. c., T. III, p. 102 und Bartholdy a. a. O., S. 69.

Mehrere mit ihm hatten viele und große Bedenken; namentlich schien es ihnen ein übereiltes Verfahren, so auf einmal dem Orden Alles zurückzugeben, was er besessen hatte. Diese ganze Angelegenheit schien aber in dem Augenblicke nicht so große Bedeutung für Italien selbst zu haben, wo die Jesuiten ja auf Sicilien schon zahlreich vorhanden waren, wie sie allerdings für die jenseits der Alpen gelegenen Länder hatte. Franz I. von Oesterreich wollte indessen nichts von den Jesuiten wissen; und Portugal, sowie Brasilien, thaten Einspruch. König Johann wollte sich nicht einmal auf irgend eine Verhandlung, sei es mündliche oder schriftliche, über die Frage einlassen; in seinen Landen sollte Alles beim Alten bleiben [1]). Die Wiedererscheinung des Jesuitismus auf dem kirchlichen Schauplatze mußte in der That als ein folgenschweres Ereigniß erscheinen. Die Jesuiten, verjagt wie Hunde, kehrten jetzt als Adler zurück, und der Fanatismus, der Aberglaube, die Vergötterung des Papstes, erhielten in ihnen eine zahlreiche, schlagfertige Heerschaar. Damals, als sie wieder zurückgeführt wurden, war noch ein Ueberbleibsel vorhanden von jenem edleren, innigfrommen Katholicismus, welcher das in Wahrheit Katholische (d. h. Allgemein-Christliche) über das Päpstliche stellte. Er mußte sich aber beugen und verschwinden in dem Kampfe mit den Jesuiten, welche mit unevangelischen Mythen von Heiligen und der Madonna, mit modernen Erscheinungs- und Wundersagen auftraten, und consequent dahin strebten, das papistische Lehrgebäude mit dem Kranze der Unfehlbarkeit zu krönen. Und mit den Jesuiten kehrte die Barbarei des Mittelalters zurück. Schon im Anfang des Jahres 1815 waren bei der „Congregation für die Reinheit des

---

[1]) Vgl. Marquis da Aguiar's Note vom 1. April 1815 in Paulus' Sophronizon (Frankfurt 1819), Bd. IV, S. 53 ff.

Glaubens" 737 Anklagen wegen Ketzerei eingelaufen, und die „Congregation für das Bücherverbot" setzte damals nicht blos alle politischen Schriften auf den Index, sondern brandmarkte ebenso Alfieri's Poesieen [1]). An jedem Sonnabend wurden 300 Juden aus dem Ghetto gezwungen, zur Kirche zu gehen und eine Bekehrungspredigt anzuhören; ja, man hatte vor, alle Abende ihren Stadttheil abzuschließen. Jede Einrichtung, welche die Franzosen in Rom getroffen hatten, wurde wieder beseitigt, die Gasbeleuchtung ebenso gut wie die Kuhpockenimpfung. Die öffentliche Bettelei wurde aufs Neue freigegeben, und die Madonnenbilder begannen, wie zuvor, ihre Augen hin und her zu bewegen. Pacca's Verlangen ging dahin, Alles zurückzuschrauben, nicht allein auf die Zeit vor 1789, sondern sogar auf die Zeit vor 1773. Indessen hatte die französische Occupation Roms und Italiens im Ganzen dennoch eine Saat zurückgelassen, welche eine Zeitlang in aller Stille keimte, später aber in der Revolution und revolutionären Zuckungen verschiedener Art hervorbrach.

Während Pacca so das Seine that, um über die ewige Stadt das Dunkel des Mittelalters auszubreiten, hatte Consalvi seinen Wirkungskreis in fremden Ländern [2]). Als er in der Mitte des Maimonats nach Paris kam, waren die alliirten Fürsten und Diplomaten entweder abgereist, oder im Begriffe, aufzubrechen und nach London zu gehen. Consalvi trug kein Bedenken, ihnen sofort nachzureisen, zumal er ein Schreiben des Papstes an den englischen Prinzregenten mitbrachte. Als er jedoch seinen Fuß auf den Boden Englands setzen sollte, gerieth er sichtlich in Verlegenheit. Durfte er dort in Cardinalstracht erscheinen, wo man seit Jahrhunderten keinen

---

1) Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts, Bd. II, S. 17.
2) Bartholdy a. a. O., S. 56 ff.

Cardinalsbesuch empfangen, wo man nicht lange vorher den Papst in effigie verbrannt hatte? Er überwand indessen seine Aengstlichkeit und beschloß, sich seinem Stande gemäß zu kleiden [1]). Auch wurde er in keiner Weise belästigt. Auf einer Straße Londons hatte er das Unglück, daß sein Wagen in Stücke zerbrach; das englische Volk war aber damals gegen alle Feinde Napoleon's so freundlich gestimmt, daß auch der päpstliche Minister sich unbehindert überall zeigen konnte. Schon im Jahre 1800 [2]) erwarb Consalvi sich den Namen „of a very gentlemanlike, liberal man"; und diese gute Meinung von ihm hatte sich dort erhalten. Ihm gelang es denn auch, eine nähere Verbindung zwischen der Curie und England einzuleiten, also dem Lande, wo nachher die römische Propaganda ein so günstiges Terrain finden sollte [3]).

Von London reiste Consalvi nach Wien zum Congresse. Italien hatte im Ganzen nur wenige Vertreter dorthin gesandt. Das schöne Land betrachtete man als erobertes Land, über welches die alliirten Mächte zu verfügen hätten. Der Einzige, der wirkliches Interesse für Italien bewies, war Graf Capodistrias, der russische Botschafter; und auch sein Interesse basirte auf keinem andern Grunde als darauf, daß er

---

[1]) „Heute erklärte sein Sekretär, daß er sowohl, wie Consalvi, für diese Zeit den schwarzen Rock und die weiße Cravatte des englischen Klerus anlegten." Bunsen a. a. O., Bd. I, S. 247.

[2]) Castlereagh, Memoirs (London 1849), T. III, p. 384.

[3]) Castlereagh, Correspondence, despatches and other papers (London 1852), T. XII, p. 239. Hier findet sich eine Depesche von Consalvi vom 7. April 1820. Am Fuße der Depesche steht: „Je prie votre excellence de tourner la feuille." Auf der anderen Seite der Depesche finden sich vertrauliche Mittheilungen, aus welchen hervorgeht, daß Consalvi in der vielbesprochenen traurigen Angelegenheit zwischen König Georg IV. und der Königin Caroline eine Rolle gespielt hat.

ein Griechenfreund war, „Hellas aber und Italien ihm ein in Todesschlaf versunkenes Schwesternpaar, das Erwachen der einen auch den Bann des Schlafes für die andere lösen müsse“ [1]). Zum Glücke für Rom besaß der Papst an Consalvi einen Staatsmann, in dem sich alle Bedingungen vereinigten, um der Sache des Kirchenstaates zum erwünschten Ziele zu helfen. Von Anfang an wurde ihm der Vorrang eingeräumt vor allen andern Gesandten, ohne Einspruch sogar von Seiten der Fürsten, die nicht mit Rom in Glaubensgemeinschaft standen [2]). Zunächst schien er jedoch keinen sonderlichen Einfluß zu gewinnen: man hatte die Augen noch nicht aufgethan für seine großen Eigenschaften. Bald aber wurde er in alle Geheimnisse eingeweiht; und namentlich scheint es, daß die Botschafter Englands, mehrerer deutschen Staaten und Rußlands in ein näheres freundschaftliches Verhältniß zu ihm traten [3]). Wir besitzen von der eigenen Hand des Cardinals über eine solche vertrauliche Besprechung einen Bericht [4]), welcher die auf dem Wiener Congresse herrschenden Stimmungen zu beleuchten geeignet ist. In dem Bruchstücke einer Note vom Ende 1814 oder vom Anfang 1815 lesen wir, daß er mit dem Fürsten Hardenberg, dem Grafen Nesselrode und Lord Castlereagh eine längere Unterredung gehabt habe. „Diese Unterredung hat bei mir einen traurigen Eindruck zurückgelassen. Fürst Hardenberg und Lord Castlereagh räumen es in vertraulichem Gespräche ein, daß sie zu der Ordnung der Dinge, die man hier schaffe, kein Vertrauen

---

[1]) Worte Rossi's, angeführt in H. Reuchlin's Geschichte Italiens (Leipzig 1859), Bd. I, S. 60.

[2]) Klüber, Akten des Wiener Congresses (Erlangen 1815), Bd. IV, S. 314.

[3]) Artaud l. c., T. II, p. 423 und Consalvi's Briefe, Bd. I.

[4]) Consalvi l. c., T. I, p. 18 ss.

haben. Man glaubt, dadurch der Revolution Herr zu werden, daß man sie gewaltsam unterdrückt oder ihr Stillschweigen auferlegt; aber selbst mitten in den Congreß dringt die Revolution durch jede Ritze hinein, welche man ihr öffnet. Eine tüchtige und in die Zukunft schauende Politik hat sich niemals erlaubt, alle fünfzig Jahre den Völkern neue Herrscher, neue Gesetze, Sitten und Gebräuche zu geben. Die Gesetze sind ein Zaum, an welchen der Mund der Leute sich allmählich gewöhnen muß. Das Joch, welches ein williger und beglückender Gehorsam auferlegt, muß in den Familien von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzen, mehr wie eine Erinnerung genossenen väterlichen Schutzes, als wie ein Zeugniß aufgezwungener Knechtschaft. Die französische Revolution schildert die Fürsten als Tyrannen, und fühlt Abscheu vor den heiligen und ehrwürdigen Ueberlieferungen der Vergangenheit. Die Mission derselben (näml. der Revolution) besteht darin, alles Alte mit Axthieben niederzuhauen und alles Neue mit Kanonenschüssen einzuführen. Sie ist nur eine neue Form des Despotismus, welcher im Namen der Freiheit inaugurirt wird. Diese neue Form wird für Völker und Fürsten eine noch unheilvollere sein, als die alte, weil sie unzählige Niederlagen und Leiden mit sich führt, die aus Verblendung und Hochmuth stammen. Stelle ich mir diese Zukunft vor, so ergreift mich eine hoffnungslose Stimmung. Wir stützen hier ein bischen eine alte baufällige Hütte mit Gewalt und Geld; aber daran denken wir nicht, wie wir ein neues, solides Haus aufführen mögen, obgleich das vielleicht weniger kosten und gewiß dauerhafter sein würde." Die genannten drei Botschafter verstanden sehr wohl die tiefen Besorgnisse Consalvi's; aber sie meinten, die schwierigen Zeitverhältnisse und die moderne Richtung der Geister machten es unmöglich, den soliden Bau aufzuführen. Verhängnißvoll war, nach Consalvi's Ansicht, für die Congreß-

verhandlungen auch der Mangel an gegenseitiger Verständigung unter den Anwesenden. Nur, wenn man auf diesem „ökumenischen Monarchen-Concil" unter vier Augen war, verstand man einander. „Wir gleichen", sagt er, „den Baumeistern des babylonischen Thurmes; unsre Sprachen sind verwirrt, auch wo es sich um die ersten Grundlagen handelt für das Gebäude." Dieses Gespräch bezeugt, daß Consalvi ein Conservativer vom reinsten Wasser war. Von seinem Standpunkte aus war er auch ein Gegner der Preßfreiheit. Als er in Paris war, hatte er zu Ludwig XVIII. gesagt [1]): „die Preßfreiheit sei die gefährlichste Waffe, welche jemals den Feinden der Religion und der Monarchie in die Hände gegeben worden; sie werde bei jeder öffentlichen Krise und bei jeder socialen Bewegung sich weiter ausdehnen". Gegenüber dem Prinzregenten von England, welcher „diesen Despotismus des Gedankens, der von unbekannten oder übelberüchtigten Leuten ausgeübt werde, lange gekannt", hatte er dasselbe verwerfende Urtheil ausgesprochen. Bei dem Engländer fand er dennoch mehr Gehör, als bei Ludwig XVIII., in welchem damals noch Etwas von einem „weißen" Jakobiner steckte.

Als die Sache des päpstlichen Stuhles selbst auf dem Congresse vorkam, mußte Consalvi all sein staatsmännisches Genie gebrauchen, um die drohenden Gefahren abzuwehren. Er war dabei „insinuant comme un parfum", und Niemand konnte ihm widerstehen. Zunächst hatte er im Namen des Papstes die wahrhaft klassische Note vom 23. Oktober 1814 [2]) ausgearbeitet, in welcher er die Wiedereinsetzung des Papstes in seinen vollen Besitz, nach dem früheren Bestande des Kirchenstaates, als eine Nothwendigkeit nachwies. Den Kaiser

[1]) Consalvi l. c., T. I, p. 21.

[2]) Klüber, Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Congresses 3, X.

Franz I., als den Schirmherrn der Kirche, fordert er auf, die geraubten Länder ihm zurückzuschaffen; und der englischen wie der russischen Regierung weiß er einleuchtend zu machen, daß der Papst darum, weil er mit ihnen nicht brechen wollte, soviel habe leiden müssen. Aber auch in „den deutschen katholischen Kirchen" — absichtlich gebrauchte er den Pluralis, um von dem damals auftauchenden Gedanken einer deutschen Reichskirche abzulenken — war viel zu ordnen. Die kirchlichen Fürstenthümer waren secularisirt und sogar an Nicht-Katholiken gegeben, das Kirchengut nicht der Kirche zurückgestellt, und das heilige römische Reich nicht wieder errichtet. Nächst dem Verluste an Länderbesitz war es der letztere Punkt, welcher dem Papste schwer auf der Seele lag: denn das heilige römische Reich war — wie in einer Note vom 14. Juni 1815 näher entwickelt wird — „der Mittelpunkt der politischen Einheit, ein ehrwürdiges Werk aus alter Zeit, welches die religiöse Weihe trug, und der Umsturz desselben war eine der bedauerlichsten Zerstörungsarbeiten der Revolution". Die Frage wegen der päpstlichen Besitzungen verursachte große Schwierigkeiten. Oesterreich wollte die Legationen, oder wenigstens einen Theil derselben „für die Exkönigin von Etrurien haben; Preußen aber wollte den König von Sachsen dort unten entschädigt wissen, wenn dessen Länder in Preußen einverleibt würden. Hierdurch wurden die päpstlichen Gebiete mit in den Streit verwickelt, welcher den ganzen Congreß zu sprengen drohte, bis endlich das plötzlich von Elba aufgehende „Kaiserthum der hundert Tage" die Fürsten zur Einigkeit zwang.

Die Landung Napoleon's auf französischem Boden brachte große Verwirrung auch im Kirchenstaate hervor [1]). Man

[1]) Artaud l. c., T. II, p. 415.

erzählte damals, seine Schwester, Madame Elisa (Fürstin von Piombino und Lucca) habe in Bologna geäußert: „Bonaparte ist in Frankreich; nimmt man ihn gefangen, so werden wir hier zusehen, daß wir den Papst als Geißel bekommen.“ König Giwachimo (Joachim Murat) von Neapel bat um Durchzug für 12,000 Soldaten, welcher ihm aber verweigert wurde; da er denselben ertrotzen wollte, reiste der Papst über Livorno nach Genua. Dieser war jedoch gutes Muthes: „Dies ist ein Sturm, welcher drei Monate dauern wird“, sagte er gleich Anfangs, und er traf ziemlich das Rechte. Napoleon zeigte sich indessen Rom gegenüber durchaus nicht übelwollend. In einem Briefe an den Papst [1]) stellte er seine Rückkehr dar als „das Werk des einstimmigen Willens einer großen Nation“; er erhielt aber auf diesen Brief keine Antwort. Als Napoleon indessen dem Papste beständig friedliche Versicherungen ertheilte, Giwachimo außerdem von den Oesterreichern bei Tolentino zurückgeschlagen war, so beschloß der Papst heimzukehren. Zuvor stattete er jedoch der Stadt Savona einen Besuch ab, und auf dem freien Platze vor dem bischöflichen Palais, welches sein Gefängniß gewesen war, knieten der König von Sardinien und die Herzogin von Modena, um seinen Segen zu empfangen.

Zum vierten Male zog darauf Pius VII. am 7. Juni in seine Hauptstadt ein, nachdem er acht und siebenzig Tage auf der Flucht gewesen war. Zwei Tage darnach beschloß der Congreß zu Wien [2]), dem Papste die Marken nebst Camerino, Benevent und Pontecorvo zurückzugeben. Außerdem bekam er die drei Legationen, Ravenna, Bologna und Ferrara, mit Ausnahme eines kleinen, am linken

---

1) Artaud l. c., T. II, p. 419 ss.

2) In Art. 103 des Wiener Friedens.

Ufer des Po gelegenen Stückes. Obgleich man hierin ungemein günstige Bewilligungen sehen durfte, legte Consalvi dennoch im Namen des Papstes Einspruch gegen diesen Friedensschluß ein, so daß der Wiener Friede ebenso wenig, wie früher der Westphälische, von den Päpsten anerkannt worden ist. In seinem Proteste machte der Papst auf das linke Ufer des Po Anspruch, sowie auf Avignon und Benaissin, vorzugsweise auf diese zwei französischen Enclaven [1]). Der Protest hatte natürlich keine Wirkung; aber Consalvi hatte doch das irgend Mögliche erreicht. Die Diplomaten waren voll Bewunderung darüber, daß der päpstliche Sekretär in solchem Umfange seinen Willen durchgesetzt hatte. „Das ist der kühnste und schönste Zug, welcher auf dem grünen Tische gemacht ist", sagte Talleyrand, im Blicke auf Consalvi, zu Metternich [2]). Und ein anderer der damals in Wien anwesenden Diplomaten [3]) sagt: „Bis zu Ende des Congresses schwebte Consalvi zwischen Furcht und Hoffnung; man muß ihn in Wien gesehen haben, um seine Wachsamkeit, seine Regsamkeit, seine Leidenschaft für das Interesse des heiligen Stuhles gehörig beurtheilen zu können".

Als Consalvi heimkehrte, hatte ein namhafter Künstler, Antonio Banzo, in größter Heimlichkeit eine Zeichnung durch Franz Manno stechen lassen, auf welcher man Cardinal Consalvi sah, wie er die wiedergewonnenen Legationen dem Papste Pius VII. vorführte: Der Cardinal wendet seine Blicke dem Papste zu, und weiset mit der rechten Hand auf Bologna, welche als knieende Gestalt, doch Minerva's Helm auf dem

---

1) Klüber a. a. O., Bd. IV, S. 313 ff.; Bd. VI, S. 437 ff.

2) S. Gentz' Brief bei Consalvi, T. I, p. 90.

3) Bartholdy a. a. O., S. 60. Seine persönliche Bekanntschaft mit Consalvi stammt von Wien her.

Haupte tragend, dargestellt ist. Hinter dem Papste sieht man außer der Stadt Rom die Religion (den Glauben) stehen, die Geschichte aber als sitzende Gestalt. Consalvi nahm den Kupferstich mit Dank entgegen, kaufte aber dem Künstler die Platte ab und ließ sie in Stücke zerschlagen, weil seine Bescheidenheit sich in eine derartige Verherrlichung nicht finden konnte [1]). Das nämliche Motiv, wie Banzo, hat Thorvaldsen zu dem Grabdenkmal verwandt, welches er 1824 in Rom meißelte. Auf diesem Basrelief erscheint gleichfalls Consalvi, wie er die sechs päpstlichen Provinzen zu Pius zurückführt. Die Provinzen sind hier als mauergekrönte Frauengestalten dargestellt; Ancona, welche voransteht, erkennt man an dem Ruder in der Hand, Bologna an dem Schilde, sowie einem Symbol der Universität.

Nach dem Schlusse des Wiener Congresses konnte Consalvi in Ruhe seine Hand ans Staatsruder legen, freilich unter den schwierigsten Verhältnissen. Zwar hatte der Papst beinahe Alles zurückerhalten; was aber die äußere Stellung der Hierarchie betraf, so war Vieles anders geworden. Der Papst stand da, etwa wie ein Edelmann, welcher sein Schloß zurückerhält, aber nicht genügende Mittel besitzt, um sein früheres Leben fortzusetzen. Bei Weitem geringere Geldsummen strömten aus der Christenheit nach Rom; und von den reichen Häusern, welche vormals ohne jede Vergütung dem päpstlichen Hofe gedient hatten, blieben jetzt die jüngeren Söhne ferne, da von der Ausstattung mit einträglichen Abteien und Prätenden nicht mehr die Rede war [2]). Zum Glücke

---

1) Artaud l. c., T. II, p. 424. Nach Bartholdy (S. 79) begnügte er sich, seine eigene Person in eine allegorische Figur umwandeln zu lassen.

2) Kölle, Italiens Zukunft, S. 58 ff.

war während der französischen Zeit, durch die Mittel der aufgehobenen geistlichen Vereine, die Schuld des Kirchenstaates verringert worden. Theils hatten diese Vereine einen Theil der Schuldbriefe besessen, welche in Folge ihrer Auflösung vernichtet wurden, theils konnte man aber auch das Eigenthum derselben zur Deckung der Schuld verkaufen. Im Jahre 1800 betrug die Schuld des päpstlichen Stuhles 74 Millionen, im Jahre 1815 nur 33 Millionen [1]). Roms größtes Unglück war indeß das priesterliche Regiment, und dieses ließ sich nicht ausrotten. Consalvi hatte in Wien den verbündeten Mächten in dieser Hinsicht große Versprechen gemacht; als es aber galt, diese zu erfüllen, fühlte er sich hierzu machtlos. Als er heimkehrte, hatte Pacca seit Jahr und Tag ein hierarchisches Regiment im alten Stile geführt, und Alles gethan, um jede Spur der französischen Occupation auszutilgen. Ein Theil der mehr fortgeschrittenen Römer hatten, in ihrer Verzweiflung über Pacca's reactionäre Verwaltungsprincipien, sich in Murat's Armee einschreiben lassen, um in diesem planlosen, abenteuerlichen Feldzuge zu Grunde zu gehen; Andere aber lebten theilnahmlos und müssiggängerisch dahin. Unter Allen, denen man auf der Straße begegnete, war der fünfzehnte ein Priester oder Mönch, der Zehnte ein Diener in Livree. Viele morgenländische Mönchsorden, und weitaus die meisten abendländischen hatten in Rom ihre Generalate; und so gab's auch eine sehr große Zahl von Klöstern. In diesen wurde ungemein wenig gearbeitet; „nur die englischen Mönche", sagte man, „studiren mehr, laufen mehr und waschen sich häufiger, als ihre italienischen Mitbrüder" [2]).

---

[1]) So berichtet Bartholdy (S. 61), auf dessen Angaben auch Gervinus (Bd. II, S. 57) sich meistens verlassen zu dürfen glaubt.

[2]) [Kölle], Rom im Jahre 1833 (Stuttgart 1834), S. 64 ff.

Ein starkes Zeugniß davon, wie hoch in so kurzer Zeit die Reaction zu Rom gestiegen war, legt das Verbot und verdammende Urtheil ab, welches Pius 1816 über die Bibelgesellschaften ergehen ließ. Schon seit den Zeiten des Mittelalters [1]) war eine ganze Reihe von Verboten erlassen worden gegen das Lesen der heiligen Schrift in der Muttersprache. Als die Waldesier [2]) in Frankreich sich bemühten, Stücke der Bibel, in die Muttersprache übersetzt, in die Hände der Laien zu bringen, stiftete der Bischof von Metz eine gewaltsame Verfolgung an gegen die Bibelvereine, welche sich in seinem Sprengel gebildet hatten. Innocenz III. fand allerdings, daß der eifrige Bischof zu weit gehe; aber er hielt dennoch darauf, daß Laien sich nicht mit der Bibel beschäftigen dürften, weil — Gott bei der Offenbarung des Gesetzes auf Sinai geboten habe, daß das Vieh, welches an den Berg hinankomme, gesteinigt werden solle. Nachher erließen die Kirchenversammlungen, von dem Concile zu Toulouse (1229) an bis zu dem Tridentinum im 16. Jahrhundert, Verbote und Warnungen gegen den freien Gebrauch der Bibel von Seiten der Laien; und solche wurden jedesmal erneuert, wenn eine neue Uebersetzung in die Muttersprache als Vorbote und Wegebereiterin der Reformation auftauchte. Das Wort des Apostels Petrus von den Briefen Pauli, daß „in ihnen etliche Dinge schwer zu verstehen seien, welche verwirren die Ungelehrigen und Leichtfertigen, wie auch die andern Schriften, zu ihrer eigenen Verdammniß“ (2. Petri 3, 16), mußte als biblische Stütze für diese Maßregel herhalten. Drei Monate

1) Vgl. J. Delitzsch, Das Lehrsystem der römischen Kirche (Gotha 1875), Bd. I, S. 358 ff., und G. F. Oehler, Lehrbuch der Symbolik (Tübingen 1876), S. 248.

2) Waldesier, von Valdez, ist die richtige Form des Namens, nicht aber die bei uns herkömmliche: Waldenser.

nach dem Concile von Trient veröffentlichte Pius IV. ein Verzeichniß verbotener Bücher, darunter auch die vom Auslande eingeführten Bibeln. In der Folgezeit wurde jedoch den Laien erlaubt, katholische Uebersetzungen der Bibel zu lesen, wenn nämlich der Beichtvater dazu rathe, und der Bischof und der Inquisitor es erlaube; wer aber anders handle, solle angehalten werden, die Bibel an seinen Seelsorger abzuliefern. Später, als der Jansenismus wie eine evangelische Strömung durch die römische Kirche ging, kamen neue Verbote zum Vorschein: denn zu den Versündigungen der Jansenisten gehörte eben auch ihre Empfehlung und fleißige Anführung der Schrift in der Muttersprache. Unter den Sätzen Quesnel's, welche Clemens XI. in der Bulle Unigenitus (1713) verdammte, befand sich auch dieser: „Das Lesen der heiligen Schrift steht Allen zu". Dennoch hatte der Jansenismus die Wirkung, daß sich selbst in den streng katholischen Kreisen eine mildere Ansicht von der Bibellesung bildete. Benedict XIV. erlaubte allen Gläubigen, die Schrift zu lesen, sofern sie nur eine autorisirte Uebersetzung gebrauchen wollten, welche mit Anmerkungen der Kirchenväter oder katholischen Gelehrten versehen sei. Was also als verboten gelten sollte, war nicht sowohl das Lesen der Bibel an und für sich, sondern das freie, selbständige Forschen in der Bibel. Pius VI. ging sogar so weit, daß er an Abbé Martin, nachher Erzbischof von Florenz, schrieb: „Du thust wohl daran, die Gläubigen zum Lesen des göttlichen Wortes anzuhalten; denn das ist die lauterste Quelle, die allen Gläubigen geöffnet sein soll, damit sie daraus die Reinheit der Sitten und der Glaubenslehren schöpfen können." Als aber auf der einen Seite die Reaction einen neuen Aufschwung erhielt, auf der andern Seite die protestantischen Bibelgesellschaften die Augen der Curie hinlenkten auf drohende neue Gefahren und Feinde: da erst war der Anstoß zu

neuen Verboten gegeben. In Polen hatte man eben wieder den Anfang gemacht, die autorisirte Uebersetzung des Jesuiten Jak. Wuick vom J. 1599, und zugleich eine neue, ohne Anmerkungen, zu verbreiten, und in dieser Veranlassung sandte Pius VII. am 26. Juni 1816 einen Brief an den Primas Polens, den Erzbischof von Gnesen. Hier heißt es: „der Papst habe einen Abscheu empfunden über die höchst arglistige Erfindung [nämlich die Bibelgesellschaften], durch welche selbst die Grundpfeiler der Religion untergraben würden“ [1]). Er hatte die Cardinäle zu Rathe gezogen, um zu erwägen, wie am besten dieser Pest entgegenzutreten sei. Das Breve erneuet also die mittelalterlichen Verbote; aber es ist keineswegs, wofür man es häufig ausgegeben hat, ein einfaches Verbot alles Schriftlesens: es ist im Gegentheil ein Ausdruck des Anspruches, den die Kirche macht auf absolute Bevormundung aller Gläubigen.

Noch bevor Consalvi Wien verließ, fertigte er verschiedene Gesetze [2]) aus, durch welche in den wiedererworbenen Legationen die inneren Verhältnisse sollten geordnet werden. Die französischen Neuerungen ließ er im Ganzen fortbestehen, bestätigte den Verkauf der Nationalgüter und versprach eine neue und bessere Verwaltung [3]). Schon im nächsten Jahre, den 6. Juli 1816, erschien das große Motu Proprio, welches die Bedeutung einer Art von Grundgesetz für den

---

1) „Vaferrimum inventum, quo vel ipsa religionis fundamenta labefactantur.“ Abgedruckt in Paulus' Sophronizon, Bd. I, S. 236 ff.

2) Zum Folgenden vgl. L. C. Farini, Lo stato romano, 3. ed. (Firenze 1853), T. I, p. 7 ss. und vornehmlich L. Ranke, Die Staatsverwaltung des Card. Consalvi; in Histor.-polit. Zeitschrift, Bd. I, S. 624—765.

3) Coppi l. c., T. IV, p. 405 ss.

ganzen Kirchenstaat hatte [1]). In den einleitenden Worten spricht Consalvi es offen aus: die göttliche Vorsehung scheine die Besetzung des Landes durch die Franzosen dazu gebraucht zu haben, um die Gleichförmigkeit und Einheit im Staatswesen vorzubereiten. Hierauf beruhe aber, meint er, die Grundlage aller politischen Ordnung, und daher wolle er in derselben Spur weitergehen. Alle Städte sowohl als der Adel verloren ihre alten Sonderrechte, welche in den vorigen Zeiten nicht selten den Päpsten allerlei Schwierigkeiten gemacht hatten; und alle Privilegien und Exemtionen wurden hinfällig. Der Kirchenstaat wurde in siebenzehn Delegationen eingetheilt, und an der Spitze einer jeden sollte ein Delegat stehen, welcher die Stellung und Auctorität eines französischen Präfecten habe. An die Seite der Delegaten sollten fortan berathende Provinzialversammlungen gestellt werden, deren Mitglieder aber in Rom zu ernennen seien, nicht in der betreffenden Provinz selbst. Dieses ganze Regierungs-System war eine durchgeführte Centralisation, welche dem Lenker des Ganzen, sowie den einzelnen Beamten, eine große Machtvollkommenheit verlieh. Das System konnte freilich für eine Art Erbschaft des französischen Regimentes gelten; aber es wurde in einem anderen Geiste zur Ausführung gebracht. Consalvi bestimmte nämlich, daß Prälaten mit den Delegatenämtern betraut würden, wie denn überhaupt der Klerus mittels der neuen Ordnung das Uebergewicht erhielt. Hinsichtlich der Verwaltung, der Steuern und des Zollwesens ließ das Motu Proprio es bei den französischen Einrichtungen bewenden; in andren Beziehungen, z. B. wegen Volksunterrichts und Schulen, gab es eine Reihe guter Versprechen. Alles sollte „möglichst rasch" besser werden. Uebrigens stand es um das Schul-

1) Bullar. Roman., T. XIV, p. 17 ss.

weſen durchaus nicht ſo traurig, wie man häufig geſagt hat: damals gab's in Rom über 100 Schulen, in denen unentgeltlich, oder gegen ſehr geringes Schulgeld, Unterricht ertheilt wurde [1]). Auch die Finanzen waren ein Gegenſtand für Conſalvi's Sorge; aber ſie waren und blieben in einem verzweifelten Zuſtande. Die Zeiten, in denen ein Prinz Doria eine halbe Million Scudi in die päpſtliche Münze ſchicken konnte, waren vorüber; jetzt gab es nur wenige Reiche in Rom, wie Torlonia und einige andere Banquiers. Schon im Jahre 1816 wies die Jahresabrechnung mehr als eine Million Scudi Unterbilance. Da ergriff man das Auskunftsmittel, die Staatseinkünfte nach Art der alten Römer zu verpachten, und in dieſer Richtung ging man weit. Aus Oekonomie ließ man die Beköſtigung der Gefangenen, deren Zahl im Jahre 1820 auf 11,000 angewachſen war, durch Privatleute beſorgen. Derjenige, dem die Behörde die Speiſungen übertrug, bekam dafür 15 Soldi täglich. Dieſer aber übertrug ſeine Pflicht an Andere, für 10 oder auch nur 8 Soldi, ſo daß die Gefangenen hungern mußten. Mit dem Gerichtsweſen ſtand es nicht beſſer, als mit dem Gefängnißweſen. Schon ehe der Papſt in ſeine Hauptſtadt zurückkehrte, war die franzöſiſche Geſetzgebung „auf ewige Zeiten" abgeſchafft, und das kanoniſche Recht, nebſt den apoſtoliſchen Conſtitutionen, trat wieder in Kraft. Hierdurch entſtand eine unglaubliche Verwirrung; und Conſalvi mußte an ein neues Geſetzbuch denken. Ein ſolches trat für die Prozeß-Ordnung ſchon 1817 ans Licht; das Uebrige aber ward niemals fertig. Die Folge war, daß die Erlangung des Rechtes im Kirchenſtaate von Gunſt und Zufälligkeiten abhängig ward,

---

[1]) Ranke a. a. O., S. 674, nach der Darſtellung Graf Tournon's, welcher von 1810—1814 in Rom die Präfectur bekleidete.

und „die Gnade des Papstes" wurde unaufhörlich gemißbraucht. „Consalvi" — sagen die officiösen Annali d'Italia — „fing Vieles an, führte Einiges durch, hinterließ aber verschiedene Dinge unvollendet, wie das bürgerliche Gesetzbuch, das Steuerwesen und die Bildung eines Fonds zur Abbezahlung der Staatsschuld" [1]). Massimo d'Azeglio [2]), welcher im Allgemeinen für Consalvi viele Sympathie zeigt, urtheilt über denselben also: „er habe dadurch, daß er die napoleonische Concentration in den kleinen Staat des Papstes einführte, die alte Tradition geändert, alte Gewohnheiten verletzt, was die weltliche Herrschaft des Papstes betreffe, den Anfang des Endes eingeleitet." Wer aber hätte es vermocht, die durch und durch verworrenen, ungesunden Zustände durch irgend welche Reform zu heilen? Früher hatte die Kirche sowohl Stadt als Land ernährt; jetzt dagegen mußte sie durch beide unterstützt werden, wodurch sie sich viele Feindschaft zuzog. Die Provinzen waren unzufrieden, daß alle Geschäfte in Rom abgemacht wurden, und die hohe Aristokratie grollte über den Verlust ihrer Vorrechte. Hierzu kam die tiefe Spaltung zwischen Klerus und Laien, welche alsbald nach der Zeit der französischen Occupation scharf hervortrat; und da zur rechten Zeit kein verständiges Entgegenkommen stattfand, so gewann diese Spaltung einen immer drohenderen Charakter. Farini meint, daß damals der Papst das weltliche Banner erheben und sich das Patronat über ganz Italien aneignen konnte [3]); aber war dieses in der That möglich? Wollte es der Papst: so hätte er gerade mit

---

1) Coppi l. c., T. V, p. 334.

2) Mes Souvenirs, traduits par H. Douesnel (Paris 1876), T. I, p. 282.

3) Farini l. c., T. I, p. 9.

denen brechen müſſen, welche ſeine Stützen waren, den conſervativen Mächten, und ſich dem Volke anvertrauen, welches aber zur Hälfte ungläubig war. Wie hätte das geſtimmt zu den ſpeciellen Uebereinkommen wegen „Italiens äußerer und innerer Ruhe", welche wenige Tage nach den Wiener Schlußverhandlungen unterzeichnet waren? [1]) Und iſt die geringſte Wahrſcheinlichkeit dafür vorhanden, daß, was nachher einem Pius IX. mißglückte, Pius VII. geglückt wäre, und das in dem Augenblicke, wo Reaction und Reſtauration mit vollen Segeln fuhren? Der Kirchenſtaat mußte unter der Nemeſis zuſammenſinken, die allezeit über jede unreine Miſchung des Weltlichen und des Geiſtlichen, der Politik und des Chriſtenthums, hereingebrochen iſt.

Jene, von Farini geltend gemachte Möglichkeit, „dem Welfenthume einen neuen Geiſt einzuflößen", ſchwindet überdieß völlig, wenn man beachtet, auf wie große Oppoſition Conſalvi ſtieß. Etwas gar zu kindlich war freilich die Art und Weiſe, wie dieſe ſich Luft machte, da man dem Cardinal folgenden erdichteten, an Napoleon auf St. Helena gerichteten Brief in die Hände ſpielte: „Sire! Ich habe Alles auf Ihre Rückkehr vorbereitet. Was Ihre Regierung Gutes hatte, habe ich abgeſchafft, das Drückende beibehalten und verſtärkt. Jedermann erwartet Sie mit offenen Armen, beſonders Ihr unterthäniger Herkules Conſalvi." [2]) Jedoch erſchienen auch treffendere Schmähſchriften gegen den Cardinal, welche als Handſchriften in den Café's von Rom circulirten. Dem ſtärkſten Widerſtande begegnete er aber von Seiten ſeiner Standesgenoſſen. So erklärte Cardinal Albani gerade heraus,

---

[1]) „Unſere Zeit" 1859, der (übrigens ziemlich unbedeutende) Artikel: „Die italieniſche Frage ſeit 1815.", S. 666.

[2]) Rom im Jahre 1833, S. 86.

daß er keine Lust verspüre, dreimal so hohe Steuer, als früher, für sein Vermögen und Eigenthum zu zahlen, welches doch heute nur noch ein Drittheil des früheren sei; und, wie Albani, so dachten viele Andere. Pacca ward die Seele einer großen Partei, die Zelanti (Eiferer) genannt, welche Consalvi heimlich und öffentlich beschuldigte, von dem gottlosen Liberalismus angesteckt zu sein; und zu dieser Partei gehörten die Cardinäle Castiglioni (später Pius VIII.) und della Genga (später Leo XII.)

In Folge dieses ihres Widerstandes schloß Consalvi die Cardinäle von jedem Antheile an der Regierung des Staates aus; und hierdurch stieg natürlich ihre Erbitterung. Da schlugen sie einen verhängnißvollen Weg ein, indem sie geheime reactionäre Gesellschaften theils selbst ins Leben riefen, theils beförderten, welche zu einem großen Unglücke wurden, weil die Religion durch dieselben zu einem Werkzeuge ward im Dienste der Politik. Man hatte noch nicht genug an der wachsenden Macht der Jesuiten: man mußte noch mehrere Helfershelfer dazu haben [1]). Seit alter Zeit bestand eine politisch-religiöse Gesellschaft „Pacifici" oder „Santa Unione", deren Wahrspruch war das Wort Christi: „Selig sind die Friedfertigen." Sie schwuren, den öffentlichen Frieden zu wahren, wenn's ihnen auch das Leben koste. Die „Sanfedisten" (d. h. Anhänger des heil. Glaubens), wie die Vereinsmitglieder hießen, stellten sich Anfangs nur die Aufgabe, den Glauben und zugleich den Papst zu vertheidigen, gegen Aberglauben sowohl als weltliche Uebergriffe; späterhin aber erkühnten sich diese Schildträger der absoluten Theokratie, im Namen des Christenthums blutige Verfolgungen zu erheben gegen die Liberalen, ohne Rücksicht auf Stand, Geschlecht und

---

[1]) Farini l. c., T. I, p. 10 ss.

Alter. Auf Antrieb der Sanfediſten erließ Pius VII. ſpäter die Bulle gegen die Carbonari (ſo genannt, weil ſie ihre Bilder und Decorationen vom „Kohlenbrennen“ entnahmen). Ob dieſe geheime liberale Geſellſchaft aus Frankreich oder Deutſchland ſtammte, oder ob ſie auf italieniſchem Boden erwachſen ſei, wiſſen wir nicht. Die Carbonari ſelbſt theilten die allen geheimen Geſellſchaften gemeinſame Vorliebe, ihre Herkunft von den Myſterien des Alterthums abzuleiten, beſonders von den Prieſtern der Iſis und des Mithra; in Wirklichkeit ſind ſie aber ſchwerlich älter, als die franzöſiſche Occupation. Während die Franzoſen mittels der Freimaurerei Freunde in Italien anwarben, hatten die Carbonari, als nationale patriotiſche Italiener, an der Abſchüttelung des franzöſiſchen Joches gearbeitet, und ihre Gemeinſchaft ward ein Feuerheerd für Freiheitsbeſtrebungen und nationalen Patriotismus. Auf eine Giftflaſche und ein glühendes Eiſen legten ſie den Eidſchwur ab, Tag und Nacht bedacht zu ſein auf die Ausrottung der Tyrannen, und die Geheimniſſe der Geſellſchaft ſtrenge zu bewahren; ſonſt „ſolle die Giftflaſche ihr Trank werden, und glühendes Eiſen ihr Fleiſch brennen“. Bei ihren Gelagen tranken ſie einander zu mit den Worten: „Tod oder Unabhängigkeit!“ und ſie ſangen von „dem blutrothen Sterne“, der über ihrem Vaterlande aufgehe, welches ſich wieder erheben werde „beim Hahnenſchrei, wenn die Adler mit einander ſtreiten“.

Dem Unheile gegenüber, welches der Kampf zwiſchen den Sanfediſten und den Carbonari über den Kirchenſtaat brachte, war die andere Landplage, das Banditen-Unweſen, von geringerer Bedeutung [1]). Der Krieg mit den Franzoſen hatte Viele in das Gebirge verjagt; und da er vorüber war, ſuch-

1) Wiseman l. c., p. 150 s.

ten sie, einmal mit den Gesetzen in Widerspruch und Streit gerathen, ihre Zuflucht in den Schlupfwinkeln der Berge und Wälder. Eine verkehrte Romantik verbreitete dazu über die Banditen einen verlockenden Glanz, so daß die römischen Jungfrauen mit Bewunderung nach den Männern hinblickten, welche „in den Bergen leben könnten"; und ihre Väter machten in der Regel ohne irgend ein Bedenken mit den Räubern Geschäfte. Durch eine Art Vergleich gelang es Consalvi, diesen Unfug etwas einzuschränken. Ganz ausgerottet ist er ja bis auf diesen Tag nicht.

Jene an Congressen, an fürstlichen Zusammenkünften und Abmachungen so reiche Zeit, welche zunächst auf den Wiener Congreß folgte, war, was die äußere Politik des Kirchenstaates betrifft, durch eine Reihe von Concordaten bezeichnet, die derselbe mit den einzelnen Ländern abschloß, und deren jedes ein neues Zeugniß ablegte von der wachsenden Macht des Papstthums. Was jedoch eine Zeit lang unter den Fürsten eine gewisse Verstimmung erweckte, war der Umstand, daß der Papst sich weigerte, der heiligen Allianee beizutreten [1]), welche bestimmt war zur Handhaberin und Schirmherrin der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens. Dieser Fürstenbund, welcher insbesondere auf den Einfluß und die unermüdlichen Anstrengungen einer schwärmerischen Dame, der Frau von Krüdener, zurückzuführen ist, sollte an die Stelle des bisherigen Systems „des europäischen Gleichgewichts" treten, welches sich lediglich auf Machtverhältnisse begründete, nicht aber auf das Prinzip der Gerechtigkeit. Der neue Bund sollte Harmonie unter den Mächten hervorbringen und gegenseitige Ehrlichkeit; das Eroberungsrecht sollte keine

---

[1]) W. T. Krug, Gesammelte Schriften, Bd. III (La sainte alliance), S. 235 ff. Dieser Abschnitt ist 1816 geschrieben.

Anerkennung mehr finden, die großen Heere abgeschafft werden, so der ewige Friede seinen Anfang nehmen. Die Türken seien anzuhalten, daß sie ernstliche Maßregeln gegen die Verbreitung der Pest ergreifen, aber auch ihre christlichen Unterthanen menschlich behandeln; die nordafrikanischen Raubstaaten müßten zerstört und der englische Handelsdespotismus gebrochen werden. Was die Fürsten geneigt machte, diesen Bund einzugehen, war der Eindruck der überstandenen Drangsale und Gefahren, sowie das überwältigende, demüthige Gefühl davon, daß die gewaltige Hand Gottes geholfen habe. Aber „die Liebe" muß bei den damaligen Machthabern sehr unvollkommen gewesen sein, da sie nur so wenig „die Furcht auszutreiben" vermochte. So geschah es denn, daß die schönen Worte des Allianz-Traktates, welchen Frau von Krüdener nur mühsam „vor den ungeweihten Händen der Diplomaten und Hofleute hatte bewahren können" [1]), in der Folgezeit in betrübender Weise durch die Handlungen des Bundes widerlegt wurden. Die heilige Alliance war der Ausdruck einer ähnlichen Stimmung, wie jene, welche nach den Religionskriegen dem Könige von Frankreich Heinrich IV. den Gedanken eines christlich-europäischen Staatenbundes, einer europäischen Fürstenrepublik eingab, in welcher Katholiken, Lutheraner und Calviniſten freie Religionsübung genießen sollten. Die idealisirende Romantik der Zeit verbreitete über das neue Bündniß der Fürsten ihren verklärenden Glanz:

„Was hör' ich rauschen? Himmlischer Sphären-Klang
Tönt durch die Lüfte; seliger Geister Schaar,
Wie einst auf Bethlehems Gefilde,
Schwebet hernieder von Licht umflossen."

[1]) Vgl. Krug, Gespräch unter vier Augen mit Frau von Krüdener (Leipzig 1818), abgedruckt in seinen Ges. Schriften, Bd. III, S. 267 ff.

So besang in seiner Begeisterung der Dichter die „Alliance", und die Völker stimmten anfangs vieler Orten ein. Aber der Papst verhielt sich äußerst kühl. In den „Ketzern" wollte er keine echten Glieder der Kirche sehen, und er wollte weder dem einen Wunsche der Alliance willfahren, daß er auf Bann und Inquisition verzichte, noch dem anderen, daß er dem Jesuitismus für immer entsage.

Indessen trug er kein Bedenken, aus der religiösen Romantik, welche in den Palästen herrschend ward, allen möglichen Vortheil zu ziehen [1]). Kaiser Alexander von Rußland schenkte der katholischen Kirche in Polen reichen Grundbesitz. In Spanien kehrte man zu dem Concordate von 1753 und der pragmatischen Sanction von 1763 zurück; und Sardinien errichtete neue Bischofssitze. Den Nachfolgern von Pius war es vorbehalten, in Betreff der zwei zuletzt genannten Länder schmerzliche Erfahrungen zu machen; Pius selbst hingegen schien das Glück in vollen Zügen genießen zu sollen, zum Ersatze für so viel erduldetes Schwere. Im Jahre 1817 brachte er Frankreich dahin, ein neues Concordat mit ihm zu schließen, durch welches der alte Vertrag von 1516 wieder in Kraft trat, dagegen die gallicanischen Kirchenrechte begraben wurden. Ferner wurden die aufgelösten Bisthümer wieder hergestellt und reichlich ausgestattet, so daß ein bedeutender Theil Frankreichs aufs Neue unter die todte Hand kam. Hierdurch wurde aber große Erbitterung hervorgerufen.

„Cette fois de droit divin
L'eglise gagne un pot de vin",

sang Béranger. Die Presse sowohl als die Kammern sprachen sich mit großem Nachdrucke gegen das Concordat aus, obgleich das Ministerium aus bloßer Furcht wesentliche, für

---

[1]) Vgl. Gervinus a. a. O., Bd. II, S. 25 ff.

den päpstlichen Stuhl günstige Stücke desselben verschwiegen hatte. Die Regierung ging also auf das Concordat von 1801 zurück, welches man anfänglich, weil von der Revolution und Napoleon stammend, verschmäht hatte. In Rom aber hat man bis auf die neueste Zeit an dem Concordate von 1817 festgehalten, als einer gültigen und in Geltung stehenden Uebereinkunft. Aehnlich ging's in Bayern. In jenem (trotz des Reformationsjubiläums) für die Curie so überaus günstigen Jahre 1817, kam auch mit diesem Lande ein Vertrag zu Stande, welcher hauptsächlich der Kirche Roms zu Gute kam; aber die Opposition blieb auch hier nicht aus. Die Regierung mußte sich dem ausbrechenden Sturme beugen, und den Protestanten in dem Religionsedikte, welches der neuen Verfassung angehängt wurde, größere Freiheiten und Garantien verleihen. Seit der Zeit haben die wechselnden Regierungen dieses Landes fortwährend gehinkt zwischen dem Gehorsam gegen das Concordat und der Treue gegen die Landesverfassung. Dagegen wurde mit Neapel eine für die römische Kirche sehr vortheilhafte Uebereinkunft getroffen, wofür der Papst auf die jährliche Abgabe, auf welche er unter dem Namen der Haquenée, d. h. Zelter, bisher Anspruch gemacht hatte, fortan Verzicht leistete. Was die protestantischen Regierungen in Deutschland betrifft, so machte sich Anfangs die Sache weniger leicht. Auf dem Wiener Congresse hatte die Idee einer freien deutschen Nationalkirche Anklang gefunden; und bei den Verhandlungen, die 1818 mit den Staaten der oberrheinischen Provinz in Frankfurt a. M. geführt wurden, ließ sich noch ein Nachklang des Febronianismus hören. Als aber die Demagogen-Verfolgungen in Gang kamen, konnte die römische Kirche im Trüben fischen. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., dessen religiöses Gefühl es verletzte, in Schiller's „Jungfrau von Orleans" den katholischen

Cultus auf der Bühne zu sehen [1]), war weit entfernt, seinen katholischen Unterthanen wehe thun zu wollen. Da er nach Rom einen Mann senden sollte, welcher „kein Prälat, kein Katholik und keine zu hoch charakterisirte Persönlichkeit" wäre, so fiel seine Wahl auf den großen Geschichtsforscher Barthold Georg Niebuhr [2]), welcher „gewissenhafte Religiosität, unbestechliche Rechtlichkeit und brennende Vaterlandsliebe vereinigte" [3]); und die Vereinbarung, welche zu Stande kam, war eine für Rom dermaßen günstige, daß der Papst selber sie als eine wunderschöne (mirificam) bezeichnete. Niebuhr, welcher den Sagen des alten heidnischen Roms gegenüber sich kühl und kritisch verhielt, kämpfte mit ritterlicher Wärme für die Trambilder des mittelalterlichen Rom, deren Gefahren er nicht sah. Die Bulle „De salute animorum" vom 16. Juli 1821 ist trotz Allem, was inzwischen geschehen ist, bis auf diese Stunde die Grundlage der kirchlichen Stellung Preußens zu Rom. Im Vertrauen auf die Gunst, welche er sich erworben hatte, durfte Niebuhr bald nachher den Papst auffordern, ohne Rücksicht auf das große Kirchen-Schisma, für die Sache der Griechen das Wort zu nehmen und für die Verdrängung der Türken aus Europa mitthätig zu sein, und er versprach dem Papste, wenn er eine solche kirchliche Vermittlerrolle übernähme, einen hohen Lohn [4]). Niebuhr gebührte ferner das Verdienst, es durchgesetzt zu haben, daß ein deutscher protestantischer Gottesdienst mitten in der päpst-

---

1) Chateaubriand, Mémoires d'outre-tombe (Leipzig 1849), T. VII, p. 123.

2) J. Classen, B. G. Niebuhr, S. 73 ff.

3) Bunsen in „Niebuhr als Diplomat in Rom" (Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr), Bd. III, S. 325.

4) Niebuhr's Brief (vom 2. Dezember 1801) bei Consalvi, T. I, p. 133—135).

lichen Residenz eingerichtet wurde. Auch war er's, der den deutschen Malern, welche sich zahlreich in Rom aufhielten, mit Rath und That beistand; namentlich hatte er seine Freude an Cornelius, „dem Goethe unter den Malern" [1]).

Die einzige katholische Macht, welche keine neue Vereinbarung mit dem Papste traf, war Oesterreich: denn noch waltete in diesem Lande, in kirchlicher Hinsicht, Etwas von Joseph's II. Geist. Aber Kaiser Franz I. kam dennoch mit seiner Gemahlin und seiner Tochter, sowie dem Fürsten Metternich und einem glänzenden Gefolge, nach Rom (1819), um den Papst zu besuchen und ihm seine Liebe und Ehrfurcht zu bezeugen. Es war ein willkommener Besuch, würde es aber in noch höherem Grade gewesen sein, wenn nicht gerade in der päpstlichen Casse vollständige Ebbe gewesen wäre. Pius mußte, seltsam genug, zu den Festen, die er dem Kaiser Franz und seiner hohen Begleitung veranstaltete, das nöthige Geld von — Mad. Lätitia Bonaparte und der Schwester Napoleon's, der üppigen Fürstin von Guastalla, Pauline, sich borgen. Bei dieser Veranlassung knüpfte sich von Neuem das Freundschaftsband zwischen Consalvi und Metternich; und kurz nachher gab der österreichische Minister, als er unterwegs nach Carlsbad war, seinem römischen Collegen guten Rath. „Vernichten Sie die Ränkeschmiede: so machen Sie, daß der Ränke weniger wird. In jeder Hinsicht können Sie mit Zu-

---

[1]) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, Bd. II, S. 360. Ueber die wissenschaftliche Bedeutung seines römischen Aufenthalts sagt E. Curtius in einem seiner herrlichen Vorträge („Alterthum und Gegenwart" 1875, S. 54): „Niebuhr aber hat das unvergeßliche Verdienst, daß er der deutschen Wissenschaft in Rom einen festen Sitz gegründet, und nach der einseitigen Bevorzugung des Griechischen die Studien über römische Geschichte und Ortskunde unter den deutschen Römern ins Leben gerufen hat."

versicht auf guten Beistand von unsrer Seite rechnen", heißt es in seinem Briefe [1]). „Das zwischen uns bestehende herzliche Einverständniß wird ein mächtiges Mittel sein zur Erhaltung des Friedens, und gegen dasselbe vermögen die Pforten der Hölle nichts". Andere gekrönte Häupter befolgten das Beispiel Franz' I. [2]), nicht allein der König von Neapel, sondern auch der König von Preußen. Auch der kunstsinnige Prinz, nachherige König von Dänemark, Christian, und seine Gemahlin Amalie (noch lebende verwittwete Königin) verweilten als Gäste in der ewigen Stadt [3]). Erst in Anlaß ihres Besuches kam Thorvaldsen in ein persönliches Verhältniß zu Consalvi und der römischen Geistlichkeit [4]). Außer diesen vorübergehenden Gästen hatte Rom auch für längere Dauer mehrere fürstliche Personen in seinen Mauern, da sowohl Karl IV. von Spanien als auch der alte, blinde Karl Emanuel IV. von Savoyen ihre Wohnung dort aufgeschlagen hatten und Napoleon's Familie ebendaselbst eine Freistatt gefunden hatte.

Aber auch die Verehrer der Kunst und Wissenschaft strebten der Stadt St. Petri zu, in welcher das heidnische Alterthum und das christliche Mittelalter zusammentreffen. Consalvi's Gedanke war dieser: Rom als Stadt der Kunst zu einer Weltstadt zu machen, da sie doch einmal die Herrscherin der Welt nicht mehr sein könne. Daher wurden die Priester der Kunst in hohen Ehren gehalten. Canova, welcher für die Plastik eine neue Bahn brach, indem er den Weg zeigte zu größerer Reinheit des Styles, war gern gesehen sowohl vom Papste als von seinem Staatssecretär. Auch die Maler-

---

1) Abgedruckt bei Consalvi l. c., T. I, p. 112ss.
2) Wiseman l. c., p. 172.
3) Consalvi l. c., T. I, p. 127ss.
4) J. M. Thiele, Thorvaldsen in Rom, Bd. II, S. 187.

kunſt trat damals in eine neue Blüthe. Ein herrliches Vierblatt deutſcher Künſtler: Friedrich Overbeck aus Lübeck, Peter von Cornelius aus Düſſeldorf, Philipp Veit aus Frankfurt a. M. und Wilhelm Schadow aus Berlin, malten im Jahre 1816 im Vereine Frescobilder aus Joſeph's Geſchichte in einem auf Monte Pincio gelegenen Hauſe; und hiermit ging in der Geſchichte der Malerei eine neue Aera an. Ihre Vorbilder ſahen dieſe Künſtler in der ſtreng kirchlichen Kunſt des Mittelalters, in Fra Fieſole's unter Gebet gemalten Bildern. Mehrere dieſer „Nazarener" vertauſchten ihr väterliches Bekenntniß mit dem Glauben der römiſchen Kirche, und meinten alſo beſſer malen zu können in der Nachfolge ihrer mittelalterlichen Meiſter. Overbeck ward in jeder Beziehung ein Römer, wie er denn daſelbſt auch ſein Grab gefunden; dagegen hat W. Schadow viele Jahre als Direktor der Düſſeldorfer Kunſtakademie in ſeinem Vaterlande gewirkt, ſowohl für die Kunſt des Mittelalters als für den Glauben der römiſchen Kirche [1]). Die Vorliebe des Cardinals für den Componiſten Cimaroſa wurde ſchon früher erwähnt; dieſer war aber keineswegs der einzige Muſiker, welcher damals am Hofe des Papſtes Aufnahme und Gunſt fand. Auch an Männern der Wiſſenſchaft fehlte es nicht. Indeſſen ſchien die frühere Originalität und Genialität italieniſcher Gelehrten jetzt der Geiſtloſigkeit ihren Platz geräumt zu haben. „Italia è spenta, è un corpo morto!" [2]) klagte ein Gelehrter der alten Schule gegen Niebuhr. Da war der hochbejahrte Alterthumsforſcher Fea [3]), ein Mann von koloſſalem Wiſſen, welcher, den einen Tag wie den andern, auf dem nämlichen Platze in

1) Nippold, Welche Wege führen nach Rom? (Heidelberg 1869.) S. 179 ff.

2) D. h.: Italien iſt erloſchen, iſt ein Leichnam! —

3) Vgl. Wiseman l. c., p. 123 ss.

der Minerva-Bibliothek saß und über alten Büchern brütete, in der gelehrten Welt namentlich bekannt geworden durch seine Ausgabe Winckelmann's. Da war der äußerst fruchtbare Schriftsteller Cancellieri, welcher, in einem Zeitraume von mehr als sechszig Jahren, eine gelehrte Abhandlung nach der andern in die Welt sandte über die sonderbarsten Themata. Z. B. „Die Leibärzte des Papstes" — „Wie man des Papstes Fuß küßte, ehe ein Kreuz auf seinem Schuh gestickt war" — „Männer von starkem Gedächtniß und Männer, die ihr Gedächtniß verloren haben" — so lauten die Titel einiger seiner Schriften, in welchen sich eine mit Ameisenfleiß aufgehäufte Masse von Kenntnissen findet. Da war Papencordt, der gelehrte Kenner des Mittelalters, welcher in den kleinsten Ereignissen jener Zeit zu Hause war, und welcher beständig neue Ausflüge ins Gebirge machte, um den Schauplatz der endlosen Kämpfe der italienischen Barone im Mittelalter zu studieren. Auch Astronomen gab es, wie Conti und Calandrelli; und unter dem Patronate Pius' VII. bildete sich die Akademie für praktische Wissenschaft, welche ihren Sitz auf dem Capitole hatte. Ausgezeichnete Prediger vermißte man gleichfalls nicht. Wiseman hat in seinen „Erinnerungen" [1]) uns einen solchen geschildert in dem Franciscaner Pacifico Deani. Zu den eingeborenen Künstlern und Gelehrten kam eine ganze Schaar Fremder, manchmal Sterne erster Größe, welche längere oder kürzere Zeit unter den Denkmälern der alten Roma wandelten und weilten. Pius that das Seinige, um diesen Strom dorthin zu ziehen, indem er beflissen war, Schätze der Kunst und Wissenschaft nicht nur zu sammeln, sondern auch in aller Weise für ihre Erhaltung und Verwerthung zu sorgen. Von den ein-

[1]) Wiseman l. c., p. 135 s.

geborenen Römern konnte man indessen manche Klagen hören: die Regierung kümmere sich um die Fremden mehr als um die Heimischen, und die Reisenden wüßten ihre Wünsche durchzusetzen, indem sie drohten, „mit Consalvi über die Sache reden zu wollen", da er meistens den Fremden Recht gebe [1]).

Jedoch sollte Rom einmal nicht, als die Stadt der schönen Künste, in Frieden dahin leben, und schon unter Pius VII. spürte man die Vorboten neuer Stürme. Im Jahre 1816 sagte der Papst zu Artaud [2]), als die Rede auf das jüngst erlassene Motu Proprio kam: „Heutzutage sind die Völker difficil"; er gab zu verstehen, wie „die Schwierigkeiten" von Jahr zu Jahr sich steigerten. Im Jahre 1817 machten die Carbonari einen mißlungenen Versuch, die Stadt Macerata einzunehmen; und zwei Jahre nachher ward es deutlich, daß sie Pläne auf Rom selbst hatten. Ein italienischer Officier, Illuminati [3]), brachte ein paar Briefe auf die Post. Dem Postmeister fiel in dem Benehmen des Mannes eine gewisse Unruhe auf. Daher öffnete er die Briefe. Sie enthielten in räthselhafter Sprache abgefaßt Nachrichten an die Logenbrüder. Illuminati wurde auf die Folter gespannt; er wollte aber nichts bekennen. Er enthielt sich aller Speise, um den Tod zu finden, ohne Etwas bekannt zu haben. Da traf aus Venedig von seiner Geliebten ein Briefchen ein, und siehe! die Liebe war stärker als die Politik. Er bekam wieder Lust zum Leben, aß — und bekannte. Aus seinen Bekenntnissen ging hervor, daß ein Netz von Verschworenen sich über die ganze Halbinsel ausbreitete.

Als Spanien im Jahre 1820 die Verfassung von 1812 proclamirte, wurde auch ganz Italien von einer revolutionären

1) Massimo d'Azegli, Mes souvenirs, T. I, p. 283.
2) Artaud l. c., T. II, p. 484.
3) Ranke a. a. O., S. 741 ff.

Bewegung durchzuckt. In Neapel erhob die Armee das Banner der Verfassung von 1812, und auch in Sicilien brach eine Revolution aus. In Süd-Italien richtete sich die Erhebung gegen die Tyrannei des Königs, in Nord-Italien dagegen galt sie der Herrschaft der Fremden. „Das Königreich Italien! Unabhängigkeit!" das war die Losung in Piemont. In der Mitte zwischen diesen zwei revolutionären Gluthströmen lag der Kirchenstaat, dessen Fürst unmöglich nach einer Constitution regieren konnte, und dessen Minister ein Freund Metternich's war. In der kirchenstaatlichen Enclave, Pontecorvo pflanzte man schon einen Freiheitsbaum auf, und in Rom verkaufte man Ringe mit Todtenköpfen und anderen Carbonari-Zeichen. In den Legationen, wo die französische Herrschaft revolutionäre Keime zurückgelassen hatte, hielten die Mitglieder der geheimen Gesellschaften in abgelegenen Waldgegenden ihre Zusammenkünfte, und sangen: „Wir alle sind Soldaten der Freiheit." Ihre Losung: „Italien, Rom und Freiheit!" machte damals tiefen Eindruck auf Lord Byron, als er zufällig an einer solchen Schaar vorüberritt, und er theilte unter die Leute Geld und Waffen aus. Man verbreitete eine fingirte Proclamation des Papstes, welcher seinem Volke gelobte, „künftig nach der spanischen Constitution, dem Evangelium und dem Trienter Concil regieren zu wollen". Eine Zeitlang gewann es den Anschein, als wenn die verschiedenen Widersacher Consalvi's, die reactionärsten Cardinäle und die liberalen, sich vertragen wollten über eine „constituzione cardinalia", dem Vorbilde der spanischen nachgebildet, welche der Geistlichkeit schon aus dem Grunde zusagte, weil sie die Ausübung jeder anderen Religion, außer der katholischen, verbot, und die Wahlen mit religiösen Cäremonien umgab.

Aber Consalvi kämpfte sich glücklich durch den Sturm hindurch, indem er Kaltblütigkeit und Festigkeit mit Milde

bewahrte. Auch der Papst blieb in ruhiger Gemüthsverfassung. Eines Abends, im Februar 1821, hieß es, daß die Neapolitaner auf dem Marsche nach Rom seien [1]). „Höre, Frosini", sagte der Papst zu seinem Haushofmeister, welcher ihm zuredete, zu flüchten, „bist du bange, so magst du reisen. Ich gehe zu Bette." Zur Zeit des Carnevals brachen indeß in den Legationen Unruhen aus; als aber die Oesterreicher erschienen, ward es wieder stille. Der heiligen Alliance gelang es, die Aufstände in den beiden Halbinseln Süd-Europa's zu ersticken, womit zugleich der Jansenismus, welcher in den Cortes Spaniens und in dem Hofkreise Portugals das Haupt wieder kühnlich erhoben hatte, seinen Todesstoß erhielt. Aber der Sieg der Alliance gereichte doch dem Papste nicht zu ungetrübter Freude. Er, sowie die andern italienischen Mächte, erhielten hinsichtlich der Regierung allerlei gute Rathschläge, welche aber Consalvi nicht entgegennehmen wollte: denn es kränkte ihn, den Papst auf gleiche Linie mit den Fürsten Toscana's und Modena's gestellt zu sehen [2]). Im Jahre 1821 wurde die schon erwähnte Bulle gegen die Carbonari erlassen, welche ihr ganzes Treiben verdammte [3]). Allein von diesem Augenblicke an hielt Consalvi sich etwas ferner von Metternich. Der österreichische geheime Agent äußerte sich damals über den Cardinal mit der größten Bitterkeit, da „er die Instructionen vergesse, die er 1815 von den alliirten Mächten erhalten habe". Der Zustand der Dinge in Rom wird geschildert als „Demoralisation im geistlichen Regiment,

---

1) Ueber die Aengste, in denen sich die Römer damals befanden, s. Niebuhr's Lebensnachrichten, Bd. II, S. 194.

2) Ranke a. a. O., S. 757—761.

3) Schon früher hatte Metternich hinsichtlich dieser Angelegenheit seinen Rath ertheilt; vgl. seinen Brief bei Consalvi l. c., T. I, p. 123 s.

als Unordnung und Verderben im weltlichen", und die römische Politik als eine „Mischung von Pharisäismus und Machiavellismus" [1]). Daher darf es uns nicht wundern, daß Oesterreich, bei dem Gerüchte von einem kränkelnden Zustande des Papstes, sich nach einem Candidaten für den päpstlichen Stuhl umsah, auf welchen es um keinen Preis Consalvi wollte erhoben wissen. Aber Ludwig XVIII. ward Consalvi mehr und mehr ergeben, und die Orleans neigten sich ebenfalls der Curie zu. Ludwig Philipp [2]) schrieb 1822 an Consalvi in seinem hausväterlichen Tone, daß „seine Frau und er sich glücklich fühlten, ihrer heranwachsenden Familie die Liebe zum Stuhle St. Petri einzuflößen"; und als Zeichen seiner Hochachtung vor dem Cardinal sandte er ihm einige Blumen, da er von Talleyrand gehört habe, daß er ein Blumenfreund sei.

In demselben Jahre, als Pius die Bulle gegen die Carbonari schleuderte, starb auf seiner fernen Insel der gefangene Kaiser. Der fromme Papst hatte ihn nie vergessen. Im Oktober 1817 schrieb er von seiner Villa zu Gandolfo an Consalvi [3]): „Die Familie Kaiser Napoleon's hat durch Cardinal Fesch mich unterrichtet, daß die Felseninsel Helena ein tödtliches Klima habe, und daß der arme Verbannte von Minute zu Minute seine Kräfte schwinden sehe. Diese Nachricht hat mir unaussprechlichen Kummer verursacht, und Sie werden ihn ohne Zweifel mit mir theilen: denn wir beide müssen uns doch erinnern, daß nächst Gott wir es ihm verdanken, daß in dem großen französischen Reiche die Religion

---

1) Vgl. die Depesche bei della Gattina l. c., T. IV, p. 318 nach: „Carte segrete ed atti ufficiali della polizia austriaca, publicati da Carlo Cattaneo".

2) Consalvi l. c., T. I, p. 137.

3) Der Brief bei Consalvi l. c., T. I, p. 77—79.

wieder zu Kräften gekommen ist. — Savona und Fontainebleau sind nur geistige Verirrungen oder Uebereilungen, welche aus menschlichem Ehrgeize stammen; das Concordat aber war eine rettende That christlichen Heldenmuthes. — Es wird meinem Herzen eine Freude ohne Gleichen sein, wenn ich zur Minderung der Leiden Napoleon's beigetragen habe. Er kann ja Niemandem mehr gefährlich sein; ich wünsche nur, daß er auch Niemandem möge zu Gewissensbissen Veranlassung geben." Das war eine Sprache, würdig eines Christen. Pius beabsichtigte, an die alliirten Mächte und namentlich an den Prinzregenten von England zu schreiben, und er forderte Consalvi auf, auch seinerseits bei dem Letzteren eine Fürbitte einzulegen, welcher ja „ein lieber und guter Freund" des Cardinals sei. In einem Brief vom 18. Mai 1818 [1]) dankt Mad. Lätitia dem Papste für Alles, was er für ihren „großen unglücklichen Proscribirten auf St. Helena" gethan habe. Ihr sei zu Muthe wie „der Mutter aller Schmerzen", und ihr einziger Trost sei dieser, daß der Papst das Vergangene vergessen habe, so daß er nur mit Wohlwollen ihrer und ihres Kindes gedenke. Indeß waren es nicht immer traurige Nachrichten, die von St. Helena her verlauteten. Der Papst hatte an Napoleon einen Priester, Abt Vignali, gesandt, welcher ihm den Trost der Religion bringen sollte; daß aber sein Unglück und sein Sturz den Kaiser zum christlichen Glauben geführt habe, dafür liegt kein einziges Zeugniß vor. Jedoch hat sich Napoleon über das Christenthum gelegentlich mit — kühler Anerkennung und Hochachtung geäußert. Sein Testament hebt mit den Worten an: „Ich sterbe im Schooße der apostolischen und römischen Kirche", und er wollte, daß bei der Leichenfeier die Gebräuche der römischen Kirche beobachtet würden. Als hier-

1) Consalvi l. c., T. I, p. 102 s.

über sein Arzt einen Spott hören ließ, sagte er: „Junger Mann! Sie sind vielleicht zu geistreich, an Gott zu glauben. Soweit bin ich nicht gekommen. Nicht Jedermann kann Atheist sein." Allein es bleibt doch zwischen dem wahren Christenglauben an das ewige Leben und den Unsterblichkeitsphantasien des großen Kaisers eine weite, tiefe Kluft. Wenige Tage vor seinem Tode sprach er: „Ich werde meine Generale wieder sehen; sie werden mir entgegenkommen, sie werden noch einmal den Rausch empfinden, welcher in der irdischen Ehre liegt. Wir werden reden von Dem, was wir vollbracht haben; wir werden über unsre Kunst uns unterhalten mit Friederich, Turenne, Condé, Cäsar und Hannibal — es wäre denn, daß man dort oben gerade so, wie hienieden, davor bange wäre, so viele Krieger bei einander zu sehen." Also eine moderne Walhalla war's, was er sich versprach und erwartete. Endlich am 5. Mai, während draußen Sturm und Regen tobten, that er nach einem schrecklichen Todeskampfe seinen letzten Athemzug. „Mein Sohn — die Armee — Desaix" waren die wenigen Worte, die man von seinen stammelnden Lippen auffangen konnte, und nach denen man vermuthet hat, daß seine letzten Gedanken bei Marengo verweilten. Als die Botschaft von seinem Ableben nach Rom gelangte, ließ der Papst durch Cardinal Fesch einen Trauergottesdienst halten [1]), welcher als Zeugniß dafür dienen sollte, daß er versöhnt mit der Kirche gestorben sei. Manzoni's Gesang: „Il cinque Maggio" (der fünfte Mai) ging damals von Mund zu Mund [2]).

---

[1]) Artaud l. c., T. II, p. 577.

[2]) In diesem heißt es u. A.:

Il dio che atterra e suscita,
Che affana e che consola,
Sullo deserta cultriçe
Accanto a lui posò.

„Es hat der Gott, der stürzt und hebt,
Der Leid und Tröstung sendet,
Auf dem verlassnen Sterbebett
Ihm an der Brust geruht."

Paul Heyse, G. Gisti, S. 328.

Pius VII. überlebte ihn nicht lange. So wenig, als irgend einer seiner Vorgänger, sollte er „die Jahre St. Petri", eine fünfundzwanzigjährige Regierung, erreichen. Am 6. Juli 1823 that er in seinem Zimmer einen Fall, und er war genöthigt, das Bett zu hüten. Während er krank daniederlag, ereignete sich ein Unglück, welches als Vorzeichen galt für den Tod des Papstes: die außerhalb Roms gelegene St. Paulikirche brannte ab. Es war die schönste Basilika der Stadt, schon unter Kaiser Theodosius aufgeführt, mit fünf Schiffen, die durch korinthische Säulen von einander getrennt waren [1]). Zu St. Pauli hatte Pius seine Jugend als stiller Mönch unter gelehrten Studien verbracht, und er hatte für diese Kirche eine Vorliebe [2]). Als sie brannte, war er so leidend, daß man nicht wagte, es ihm zu erzählen. Er ward schwächer von einem Tage zum andern, und er war auf die Nähe des Todes gefaßt. Der Kaiser von Oesterreich sandte ihm alten Tokayer, und Ludwig XVIII. schenkte ihm ein, mit einem sinnreichen Mechanismus versehenes Bett, um seine Leiden dadurch zu lindern. Am 17. August genoß er das heilige Abendmahl; am 19. erhielt er die letzte Oelung, und in allen Kirchen Roms wurde für den sterbenden Papst gebetet, welcher mit sterbender Stimme beständig die Worte: „Savona — Fontainebleau", wiederholte [3]). Es ist ein schöner Zug, welchen man aus den letzten Krankheitstagen Pius VII. berichtet: „er habe sich in die so gewohnte Anrede: Santissimo padre, nicht finden können, sondern jedesmal gesagt: Nein, nennet mich povero peccatore!" [4]) In seinem Delirium

---

1) Lübke, Geschichte der Architektur (Leipzig 1870), Bd. I, S. 221 f.; vgl. S. 217.

2) Wiseman l. c., p. 171.

3) Artaud l. c., T. II, p. 604.

4) Henke, Papst Pius VII. (Marburg 1860), S. 35.

wiederholte er unaufhörlich geistliche Liederverse und fromme Uebungen, war auch immer im Stande, Consalvi zu erkennen, und beantwortete seine Fragen vernünftig [1]). Am 21. August starb er sanft und ruhig, unter inbrünstigen Gebeten. Consalvi, selbst am Fieber leidend, hatte sich von seinem Krankenlager erhoben, um während der letzten Augenblicke dem Papste nahe zu sein. Als sein Gebieter den letzten Odem von sich gegeben hatte, warf er sich neben dem Sterbebette auf seine Kniee und netzte die Füße der Leiche mit seinen Thränen.

Mit dem Tode Pius' VII. hörte Consalvi's Regiment auf. Denn die Amtsbefugniß eines päpstlichen Staatssecretärs ist in demselben Augenblicke zu Ende, wann sein Gebieter stirbt. Consalvi hatte die Cardinäle immer seine Ueberlegenheit fühlen lassen, und jetzt waren sie froh, des harten Druckes ledig zu sein, — eine Freude, deren sie gar kein Hehl hatten [2]). Schon bei ihrer ersten Zusammenkunft machte der Unwille gegen den mächtigen Minister sich Luft; aber Fesch redete ihm das Wort [3]). Inzwischen bekamen die Cardinäle Somaglia und Ruffo den Auftrag, Alles für ein neues Conclave in Stand zu setzen; und zur selben Zeit, da Messen für den eben verstorbenen Papst gelesen wurden, war man eifrig bedacht, den besten Candidaten für den erledigten Stuhl ausfindig zu machen. Consalvi machte gar keinen Versuch, um aufs Neue eine Rolle zu spielen; alle seine Gedanken beschäftigten sich mit der Errichtung eines würdigen Denkmals für seinen Gebieter. In seinem Testamente vom 1. August 1822 [4]) hatte er eine Summe von 20,000 römischen Gulden ausgesetzt, wofür zu

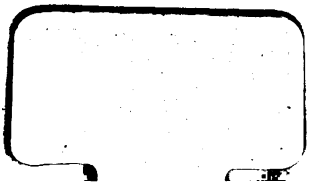
---

1) Bunsen a. a. O., Bd. I, S. 209.
2) Massimo d'Azeglio, Mes souvenirs, T. II, p. 212.
3) Artaud l. c., T. II, p. 609
4) Abgedruckt bei Consalvi l. c., T. I, p. 181 s.

Ehren Pius' VII. ein Grabmonument errichtet werden sollte. Die Ausführung solle entweder dem Meißel Canova's oder Thorvaldsen's anvertraut werden, oder, falls diese gehindert wären die Arbeit zu übernehmen, einem anderen der ersten Bildhauer Roms. „Das Monument soll drei Statuen enthalten: oberhalb der Urne den Papst, und an der Seite die zwei Tugenden, die Stärke und die Weisheit." Da Canova schon kurze Zeit nach der Abfassung dieses Testamentes starb, so wurde Thorvaldsen die Arbeit übertragen [1]). An einem Novembertage, als der Künstler eben beschäftigt war, seinen berühmten Taufengel zu meißeln, wurde er in den Vatican berufen und erhielt hier von Consalvi die Aufforderung, das Monument Pius' VII. auszuführen. Er wurde durch diesen Auftrag hoch erfreut: gegen seine sonstige Weise hielt er auf der Straße die ihm begegnenden Freunde an und erzählte ihnen von seinem Glücke. Er entwarf verschiedene Skizzen. Zuerst zeichnete er Pius VII. sitzend, mit einem Palmenzweige in der Hand, während zwei Engel über seinem Haupte eine Sternenkrone trugen. Der Gedanke war kein glücklicher: denn Palme und Sternenkrone sind Attribute eines Heiligen. Pius war aber kein Heiliger. Darauf stellte er Diesen, wie gebeugt unter seinen vielen Leiden, sitzend dar, während die dreifache Krone, welche er niedergelegt hatte, an seiner Seite ruhete. (Die Skizze Nr. 149, Zimmer XXXIII des Thorv.-Museums.) Dieses war der Pius in Savona; man wünschte aber den Pius in Rom. So zeichnete der Meister denn eine dritte Skizze (welche im großen Saale des Museums als Gypsguß vorhanden). Der Papst sitzt, bekleidet mit einem

---

1) Vgl. J. M. Thiele, Thorvaldsen in Rom, Bd. II, S. 187 ff. und M. Hammerich, Thorvaldsen und seine Kunst; aus dem Dänischen (Gotha 1876), S. 91 f.

schweren Meßgewande, in welches die Marterwerkzeuge der apostolischen Zeit hineingestickt sind. Mit der erhobenen rechten Hand, welche den Fischerring trägt, segnet er das Volk; seinen linken Fuß aber streckt er zum Kusse vor. Das Antlitz trägt den milden und sanften Ausdruck dieses frommen Papstes. Die Zeitgenossen fanden die Aehnlichkeit überraschend. Das schon 1825 fertige Modell zu diesem Monumente war Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Nur die eifrigen Katholiken waren unzufrieden. Sie meinten, es sei ein Skandal, daß ein Ketzer dem Oberhaupt der Kirche in der Hauptstadt der Christenheit ein Denkmal errichten solle, und ihre Hoffnung war, daß Thorwaldsen, wie gewöhnlich, es nicht zu rechter Zeit werde fertig bringen. Hierdurch wurde der große Künstler nur noch mehr angespornt. Das Werk wurde zu dem verabredeten Termine vollendet und am 2. April 1831 enthüllt.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.